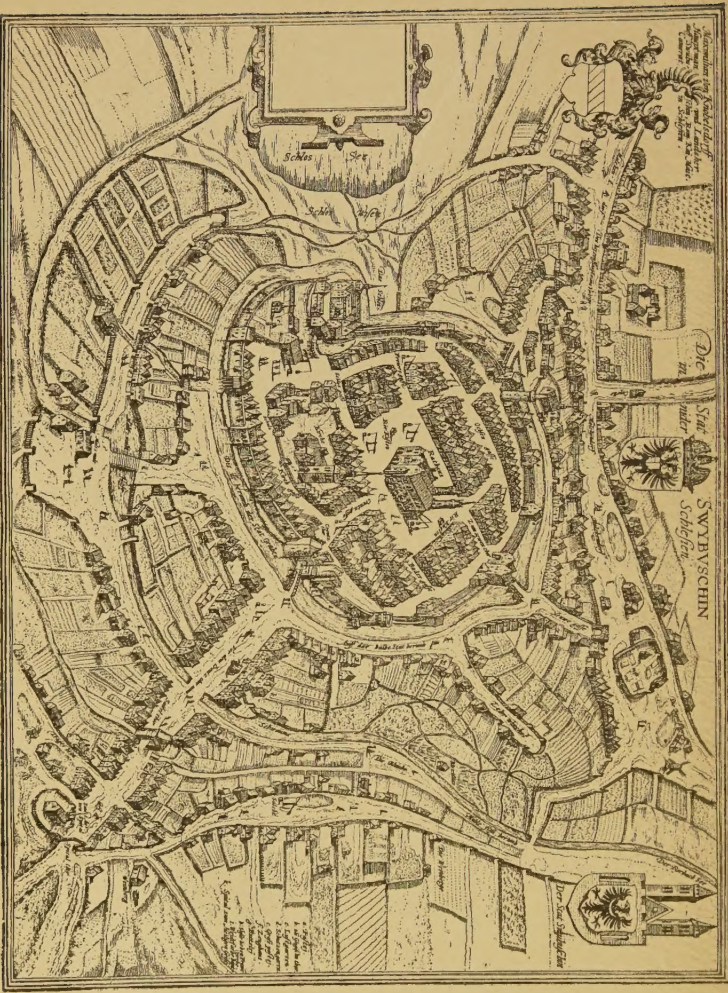


Urgroßvaters Hausbuch



Berthold



Die Stadt Schwibbusch im 16. Jahrhundert.

transmission 2/ Oct. Novemb. 1921. Helene Berthold

1909.

Motto: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.“ 2 Kor. 4, 8—9.

„Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist.“ 1 Kor. 1, 27.

„Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden.“ Jes. 40, 29.

Schwiebus, den 8. Juli 1830.

„Heut, als am Geburtstage meiner liebsten Tochter Gottliebe, die seit kurzem an den hochwürdigen Superintendenten und Pfarrer, Herrn Eduard S . . . zu Samter, im Posen'schen, verheiratet ist, habe ich mir, nach alter Gewohnheit, einen Feiertag gemacht und bin hinaufgestiegen in die Bodenkammer, allwo der Väter Hausrat steht, um dort nach Herzenslust in den alten Geschriften und Sachen zu kramen.

Das ist von jeher meine Freude gewesen, und gar manchmal schon fand ich ein merkwürdig Blättlein aus der Voreltern Lebensgeschichte, das ich mit sonderlicher Nüchternung studierte und nachher den Meinen zu Nutz und Frommen vorlas.

Auch heut durchstöberte ich mit Lust und Eifer die morschen Truhen und Schränke, und bemerkte dabei plötzlich mit Neugier und Verwunderung, daß der eine der alten Kasten einen unverhältnismäßig hohen Boden hatte.

„Ha, ein Geheimfach!“ schoß es mir unwillkürlich durch den Sinn. Ich holte also schleunigst Meißel und Beil, setzte das Stemmeisen in eine Fuge des morschen Holzes und sprengte mit raschem Drucke die Hinterwand des Kastens.

Und siehe da! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen! Die Truhe besaß wirklich ein geheimes Versteck; und als das Brett zu Boden fiel, kam ein dickes, in Pergament gebundenes Buch zum Vorschein.

Erwartungsvoll löste ich die messingnen Krampen, schlug den Deckel zurück und las nun auf dem Titelblatte mit höchstem Erstaunen folgendes:

„Im Namen Jesu!“

Schwebussen, anno domini 1522.

Hausbuch

des

Michael Sckerle,

Bürgers und Tuchmachermeisters zu Schwebussen

im Herzogtum Schlesien,

angefangen

am:

2. Februaris 1522,

unter der Regierung unseres allergnädigsten Herren

Ludovicus,

König in Ungarn und Böhmen

und

Herzog in Schlesien.

Wer beschreibt meine Freude und Rührung! Ich hatte das lange vermißte Hausbuch unserer Familie wiedergefunden!

Wahrscheinlich war es in den schweren und betrübten Kriegzeiten von irgend einem besorgten Familiengliede, das später, ehe es sein Geheimnis offenbaren konnte, sterben mußte, in dem doppelten Boden der Truhe verborgen worden.

Mein seliger Vater, der uns oftmals von und aus diesem Buche erzählte, bedauerte stets den Verlust dieser reichhaltigen Haus- und Stadtchronik, und ich selber entsann mich deutlich, mit welchem Vergnügen ich dereinst als Knabe diesen Geschichten gelauscht hatte.

Nun lag der so lange entbehrte Schatz wieder vor mir, und mit Erwartung und Eifer machte ich mich alsbald darüber her.

Die Schrift war zum größten Theile noch gut erhalten, und die Entzifferung der vielfach geschnörkelten und altmodischen Buchstaben verursachte mir nicht allzuviel Schwierigkeiten, da ich ähnliche Sachen schon des öfteren gelesen hatte.

Mit sonderlicher Rührung und Andacht begab ich mich darum an das genaue Studium des werten Buches, und als die Sommer-sonne ihre letzten Strahlen zum Dachfenster herein sandte, saß ich noch immer und las.

Acht volle Stunden hatte ich mit meinem wiedergefundenen Schätze zugebracht und dabei vollständig überhört, daß mich meine liebe Alte verschiedenemal zum Vesper gerufen hatte. Jetzt aber ertönte ihre Stimme fast ärgerlich vom Flur herauf: „Benjamin Gotthilf, du bist unverbesserlich! Hast du denn über den alten Tröstern die Deinen ganz und gar vergessen? So komm doch endlich zum Abendessen. Das Brod vertrocknet sonst ganz und gar, und das Bier ist längst abgestanden und schal.“

Ich mußte heimlich lachen über den Eifer der guten Frau. Dann nahm ich meinen Fund, der in Wahrheit ein „Tröster“ genannt werden konnte, unter den Arm und stieg eilends die Treppe hinab. Meine Johanna war nicht wenig erstaunt, als ich ihr die Ursache meines langen Verbleibens in der Bodenkammer erzählte. Mit Neugier und Verwunderung betrachtete sie das altehrwürdige Buch, und Tränen der Rührung liefen ihr über das Antlitz, als ich ihr nach dem Nachtessen einige Stücke daraus vorlas.

„Ach Gott, Alter, wie schön das ist! Nun verstehe ich gerne, daß du dich nimmer hinabfinden konntest, ehe denn du mit diesen erbaulichen Geschichten zu Ende warest! Ach, was sind doch unsere Vorvorderen für fromme, gottesfürchtige Leute gewesen! Was haben sie getragen und gelitten um des Evangeliums willen, und sind dennoch niemalsen müde geworden, dem Herrn im wahren

Glauben nachzufolgen! Ob es heutzutage wohl auch noch so wäre? Was für ein still und geruhig Leben dürfen wir dagegen führen, und wissen dem Allmächtigen kaum Dank dafür! Frei und ungehindert können wir Gottes Wort und Luthers Lehre bekennen, ohne daß uns dabei einfällt, solche große Gnade nun auch durch einen gottseligen Wandel anzuerkennen und zu betätigen!"

Ich nickte zustimmend: „Du hast recht, Johanna. Unsere Vorbilder sind uns ein gar herrlich Beispiel, wie wir unseres Glaubens richtig leben sollen. Ich meine, manch einer der lauen Tageschriften müßte erschüttert werden und ernster denken lernen, wenn er die Märtyrergeschichte seiner Väter lesen würde.

Ich freue mich darum von ganzem Herzen, daß ich das Hausbuch des Urahnens wieder gefunden habe, und ich gelobe hiermit feierlich, daß ich den werten Schatz nicht ungenutzt im Kasten liegen lassen, sondern Kindern und Kindeskindern zugänglich machen will. Ich werde die ganze Geschichte noch einmal sorgfältig durchstudieren, dann in unser jetziges Deutsch übersetzen und aufs neue zu Papiere bringen. Sollte mir hie und da etwas unverständlich sein, so hilft mir wohl unser gelehrter Freund, der Oberpfarrer Dr. B. Der hat Verständnis für dergleichen Sachen und wird sich mit mir freuen, wenn er von dem Funde hört. Gleich morgen will ich zu ihm gehen und die Arbeit in Angriff nehmen."

Am andern Tage zur schicklichen Zeit wickelte ich das Hausbuch fein säuberlich ein, und ging damit zu Herrn Primarius B. Der geriet schier in Feuer und Flamme, als er den Folianten erblickte, und rief einmal übers andere: „Alter Freund, was für einen köstlichen Fund habt Ihr da getan! Mit tausend Freuden will ich Euch helfen, wo Ihr nicht weiter wißt. Fangt nur bald mit der Ab- und Umschrift an. Je eher das Werk vorgenommen wird, desto besser."

Das war mir aus der Seele gesprochen! Ich dankte dem freundlichen Herrn für seinen Beistand und machte mich alsbald

an die Arbeit. Die war freilich größer, als ich anfangs dachte, und manchen lieben, langen Tag habe ich gegessen, sinniert und geschrieben.

Dr. B. half mir treulich. Auf seinen Rat habe ich auch viele weniger wichtige Begebenheiten ausgelassen, damit das Buch durch dergleichen nebensächliche Auseinandersetzungen nicht langweilig wird.

Nun ist das große Werk getan! Ich freue mich seiner von Herzen und danke dem Herrn, daß er es mich zu Ende bringen ließ! Möge er nun auch in Gnaden geben, daß es nicht umsonst geschrieben ist, sondern von Kind und Kindeskindern mit Segen gelesen werde! —

Ja, Herr, erhalte uns, die Nachkommen jener alten Glaubenshelden, bis ans Ende unserer Tage in dem evangelischen Bekenntnisse unserer Väter! Laß uns nie vergessen, was die Märtyrer um feinetwillen jahrhundertlang erduldet haben! Laß uns stets daran denken, daß es heilige Pflicht ist, der lutherischen Konfession nicht nur treu zu bleiben, sondern sie auch aus allen Kräften unterstützen und fördern zu helfen! Segne und beschütze, o Herr, immerdar die treuen Preußenkönige, die gottgesegneten Hohenzollern, unter deren ruhmreicher Regierung wir zur Glaubensfreiheit gelangten! Laß diese frommen Fürsten auch in Zukunft treue Anhänger und Schirmherren unserer evangelischen Kirche sein, auf daß auch fernerhin Gottes Wort und Luthers Lehre rein und lauter in meiner lieben Vaterstadt verkündet werden darf! Amen!

Schwiebus im Oktober 1830.

Benjamin Gotthilf Særl,
wie alle seine Väter: Bürger und Tuchkaufmann
zu Schwiebus.

. — .

„Im Namen Jesu!“

Schwebuffen, anno domini 1522.

Hausbuch

des

Michael Sderle,

Bürgers und Tuchmachermeisters zu Schwebuffen

im Herzogtum Schlesien,

angefangen

am

2. Februaris 1522,

unter der Regierung unseres allergnädigsten Herren

Ludovicus,

König in Ungarn und Böhmen und

Herzog in Schlesien.

Beendet

1750

von

des Vorbenannten Nachkommen:

Michael Sderl,

Bürger und Tuchkaufmann

zu

Schwiebus

im

Königreich Preußen.

Mehrfach ergänzt

und

mit einer Schlußnotiz

versehen

von

dessen Sohne

Benjamin Sderl,

gleichfalls Bürger und Tuchkaufmann.

Schwiebus, anno domini 1779.

Gloria in excelsis Deo!

Wiederaufgefunden

ergänzt, verbessert und in heut verständliches Deutsch
umgeschrieben

von

des Vektgenannten

Sohne

Benjamin Gotthilf Særl,

Bürger und Tuchkaufmann

zu

Schwibus

anno domini:

1830. *)

Schwebussen, am 2. Februaris 1522.

Heut, als am Tage Mariä Lichtmeß, habe ich, Michael Særl, Bürger und Tuchmachermeister der Kaiserl. Königl. Stadt Schwebussen, mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Maria Drabsch, Tochter des Bäckermeisters und Gewerksältesten Bartholomäus Drabsch, in der Kirche zu St. Petri und Paul meinen Ehebund geschlossen.

Hätte solches vor einem Jahre nimmer für möglich gehalten, da ich seit langem fest entschlossen war, geistlich zu werden, weil ich schon von Jugend auf eine absonderliche Freude an alten Büchern und Schriften hatte. Dachte darum in das Zisterzienserkloster zu Paradise in Polen, das nur eine Stunde von hier gelegen ist, einzutreten, und in der dortigen großen Bücherei nach Herzenslust zu studieren. Lesen, Schreiben und ein wenig Latein konnte ich allbereits, da unser Pfarrer Johann Haugwitz, genannt Luckner, über meine Vernbegier erfreut, mich fleißig darin unterwiesen hatte.

*) Die Abschriften der zahlreichen Originaldokumente und Briefe mußten leider aus Raummangel gestrichen werden. D. Verf.

Doch mein lieber Vater, als ich ihm nun meinen Wunsch offenbarte, war darüber wenig erbaut und sagte kurz: „Das schlag dir aus dem Sinne, Michael, ausgenommen du müßtest gegen meinen Willen geistlich werden. Aber ich denke, dahin wird es nicht kommen, denn du warst mir bisher stets ein guter Sohn, und wirst auch jetzt nicht gegen Gottes Gebot: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,‘ handeln wollen. Außerdem weißt du, daß ich von dem mönchischen Wesen nicht viel halte. Ich meine, ein Mensch kann eher selig werden bei redlicher Arbeit und Pflichterfüllung, als bei Fasten, Kasteien und Heiligenanrufung. Es kommt doch alles schließlich auf Gnade an.“

Ich schüttelte betrübt den Kopf.

„Ihr seid in Glaubenssachen von jeher anderer Ansicht gewesen, als ich, liebster Vater. Ich habe schon manchmal gedacht, ob nicht die Sage am Ende recht hat, wenn sie erzählt, daß die Sckerle aus Ungarland stammen und, als Anhänger des Königs Ruß, vor hundert Jahren nach Schlesien geflohen seien. Jedenfalls denkt und sprecht Ihr oft wie jener Abtrünnige.“

„Der in vielen Stücken die Wahrheit sprach,“ entgegnete mein Vater ernst. „Aber es kann schon sein, daß jene Mär auf Wahrheit beruht und ein Stücklein des alten Glaubens in mir fiken geblieben ist. Deswegen kommt mir auch die Lehre, die aus Wittenberg herüber schallt, gar traut und bekannt vor, und ich möchte wohl mehr und ausführlicher davon wissen.“

„Um Gotteswillen, Vater, hört auf!“ rief ich entsetzt. „Bedenkt doch, daß der abtrünnige Mönch, Martinus Luther, von Kaiser und Papst in Bann und Acht getan ist! Was kann da Gutes von ihm kommen! Die lieben Heiligen alle und die gebenedeite Gottesmutter hat er vom Thron gestoßen, und was er uns dafür bietet, wissen wir nicht. Nein, nein, laß uns gute katholische Christen bleiben! Ich meinesteils könnte ohne die lieben Heiligen und Nothelfer überhaupt nicht leben. Was sollte ich anfangen, wenn sie nicht alle Tage für mich bitten und die

Mittler zwischen Gott und mir sein sollten? Die Last meiner Sünden würde mich ja zu Boden drücken!"

"Einer nur ist unser rechter Mittler! Jesus Christus, für uns gestorben am Stamme des Kreuzes, vertritt uns allezeit beim Vater! Was brauchen wir mehr!" sagte mein Vater leise, fast mehr zu sich selbst, und seine alten Augen leuchteten dabei wie verklärt.

Ich erschrak aufs neue: „Vater, liebster Vater, was ist mit Euch vorgegangen? Ihr wollt doch kein Abtrünniger werden! Nein, nein, das dürft Ihr mir nicht antun! Ich will ja auch von Herzen gern all Eure Wünsche erfüllen, die Möncherei aufgeben und die Jungfer Drabschin heiraten. Aber tut mir nur die Liebe und werdet kein Lutheraner!"

Der Greis lächelte milde über meinen Eifer und sagte sanft: „Gottes Werk läßt sich nicht aufhalten, mein Sohn. Auch du wirst auf die Dauer nicht wider den Stachel lösen können. Glaube mir, die Lehre des wittenbergischen Mönches wird binnen kurzem einen Siegeslauf durch ganz Deutschland unternehmen. Ich spreche nicht gern über mein Innenleben, aber ich habe tief im Herzen die feste Überzeugung, daß der Luther das Rechte gefunden hat, wenn er sagt, 'daß wir nur aus Gnaden, ohne eignes Verdienst, selig werden können'. Ich habe in meinem langen Leben aus allen Kräften danach gestrebt, so viel als möglich, gute Werke zu tun, aber ruhig und meiner Seligkeit gewiß bin ich dadurch nie geworden. Da half mir ganz allein das Wort:

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben."

Oder getrautest du dich vielleicht vor den Allmächtigen hinzutreten und, im Vollgefühl deiner guten Werke, zuversichtlich zu sprechen: „Hier bin ich, Herr, du mußt mich annehmen. Ich habe mir das Himmelreich durch mein frommes Leben verdient!?" Nein, nein, mein Sohn, es wird auch bei dir auf das Wort herauskommen: „Aus Gnaden, Herr, aus Gnaden laß mich selig werden."

Ich wandte mich bestürzt ab. Die Worte des ehrwürdigen Greises, der mir von Jugend auf ein Vorbild der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit gewesen war, waren mir, wider Willen, zu Herzen gegangen. Doch ich verstockte meine Seele gegen die bessere Einsicht, weil ich solche noch für Sünde hielt, und sagte bittend:

„Höret auf, Herr Vater. Der hochwürdige Propst würde mir schwere Böen auflegen, wenn er wüßte, daß ich so lange den verbotenen Worten lauschte. Ich werde mir nachher einen Ablasszettel lösen, daß ich bei Zeiten der Strafe entgehe.“

Der Greis sah mich traurig an.

„Wozu dieser Götzendienst? Meinst du wirklich, du könntest dir um einen Taler die Seligkeit kaufen? Ach, in welch schrecklichen Irrthümern ist doch unsere liebe Kirche gefangen! Und Herr Haugwitz ist leider auch solch neumodischer Eiferer für den verderblichen Ablasshandel, der den Leuten das Geld aus der Tasche lockt und die Köpfe verdummt. Da war der alte Pfarrer, Gott hab ihn selig! ein anderer Mann! Der dachte gerade so, wie ich. Manch liebe Nacht habe ich mit ihm zusammen gegessen. Er hat mir die lateinische Bibel verdeutscht, und darüber ist uns beiden ein großes Licht aufgegangen, in dessen Glanze mein alter Freund saust und selig von hinnen geschieden ist. ‚Aus Gnaden‘, war sein letztes Wort, und aus Gnaden allein will auch ich dereinst selig werden.“

Der alte Mann schwieg und faltete betend die Hände. Ich aber, der ich doch den Frieden fest gegründeter Überzeugung auf seinem Antlitz sah, wandte mich hastig ab und rief mit erstickter Stimme:

„Genug, genug! Ich darf deine Worte nicht länger hören! Ich will all deine Wünsche erfüllen, aber versprich mir, nie wieder von dergleichen Dingen mit mir zu reden.“

Fast mitleidig sah mich mein Vater an.

„Es ist gut, Michael. Dir geschehe, wie du gesagt hast. Ghe du mich nicht selber darum bittest, soll dir fürder kein Stücklein meines Schazes mitgeteilt werden.“

Zufrieden und doch beschämt küßte ich die Hand des lieben Greises und ging dann mit einem Herzen voll wunderlicher und sich widersprechender Gedanken an mein Tagewerk. Daß mir mein jahrelanger Lieblingswunsch, das Geistlichwerden, fehl geschlagen war, bekümmerte mich im Augenblicke fast weniger, als der Zwiespalt in meiner Seele, denn wider Willen haften die des Vaters Worte fest in mir und stritten sich ununterbrochen mit meinem ganzen bisherigen Fühlen und Denken.

Zulezt wußte ich nicht mehr aus noch ein, hielt meine große Angst darüber für eine Anfechtung des Bösen und lief schleunigst zum Herrn Pfarrer, daß er mir einen Ablass wider unnütze Gedanken gäbe. Leider jedoch hat mir der teuer bezahlte Zettel nicht viel genützt. —

Inzwischen kam der Tag meiner Hochzeit heran. Als die Trauung vorüber war und die Gäste, wie ortsüblich, dem jungen Ehepaare ihre Gaben darbrachten, überreichte mir mein lieber Vater ein großes, in Pergament gebundenes Buch. Ich meinte, es sei eine seltene Mönchsschrift und griff hastig danach. Doch als ich die messingnen Krampen öffnete und den Deckel zurückschlug, fand sich's, daß der Foliant nur leere, weiße Blätter enthielt.

Erstaunt fragend sah ich den Vater an. Der lächelte leise und sagte dann freundlich: „Das soll dein Hausbuch werden, Michael. Darein sollst du niederschreiben, was sich in deiner Familie und Vaterstadt Wichtiges ereignet.“ —

Hocherfreut küßte ich des lieben Greises Hand. „Habt tausend Dank, Herr Vater. Etwas Besseres konntet Ihr mir nicht schenken! Seid versichert, ich werde das Buch in Ehren halten, und es wird mir eine sonderliche Lust sein, darinnen des Hauses und der Stadt Erlebnisse niederzulegen.“

Im Wonnemond 1522.

So hab' ich denn meinen Ehestand, wie oben bemeldet, im Namen Gottes und unter des Vaters Segen begonnen, und muß

aufrichtig sagen: So leid mir's im Anfang war, daß ich meinen Lieblingswunsch aufgeben mußte, so lieb ist es mir jetzt, daß ich der Stimme des vierten Gebotes gehorcht habe. — Meine Maria ist ein gar holdseliges Weib, das mit mir, der ich oftmals zu schweren Gedanken neige, vortrefflich und linde umzugehen weiß. Auch nimmt sie des Haushaltes in allen Stücken treulich wahr, versteht mit Kelle und Spindel umzugehen, und weist Knecht und Magd mit sanftem, aber festem Wort an ihren Plaz. Mein guter Vater lebt schier wieder auf bei ihrem kindlich-fröhlichen Dienen, und ich glaube jetzt nimmer, daß sein Ende so nahe sei, wie er meint. Ich könnte es ja auch kaum ertragen, wenn er mir jetzt schon genommen würde, denn sein Rat und Zuspruch ist mir unentbehrlich. Zwar über des wittenbergischen Mönches Lehre haben wir nicht mehr miteinander gesprochen, aber ich fühle es deutlich, daß der Greis fester denn je von ihrer Wahrheit überzeugt ist. Neulich hatte er ein gedruckt Blättlein, worin er eifrig studierte, und als ich fragte:

„Was leset Ihr da, liebster Vater?“ antwortete er mit leuchtenden Augen:

„Das sind die 95 Thesen, die Dr. Martinus Luther an die Wittenberger Schloßkirche geheftet hat. Gevatter Wandrey, der gestern von der Leipziger Messe zurückgekommen ist, hat sie mir mitgebracht. O, Michael, was sind das für köstliche Worte! Wahrlich, die müssen den Stuhl des Papstes bis in die Grundfesten erschüttern!“

Ich erschrak heftig; aber trotzdem hätte ich ums Leben gerne gesagt: „Weiset mir das Blatt. Ich will es selber lesen.“ Doch da fiel mir plötzlich ein, daß unser Herr Pfarrer erst gestern vor den verführerischen keckerischen Lehren und Reden gewarnt hatte. So drehte ich mich denn kurz um und ging hinaus. Hinterher hat mir's bitter leid getan, denn ich kann mir nicht helfen, in meinem Herzen spricht eine laute Stimme für des Vaters Ansicht. Und ob ich gleich kräftig dawider kämpfe und der Kirche ein

Opfer um das andere bringe, komme ich doch nicht zu Ruhe und Frieden. Ach, was gäbe ich darum, wenn ich wüßte, auf wessen Seite die Wahrheit ist!

Julius 1522.

Mein lieber Vater hat mit seinen Sterbensgedanken doch recht behalten. Gestern haben wir ihn zur Ruhe getragen. Ganz still und sanft, mit einem seligen Lächeln auf dem Antlitz ist er eingeschlafen, und sein letztes Wort war: „Gnade“.

Pfarrer Haugwitz schalt zwar heftig, daß ich ihn nicht an das Krankenbette gerufen habe. Aber ich mache mir nicht viel daraus. Ich bin gewiß, daß der fromme Greis auch ohne die äußerlichen Ceremonien der Kirche zu seines Herrn Freude eingegangen ist. Zwar um der Ordnung und des guten Beispiels willen will ich gerne jedes Opfer bringen und so viel Seelenmessen lesen lassen, als Herr Haugwitz für gut befindet. Doch zweifle ich fast, ob solches Tun einem Toten wirklich Dienste leisten könne, besonders da ich weiß, daß mein Vater von dergleichen niemals etwas hielt. Aber ich meinestheils möchte trotzdem nicht mit der hergebrachten Sitte brechen und mich nimmermehr dadurch von meiner lieben Kirche trennen.

Freilich kann ich mir dabei nicht mehr verhehlen, daß manches, was ich früher hoch und heilig hielt, mir jetzt nichtig, ja verkehrt vorkommt. Ich wünschte wohl, ich könnte nur noch ein einzigmal diese Sachen mit meinem Vater besprechen. Ich fühl's, dann würden meine Kämpfe und Zweifel zur Ruhe kommen. Aber dazu ist es jetzt zu spät, zu spät! Ach, was für ein verkehrt und merkwürdig Ding ist doch das menschliche Herz! So lange der fromme Greis an meiner Seite lebte, floh ich ängstlich jedes Gespräch über Glaubenssachen, und jetzt, wo er auf immer von mir gegangen ist, gebe ich wer weiß was darum, könnte ich seine Ansicht hören! O, mein Vater, mein Vater, wie sehr vermisse ich dich!

August 1522.

Wie gut es ist und welchen Segen es bringt, wenn Kinder ihren Eltern zuliebe jeweilen die liebsten Wünsche opfern, habe ich jetzt hundertfach an mir erfahren dürfen. Als ich so bitter leid trug um meinen Vater, denn ich hatte ihn fast zu sehr geliebt, da ist mir mein herzens Weib wie ein Engel des Trostes zur Seite gestanden, so daß ich Gott vielmal für ihren Besitz gedankt habe und nur noch mit Schauern daran denken mochte, wie ich die Trauer wohl allein hinter den finstern Klostermauern ertragen hätte.

Mir ist manchmal gerade, als ob des Vaters Denken und Fühlen auf meine Maria übergegangen sei. Schon zu seinen Lebzeiten neigte sie zu denselben Ansichten, und jetzt höre ich sie oft in diesem Sinne reden. Aber das freut mich fast und ich meine, der liebe Greis habe es sich also vom Herrn erbeten, damit ich nach seinem Gingange nicht des gewohnten Trostes entbehre.

Februari 1523.

Ich bin lange nicht mehr zum Schreiben gekommen, denn mancherlei Widerwärtigkeiten und Unglück haben die liebe Vaterstadt betroffen. Das schlimmste darunter war das erschreckliche Feuer, welches gerade am Tage Katharinä, am 25. November vorigen Jahres, abends 10 Uhr in der Kreuzgasse im Brauhofe entstand. Wahrscheinlich hat ein Brauknecht beim Malzdörren das Unheil versehen, aber auch nachher schwere Strafe dafür erlitten, denn man fand seine verkohlten Gebeine beim Aufräumen unter der Asche. Nun liegt der größte Teil der Stadt in Trümmern, und das Elend ist namenlos groß. Wenn man es genau nehmen will, sind außer Schloß, Rathaus, Kirche, Schule und den Vorstädten nur noch fünf Häuser unversehrt geblieben.

Ich weiß nicht, womit ich es verdient habe, aber Gott sei Dank dafür: Mein väterliches Gehöft ist von dem verheerenden Element gänzlich verschont geblieben. Aus Erkenntlichkeit dafür

haben denn meine Maria und ich uns so viel als möglich der Obdachlosen angenommen. Schier jedes Pläklein in Haus und Ställen ist von Abgebrannten besetzt.

Das große Unglück unserer Stadt ist auch unserem jungen Könige Ludovikus zu Ohren gekommen. Das hat den leutseligen Herrn dermaßen erbarmt, daß er sub Dato Prag, Mittwochs nach heil. drei Königen=Tag 1523, einen Königl. Begnadigungsbrief erließ, vermöge dessen die Stadt wegen des erlittenen Brandschadens auf zehn Jahre von allen Beschwerden und Abgaben befreit wurde. Wolle Gott dem fürstlichen Herrn solche Guttat reichlich vergelten!

April 1523.

Reges Leben und Treiben herrscht überall in der Stadt. Es wird wacker gebaut und der milde Lenz begünstigt jede Arbeit. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie unter den Händen der Fleißigen die liebe Vaterstadt schier neu erstehet.

Möge sie Gott fernerhin vor solch großem Unglück, wie das letzte, in Gnaden bewahren!

Juli 1523.

Heut ist es ein Jahr, daß mein lieber Vater von hinnen schied, und noch immer betrauerere ich ihn tief. Trotzdem wünsche ich ihn nicht mehr auf die Erde zurück; schläft er doch in Gottes Hut und Frieden, während wir Tag aus, Tag ein mit Welt, Sünde und unserem eigenen Fleische kämpfen müssen. Dazu habe ich besonders von dem beständigen Zwiespalte in meiner Seele zu leiden. Wohl fühle ich immer mehr und mehr, daß das Recht auf meines Vaters Seite war, aber noch bin ich nicht zur vollständigen Erkenntnis gelangt. Ich glaube übrigens, ich stehe mit meinen Kämpfen und Zweifeln nicht allein da. Gar manchmal kommt es mir vor, als ob etliche Freunde und Nachbarn genau ebenso beunruhigt würden, als ich. Aber keiner getraut sich mit der Sprache heraus. Alle fürchten mehr oder weniger den Zorn des Pfarrers Haugwitz zu erregen.

Nun, ich muß sagen, wenn ich erst die feste Überzeugung hätte, daß der Wittenberger im Recht wäre, dann würde ich mich nimmer vor dem Propste fürchten, sondern meine Meinung frei und öffentlich bekennen, möchte mir daraus gleich Strafe und Unheil erwachsen. Aber so, wie es jetzt mit mir steht, fühle ich mich noch im Gewissen gebunden und vermag keinen entscheidenden Schritt zu tun. Möchte sich Gott endlich meiner erbarmen und mir volle Klarheit geben!

September 1523.

Gestern ist meinem Hause große Freude widerfahren. Meine Maria hat mir das erste Kind, ein Söhnlein, geschenkt, und meine Seele preiset nun dafür den Allmächtigen, denn Mutter und Kind sind wohl und munter.

Heute haben wir das Knäblein zur heiligen Taufe getragen und seinen Namen „Michael“ genannt. Möge der Kleine seinem himmlischen Namensbruder, dem starken Erzengel Gottes, in allen Stücken ähnlich werden! —

August 1526.

Unser Michael hat ein Schwesterlein bekommen, und ich freue mich dessen von Herzen. Ist auch für den Knaben sonderlich gut, daß er unsere Liebe nicht mehr allein genießet, wurde schier verwöhnt von meiner Maria und mir. Nun will die kleine Magdalena ihren Anteil an Vater und Mutter haben, und das trozige Bürschlein tritt etwas in den Hintergrund. Im Anfang war ihm das gar nicht recht und mehr als einmal sagte er stürmisch bittend: „Mutier, schick Lenchen wieder fort. Michael braucht kein Schwesterchen.“ Da hat ihm Maria seine Unart sanft verwiesen, und jetzt liebt er die Kleine zärtlich und weicht kaum vor ihrem Bettlein.

Neulich aber war er sehr betrübt. Meine Frau scherzte und spielte mit dem Töchterlein, und der Junge stand unbeachtet daneben. Da sagte er plötzlich traurig: „Michael ist auch noch da.“ Maria schrak ordentlich zusammen über den vorwurfsvollen

Ton in des Kindes Stimme; dann zog sie den Vernachlässigten an sich und sagte zärtlich: „Mein guter, kleiner Junge, Mutter hat dich nicht vergessen. Mutter hat dich gerade so lieb wie Lenchen; aber das Schwesterchen ist noch solch kleines, dummes Ding, mit dem man doppelt schön tun muß.“

Da war der Knabe zufriedengestellt und schlang seine runden Arme lachend um der Mutter Hals. Just in diesem Augenblick trat ich ins Zimmer, und als mir meine Maria den Grund zu so viel Zärtlichkeit erzählt hatte, konnte ich nicht anders, als auch meinerseits Weib und Kinder in die Arme zu schließen, bittend, Gott wolle mir mein Glück in Gnaden erhalten.

September 1526.

Eine Trauerkunde durchläuft das Land. Unser jugendlicher König Rudovikus ist in der unglücklichen Schlacht bei Mohatsch, so er gegen die Türken führte, die unter ihrem Sultan Suleimann II. in Ungarn eingefallen waren, am Tage Johannis Enthauptung, am 29. August d. J., jämmerlich ums Leben gekommen. Er geriet auf der Flucht mit seinem Pferde in einen Sumpf und mußte elendiglich ertrinken. Gott sei seiner Seele gnädig! Wir aber wollen nie vergessen, was er unserer Vaterstadt Gutes getan hat.

Weihnachten 1526.

Es ist nicht des Herrn Wille gewesen, mir mein volles Glück zu erhalten. Er hat unser Magdalenchen wieder zu sich gerufen, und wir haben ein sehr trauriges und stilles Weihnachtsfest gefeiert. Am Christabend wurde die Kleine zu Grabe getragen. Sie sah gar lieblich aus, als sie so im letzten Bettlein, unter Christrosen und Tannengrün, lag. Ernsthaft betrachtete Michael das tote Schwesterchen und sagte dann: „Herzvater, geht Magdalenchen nun zu den Engelein schlafen?“

Ich nickte stumm, und Maria schloß den Knaben weinend in ihre Arme.

„Nun haben wir nur noch dich, Michael. Du mußt nun doppelt fromm und artig sein. Du bist jetzt unser einziges Kind!“

Ostern 1532.

Zum Glück ist Michael nicht unser einziges Kind geblieben. Noch zwei Schwestern und ein Zwillingส์brüderpaar sind seine Spielgenossen geworden.

Ich freue mich mit meinem Weibe alle Tage aufs neue über die blühende Kinderschar, und bitte Gott, daß er sie alle fünf zu seiner Ehre heranwachsen lasse.

Ostern 1533.

Ein böser Gast ist in der Stadt eingezogen. Die unheimliche Pest wüthet sei drei Wochen unter uns, und schon an hundert Menschen sind ihr zum Opfer gefallen. Viele Häuser stehen verödet und herrenlos da, denn Hausherr und Hausfrau samt den Kindern liegen auf dem Kirchhofe. Umsonst sind alle angewandten Mittel und Vorsichtsmaßregeln. Die Ärzte stehen ratlos und wissen nicht mehr aus noch ein.

Ach, was sind wir Menschen doch für ohnmächtige Geschöpfe! Können uns nicht eines Fingers breit selber helfen! Wahrlich, wenn nicht Gottes Güte über uns waltete, würden wir bald gar aus sein! O, Herr, erbarme Dich auch jetzt in unserer großen Not über uns! Zeige uns wieder Dein freundlich Vaterantlitz, und laß den Würgengel von uns weichen!

Noch bin ich mit den meinen von der Seuche gnädig verschont geblieben. Aber wer weiß, wie lange diese Gnadenfrist noch dauern mag!

In dieser lektbetriebten Zeit ist mir doch etwas sehr Erfreuliches widerfahren. Wo Tod und Todesnot tagtäglich vor meiner Thüre stand, bin ich zur Erkenntnis gelangt, daß mein seliger Vater im rechten, einzig wahren Glauben gestorben ist. Mir wurde plötzlich himmelangst, als ich daran dachte, daß ich nun vielleicht bald vor Gottes Thron treten sollte. Was hatte ich elender, sündiger Mensch dem Allheiligen zu bringen? Etwa meine guten Werke? Beileibe nicht! Wenn wir alles getan haben,

so sind wir doch nur unnütze Knechte! Das fühlte ich deutlich. Nein, nein, es mußte etwas Besseres sein!

Und da wurde mir mit einemmal klar, daß einzig und allein die durch den Kreuzestod erworbene Gerechtigkeit des göttlichen Sohnes den Vater befriedigen kann. Demütig faltete ich meine Hände und bat:

„Herr, nicht um meiner Werke, sondern um der Gerechtigkeit Deines lieben Sohnes willen, nimm mich an, und laß mich aus Gnaden selig werden!“

Da wurde es ganz still, ruhig und feierlich in meinem Herzen, und ich wußte gewiß, daß ich nun das Rechte gefunden hatte. Meine Maria, die schon längst zu diesem Frieden gekommen ist, freute sich innig über die nun auch mir zu teil gewordene Gnade, und mitten in Angst und Todesnot haben wir ein selig Dankesfest gefeiert.

31. August 1533.

Noch immer wüthet die Seuche in unserer armen Stadt und ist keine Abnahme zu sehen. Tausend Menschen bereits sind ihr zum Opfer gefallen.

Vorgestern, am Bartholomäustage, meinten wir schier, es sei gar aus mit uns, und das Ende aller Dinge wäre gekommen. Schon am frühen Morgen zog, durch die außerordentliche Hitze, ein fürchterliches Donnerwetter herauf. Der Himmel war wie feurig, und die ununterbrochenen, starken Donnerschläge ängstigten jedermann. Bitternd und bebend lagen die Kranken in ihren Betten, und die Angst wuchs von Stunde zu Stunde.

Betend und flehend um Gottes Schutz lag ich mit Weib und Kindern auf den Knien, und glaubte schließlich, als das Wetter gar kein Ende nehmen wollte, der Untergang der Welt sei nahe.

Gegen Abend erhob sich plötzlich ein erschrecklicher Sturm und Wirbelwind, die Erde begann zu wanken, und Möbel und Hausgerät stürzten mit großem Getöse zu Boden.

Als ich am andern Morgen einen Gang durch die Stadt tat, fand sich's, daß das Unwetter überall großen Schaden getan hatte. Die Gärten waren verwüstet, die Dächer vieler Häuser abgedeckt, und innerhalb der Gebäude manches eingestürzt. Doch hat dieses neue Unglück das Gute gehabt, daß die Einwohner für einige Zeit der fast lähmenden Pestfurcht vergaßen und sich eifrig an die Beseitigung des Wetterschadens machten.

Weihnachten 1533.

Die böse Seuche ist von dannen gezogen, aber sie hat noch ganz zuletzt mein jüngstes Söhnlein Gottthilf mitgenommen. Mein Herz trauert bitter um den freundlichen Kleinen, aber trotzdem muß ich den Herrn preisen, daß er mir mein Weib und die anderen Kindlein gelassen hat. Sag doch auch meine Maria zum Tode krank darnieder, und ich bangte tagelang um meines besten Schatzes Leben.

In der Stadt herrscht allenthalben große Trauer, hat doch die unheimliche Seuche an neunzehnhundert Menschen hinweggerafft. Keine Familie ist ganz und gar verschont geblieben; ja etliche sind vollständig ausgestorben.

Neujahr 1537.

Mein seliger Vater hat recht gehabt, als er dazumal sagte, des Wittenberger Mönches Worte würden einen Siegeslauf über Deutschland, ja über die ganze Christenheit halten, und auch ich würde ihrer Wahrheit auf die Dauer nicht widerstehen können! Es ist alles geschehen, wie der fromme Alte prophezeiet hat! Ich wünschte wohl, er könnte auf einen Tag aufstehen und sich daran freuen, wie in der Gemeinde der tote Formenglauben zu weichen beginnt und dafür unzählige, hungrige Seelen fragen: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?“

Luthers Schriften, die die Meßreisenden von jeder Fahrt aus Leipzig und Frankfurt mitbringen, haben Wunder gewirkt, und wo vertraute Freunde zusammen kommen, sprechen sie nur darüber. Ich bin überzeugt, wenn wir einen anderen Pfarrer

und Bürgermeister hätten, wäre die ganze Gemeinde schon längst lutherisch geworden. Aber so fürchtet sich jeder vor den beiden Eiferern, Herrn Haugwitz und Herrn Sauer.

Zwar hab' ich mich nicht gescheuet, Herrn Haugwitz meine Ansicht bei Gelegenheit aufrichtig zu bekennen (worüber ich mit ihm hart aneinander geriet und schwere Strafe leiden mußte); aber des einzelnen Mannes Mut zur Wahrheit kann hier nicht allein helfen. Es muß ein Prediger des Evangeliums kommen, der mit warmen Worten die noch Zweifelnden und Zagenden überzeugt und ermutigt und die geheimen Anhänger Luthers zu einer öffentlichen Gemeinde sammelt.

Oktober 1538.

Wider Erwarten schnell ist mein letztgedachter Wunsch erfüllt worden. Meines Nachbarn und Freundes, Hans Fechners (auch „Bechner“) ältester Sohn, Martin, ist heut ganz unerwartet als wohlbestallter lutherischer Prediger und Magister, aus Wittenberg zurückgekommen.

Die allgemeine Freude über sein Erscheinen ist groß, besonders da sein Vater ihn schon zu den Toten rechnete, weil er lange nichts mehr von sich hatte hören lassen. Auch war es keineswegs des Jünglings Absicht gewesen, Theologie zu studieren, da er schon von klein auf große Lust zu den Rechtswissenschaften hatte. Als er nun aber in Wittenberg den gottbegnadeten Doctor Luther predigen hörte, wurde in ihm der Wunsch laut, statt der Jura die Gottesgelahrtheit zu üben, damit er dereinst, als verordneter Diener am Wort, in seinem Vaterlande das reine Evangelium verkünden dürfe. Mit Ernst und Eifer widmete er sich also der heiligen Sache, saß freudigen, begeisterten Herzens zu des frommen Luthers Füßen, bis er endlich würdig und gelehrt war, als ein rechter Prediger heimzukehren. Vor einer Stunde habe ich ihn selber gesprochen, und ich muß aufrichtig sagen, er hat mir über die Maßen gut gefallen. Das ist nicht mehr der wilde, unreife Knabe von einst, sondern ein kluger über-

zeugungstreuer Mann, von frischem, fröhlichem Wesen und guter Rednergabe.

Ich bin gewiß, Martin Fechner ist der rechte Mann für uns, und Gott selber hat ihn uns gesendet! Morgen abend wird er uns in seines Vaters Hause die erste Predigt halten, und bereits sind vertraute Boten unterwegs, welche alle Gesinnungs-
genossen und Freunde dazu einladen. Vorerhand haben wir beschlossen, die ganze Sache heimlich zu treiben, damit uns nicht etwa Pfarrer Haugwitz und Bürgermeister Sauer einen Strich durch die Rechnung machen. Sowie wir aber erst über die zu ergreifenden Schritte einig sind, wollen wir öffentlich vorgehen.

Am andern Mittag.

Als ich heute früh in Geschäften ausging, herrschte in der Stadt eine ziemliche Aufregung.

Ich traf den Ratmann, Herrn Bonaventura Schickfuß, und meinen Gevatter Bartel Kaiser, die mich beide gleich auf Fechner ansprachen und unverhohlene Genugthuung über sein Kommen verrieten. Schickfuß sagte ganz offen:

„Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe mehr, seitdem ich einige Flugschriften des Wittenbergers gelesen habe. Es will mich bedünken, als ob in unserer Kirche eitel Mißbräuche und Irrlehren die armen Seelen von Gott fern hielten. Hoffen wir, daß Fechner uns ein rechter Wegweiser zur Seligkeit werden möge, auf daß die Gemeinde, die gleich uns, durch heimlich gelesene Schriften, aus dem Schlafe gerüttelt ist und an die Kraft der Ablasszettel nicht mehr glaubt, bald zur Erkenntnis des wahren Heils gelange.“

„Ja, das gebe Gott!“ stimmte Bartel Kaiser freudig bei. „Auch mein Herz sehnt sich, loszukommen von mancher Sündenschuld, denn ob ich mir gleich für teureres Geld einen Ablassbrief auf zehn Jahre löste, fühle ich jetzt deutlich, daß alles eitel ist und der Mensch seine Seligkeit nimmer für Gold erkaufen kann.“

Als ich die beiden Männer so meine eigene, innerste Überzeugung aussprechen hörte, konnte ich vor freudiger Rührung

nichts weiter sagen als: „Der Herr gebe zu all unserem Tun und Lassen seinen Segen!“

„Amen“, beteten die andern inbrünstig.

Dann schüttelten wir uns herzlich die Hände und gingen ein jeder seines Weges. —

Soeben bin ich mit meiner Frau und unserem ältesten Sohn Michael, der nun schon ein kluger Knabe von vierzehn Jahren ist, aus der oben angekündigten Versammlung zurückgekommen. Schon geht es stark auf Mitternacht, aber ich kann nicht umhin, auch noch die letzten Stunden dieses Freudentages zu beschreiben.

Als es nach sehnsüchtigem Harren endlich dunkel geworden war, gingen wir drei nach Hans Fehners Hause, wo wir in der geräumigen Bohnstube schon eine große Anzahl von Gefinnungsgegnossen aller Stände versammelt fanden. Und alle hörten mit der gleichen, andächtigen Aufmerksamkeit zu, als nun Martin Fehner mit flammender Begeisterung zu reden begann:

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben,“ und:

„Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ!“ usw. —

Ach, wie ging uns allen diese frohe Botschaft zu Herzen! Selbst in vieler Männer Augen blickten versthohlene Thränen, und Bartel Kaiser sagte leise zu Schickfuß: „Das ist es, das ist es! was uns fehlte! — Mein Gott, ich danke Dir!“ Dann nickte er mir freudig zu: „Besser Scharle, auf dies Bekenntnis wollen wir hinfort leben und sterben!“

Ich drückte herzlich die Hand des glücklichen Mannes. Auch in meiner Seele sang und klang es wie himmlische Musik. Wohl war ich längst des reinen Evangeliums froh gewesen, aber es freute mich nun, daß dies Evangelium jetzt auch den Freunden und Nachbarn gepredigt wurde und bei ihnen begeisterte Annahme fand!

O, hätte doch mein theurer Vater diesen Tag noch sehen dürfen!

Auch Maria und Michael waren über die Maßen freudig bewegt; und als wir nachher ein Verhältniß machten und einander mit Handschlag gelobten, auf Gottes Wort und Luthers Lehre zu leben und zu sterben, da schüttelte mir Michael mit seiner derben Knabenfaust dermaßen kräftig die Hand, und sah mich dabei mit so leuchtenden Augen an, daß es mir einen schier freudigen Ruck im Herzen tat über solch kindlich-fromme Begeisterung und Entschlossenheit.

Zulezt verteilte der junge Magister Fechner bedruckte Zettel, die hatte er aus Wittenberg mitgebracht. Darauf stand das gar herrliche Lied von Dr. Martinus Luther: „Ein feste Burg ist unser Gott“ usw.

Als die Versammlung dann nach Gebet und Segen auseinanderging, herrschte unter allen Teilnehmern eine feierliche, fast heilige Stimmung und mehrmals hörte ich Bekannte sagen: „Solche Stunden haben wir noch nie erlebt! Gott sei Dank, daß er heut unsrer Seel Heil widerfahren ließ!“

Ja, Gott sei ewig Lob und Dank, daß er uns das Heil aus lauter Gnad und Güte kommen ließ!

Eine Woche später.

Die Versammlungen in Hans Fechners Hause nehmen, unter sichtbarem Segen, ihren regelmäßigen Fortgang. Allabendlich spricht Magister Martin vor einer immer größer werdenden Menge. Alt und jung, Männer und Weiber, Vornehme und Geringe, laufen haufenweise herzu, um die hungernden Seelen an dem wahren Brote des Lebens zu sättigen.

So erfreulich das ist, so können doch die Zusammentünfte auf die Dauer nicht so weiter bestehen, denn durch die übergroße Menschenmenge wird die Luft dermaßen dick, daß gestern schon mehrere Weiber ohnmächtig wurden. Wir haben darum einmütig beschlossen, beim Bürgermeister, Herrn Martin Sauer,

vorstellig zu werden, daß Pastor Tschner öffentlich in der Pfarrkirche predigen dürfe, da diese jetzt ja so wie so Sonntags fast leer sei.

November 1537.

Herr Sauer hat nicht allein die Erfüllung unsres Wunsches verweigert, sondern auch noch außerdem jedwede Zusammenkunft in den Häusern bei harter Strafe verboten. Herr Haugwitz frohlockt darob, wir aber sind gar sehr betrübet, denn die ganze Gemeinde, ohne Ausnahme, ist evangelisch gesinnt. Was fangen wir nun an? Die uns allen unentbehrlich gewordenen Zusammenkünfte können wir nicht missen, und doch ist jede, auch die kleinste Versammlung bei strenger Geld- und Gefängnisstrafe verboten!

Um was sich manchmal die Alten die Köpfe zerbrechen, das findet ein Kind ohne Suchen! Soeben kam mein Michael zu mir und sagte: „Liebster Vater, warum kümmt Ihr Euch also? Haben wir nicht draußen in unserem Obstgarten die große Scheuer? Da können die Freunde wohl leicht zusammenkommen, ohne daß Herr Sauer etwas merkt.“

Ich sprang erfreut auf:

„Junge, du hast recht! Das wird prächtig gehen! Gleich morgen will ich die andern benachrichtigen. Freilich darf sich dann, um Aufsehen zu verhindern, immer nur eine kleine Anzahl da draußen versammeln und wir müssen natürlich abwechseln. Aber das ist immer noch besser, als gar keine Predigt mehr, und einmal in der Woche wird schon jeder an die Reihe kommen. Es ist nur gut, daß der Torwart einer der unsern ist, da haben wir wenigstens von dieser Seite keinen Verrat zu fürchten.“

„Ach, liebster Vater, laßt mich doch Botenläufer sein,“ bat jetzt Michael mit leuchtenden Augen! „Ich kenne alle Nebenwege und Hintergassen und werde so verschwiegen und vorsichtig sein, daß weder Herr Sauer noch Herr Haugwitz etwas davon merken sollen.“

Gerührt und erfreut von des Knaben Glaubenseifer gab ich

meine Zustimmung, und unsichtsvoll begann Michael seinen Dienst, der bis jetzt trefflich glückte. Schon seit vierzehn Tagen kommen wir vor der Stadt in meiner Scheuer zusammen, ohne daß uns jemand gestört oder gehindert hätte. Zwar ist es in der dünnen, ungeheizten Scheuer manchmal empfindlich kalt, aber dergleichen Kleinigkeiten werden kaum beachtet. —

Weihnachten 1537.

Herr Haugwitz hat, trotz unsrer großen Vorsicht, Wind von der Sache bekommen. Als wir am letzten November andächtig in der Scheuer versammelt waren, wurde zu unserem großen Schrecken plötzlich heftig an die verschlossene Thüre geschlagen und im Namen des Gesetzes Einlaß begehrt. Weigern durften wir uns natürlich nicht, hätte auch nichts genützt; so erhob ich mich denn und öffnete den Riegel.

Hastig wurde nun das Thor von außen aufgerissen und der Pfarrer mit dem Bürgermeister und den Stadtsoldaten drang herein. Die Kinder und Frauen schrien laut auf, wir Männer hätten uns am liebsten gewehrt, aber zur rechten Zeit fiel uns das Wort ein: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.“ Daß uns harte Strafe bevorstand, das wußten wir alle, aber dies bekümmerte uns nicht viel. Wir trauerten nur, daß wir abermals der freien Religionsübung beraubt waren.

Schon unterwegs machte mir Herr Haugwitz die heftigsten Vorwürfe und drohte, die Sache an den bischöflichen Stuhl nach Breslau zu melden. Der große Zorn und Eifer des Greises tat mir fast weh, denn ich konnte nicht vergessen, daß er mir einst in meiner Jugend sehr liebevoll begegnet war und manches Gute erwiesen hatte.

So antwortete ich denn demüthig und bescheiden: „Es tut mir herzlich leid, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch abermals erzürnt habe. Doch mein Gewissen läßt es nicht zu, Euch lange zu betrügen: So wie ich heute denke, werde ich es auch in Zukunft tun, und keine Gewalt der Orden wird mich von der für recht

erkannten Wahrheit abbringen. Ihr wißt, daß ich einst zu den begeistertsten Anhängern der Kirche zählte und jahrelang mit größtem Eifer wider die lutherische Gesinnung meines eigenen Vaters kämpfte, bis Gott selber mich in der Stunde der fürchterlichsten Seelen- und Todesnot das Heil in Christo Jesu finden ließ. Von der Zeit an bin ich fest gegründet, und weder Teufel, Welt, noch Papst werden mich des Irrtums überführen.“

Der Pfarrer antwortete nicht gleich, sondern sah einen Augenblick finster zu Boden. Endlich sagte er unwillig:

„Sparet Eure Worte, Sckerle, und wenn sie zehnmal gut gemeint sein mögen, so sind sie doch vom Bösen. Es tut mir leid um dich, Michael, denn ich setzte einst die schönsten Hoffnungen auf dein Wissen und Können. Hättest du damals nicht die unselige Schwäche besess'n, deinem betörten Vater nachzugeben, so sähest du jetzt, vor allen Versuchungen wohlgeborg'n, als geehrter und gelehrter Mönch, vielleicht schon als Abt, in dem Kloster zu Paradies.“

„Und wäre nicht halb so glücklich als heute,“ unterbrach ich den Sprecher. „Nein, nein, hochwürdiger Herr, Ihr überzeugt mich nicht! Vatersegen baut den Kindern Häuser! Noch heute danke ich Gott von Herzen, daß ich damals meinen Lieblingswunsch dem Vater opferte.“

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ murmelte Herr Haugwitz finster.

Aber ich ließ mich nicht fangen, sondern rief zuversichtlich: „Wo steht denn geschrieben, daß uns Gott gebietet, mönchisch zu werden?“

Da wendete sich der Pfarrer zornig ab und sagte bitterböse: „Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben, denn ich sehe, du bist ganz und gar verstockt. Aber warte nur, du sollst deiner Strafe nicht entgehen!“

„Wie Gott will,“ entgegnete ich ruhig und kein bißchen erschrocken, während meine Maria mit angstvollen Blicken auf

den Priester sah: „Erbarnt Euch, Herr Haugwitz, tut meinem Manne kein Leid!“

Doch der also Gebetene gab keine Antwort mehr, und in traurigem Schweigen kamen wir bald in der Stadt an. Nachdem unsere Namen festgestellt waren, wurden wir vorläufig alle entlassen, aber zum nächsten Morgen auf das Rathaus bestellt.

Meine arme Maria war voller Angst um mich, aber Michael tröstete sie mit kindlich-liebevollen Worten und sagte zuletzt: „Laß gut sein, liebste Mutter, die Hauptsache können sie uns nicht nehmen: das Reich muß uns doch bleiben!“

So küßte ich denn die Meinen zum Abschiede und ging getrosten Mutes auf das Rathaus, wo ich die Glaubensgenossen bereits versammelt fand. Auch Martin Fechner war unter ihnen, und ich freute mich herzlich seiner fröhlichen Zuversicht.

Als nachher der Bürgermeister und der Pfarrer erschienen, suchten sie uns ein Langes und Breites von der Schädlichkeit der Lutherischen Lehre zu überzeugen, aber unser junger Magister diente ihnen mit wahrhaft himmlischer Glaubensfreudigkeit und Schlagfertigkeit, also daß sie immer verlegener wurden und ihre vorige geflissentliche Milde in großen Zorn umschlug.

Doch als sie sahen, daß auch die Drohungen nichts halfen, schritten sie zur That.

Martin Fechner wurde, bei Lebensstrafe, aus der Stadt gewiesen, und wir andern bekamen, je nachdem man uns für mehr oder wenig schuldig hielt, harte Geld- und Gefängnisstrafen.

Ich, als einer der Hauptanführer, mußte auf vier Wochen in den Stock wandern, gerade keine Annehmlichkeit für einen großen schweren Mann. Doch habe ich, mit des Herrn Hilfe, die schlimme Zeit glücklich hinter mir, und wenn mir auch die Füße von dem steten in den Block Gespanntsein arg geschunden sind, so will ich darob nicht weiter klagen. Meine Maria freilich war außer sich, als sie mich mit blassem, eingefallenem Gesicht und dicken Füßen wiederkommen sah, aber ich tröstete sie bald und

hat sie nicht zu vergessen, daß wir solche Kleinigkeiten, um unseres Glaubens willen, mit Freude leiden müssen.

Herbst 1538.

Unser werter Magister Fechner ist, nachdem er aus seiner Vaterstadt so hart verwiesen worden, nach dem eine Meile von hier entfernten Dorfe Stentsch gegangen, allwo man ihn mit offenen Armen empfangen und gleich als Prediger angestellt hat.

Wir, d. h. die lutherisch Gesinnten in der Stadt, sind darüber nicht wenig erfreut. So können wir uns doch auch fernerhin an der Predigt des Evangeliums erquicken. Wer will es uns wehren, wenn wir in Stentsch unsere bäuerlichen Bekannten besuchen?

Schon verschiedenemal waren Maria, Michael und ich in dem freundlichen Dorfe, wo wir mit Schickfuß, Kaiser, und den andern zusammen den Worten Martin Fechners lauschten. In die Stadtpfarrkirche gehen nur noch einige wenige, ängstliche Seelen. Herr Haugwitz und Herr Sauer sind darob nicht wenig erzürnt, doch scheinen sie bis jetzt noch keine Ahnung von unserem regelmäßigen Besuche der Stentschischen Gottesdienste zu haben.

Weihnachten 1538.

Die beiden eifrigen Katholiken sind leider, eher als uns lieb war, hinter unser köstliches Geheimniß gekommen. Der Bürgermeister hat die weiteren Fahrten nach Stentsch aufs strengste untersagt, und etliche Ungehorsame, zu denen Herr Schickfuß, Better Kaiser und auch ich gehören, auf Wochen in den Stock getan. Außerdem mußte jeder noch eine große Summe Geldes zahlen.

Aber die harte Strafe hat uns nicht weiter erschüttert. Wir bleiben dennoch unserem Glauben treu. Zum Zeichen dafür führen wir alle, gleich darauf nachdem man uns aus dem Gefängnisse entlassen hatte, wieder nach Stentsch, wo wir an der lauterer Predigt des Evangeliums unsere Seele erquicken und für weitere Anfechtungen stärken.

Ostern 1540.

Die Bedrückungen und Verfolgungen der lutherisch Gesinnten von Seiten Sauer's dauern unausgesetzt fort, ja sind fast noch heftiger geworden. Der Stock wird nimmer leer, und ich selber habe schon eine gewisse Übung erlangt, darinnen zu liegen.

Herr Haugwitz zwar, will mich bedünken, ist bedeutend milder geworden, als er im Anfang war, aber leider hilft uns dies nichts. Der alte, schwache Mann kann gegen den Bürgermeister nichts ausrichten.

Juli 1541.

Gott hat über Bitten und Verstehen geholfen! Wir haben freie Religionsübung! Und wenn wir auch äußerlich in großer Not sitzen, was will das heißen, wo wir unser höchstes Kleinod errungen haben!

Aber ich will ausführlich und von Anfang an erzählen, wie sich alles zugetragen hat. Fast vier Jahre lang hatte uns Herr Sauer um unseres Glaubens willen drangsaliert, und es war gar nicht abzusehen, ob diese harten Verfolgungen je ein Ende nehmen würden. Da befreite uns der Herr plötzlich auf fast wunderbare Weise von unserem Peiniger.

Am 12. Mai d. J., am Donnerstage nach Jubilate, entstand am Kreuztor früh gegen 10 Uhr ein ungeheures Feuer, welches sich bei dem herrschenden Winde immer weiter verbreitete und schließlich die ganze Stadt bis auf das Schloß und die glogauische Vorstadt in Asche legte.

Wie wir bald herausbekamen, hatten zwei fremde Schuhknechte, die man, um ihrer Untüchtigkeit willen, unter der Zeit entließ, in ihres gewesenen Meisters, Hans Brieße's, Hause aus Rache Feuer angelegt. Was half es, daß man die Missetäter, als man sie erwischte, ohne weiteres in die Flammen warf? Das Unglück war dadurch nicht mehr abzuwenden.

Auch ich blieb diesmal nicht verschont. Kaum hatte ich mit den Meinen die wertvollsten Sachen, insonderheit das Hausbuch,

zusammengepackt, da ergriff das verheerende Element auch mein väterliches Haus. Tränenden Auges, mit einem letzten Segenswunsche, verließ ich die teure Schwelle. Ich ahnte ja noch nicht, welches Glück uns aus diesem schier unermesslichen Stummer erwachsen sollte!

Herr Sauer, der Bürgermeister, der an besagtem Tage einer leichten Krankheit wegen das Bett hüten mußte, war gezwungen, um sein Leben zu retten, sich nach der glogauischen Vorstadt tragen zu lassen. Allein schon unter dem Tore gab er, vor Angst und Schrecken, so in sein Geblüt gefahren, plötzlich den Geist auf, und man konnte nur seine Leiche in Sicherheit bringen.

Als bald beriefen nun der neue Bürgermeister, Hans Sussengott, der Pfandesinhaber Sebastian von Knobelsdorf und der gesamte Magistrat den Stentscher Pfarrer, Martin Fehner, zum ersten evangelischen Geistlichen in die Stadt. Welch ein Freudentag war das, als der werthe Mann den ersten lutherischen Gottesdienst auf dem Schlosse hielt! Trotz des überall herrschenden Brandelends flossen viele Dankestränen, und manch einer, der vordem über das große Unglück gemurret hatte, wurde nun getröstet!

Im übrigen ist die äußerliche Not fast schwer. In der allein stehengebliebenen, glogauischen Vorstadt können die vielen Obdachlosen natürlich nicht alle unterkommen, und es ist ein Glück, daß die milde Witterung den Aufenthalt und das Nächtigen im Freien gestattet. Ich habe mich mit den Meinen in der Scheuer vor der Stadt einquartiert und darin außerdem noch so viele Bekannte und Freunde aufgenommen, als Platz ist.

Mein liebes Weib hat wieder ihre Kunst von anno 1522 hervorgesucht und kocht für die ganze Nachbar- und Freundschaft. Unterdessen sind wir Männer auch nicht faul gewesen, sondern haben allbereits mit dem Aufräumen der Brandstätte begonnen. In einigen Tagen hoffe ich, so Gott will, den Grundstein zu unserem neuen Hause zu legen.

Außerdem haben wir Bürger beschlossen, wenn irgend möglich, noch in diesem Jahre den Bau einer großen, massiven Kirche zu beginnen, denn der Saal im Schlosse will lange nicht mehr zureichen.

Es ist eine große Gnade Gottes, daß zur Zeit Herzog Friedrich I. von Liegnitz und Brieg, vollmächtiger Statthalter des Fürstentums Glogau, zu welchem Swebusen gehört, ist, denn dieser fromme und den Evangelischen wohlgesinnte Fürst verschaffte der Stadt im Namen Königs Ferdinands I. einen Begnadigungsbrief, auf Grund dessen sie sechzehn Jahre lang von all und jeden Abgaben befreit sein soll. Das ist eine gar große Vergünstigung und Hilfe, und möge Gott den edlen Herrn dafür reichlich segnen!

Ostern 1546.

Schon fünf Jahre sind nach dem großen Brande vergangen, und noch hat sich die Stadt nicht ganz erholt. Gar trübe Zeiten liegen hinter uns; Bau- und Nahrungsorgen drückten fast allzu-schwer, und insolgedessen ist der Kirchenbau leider sehr verzögert. Obwohl der Grundstein bereits im vorigen Jahre gelegt ward, konnten wir doch erst jetzt das liebe Werk recht in Angriff nehmen.

Der derzeitige Bürgermeister, Herr Bonaventura Schidfuß, unser früherer Ratmann, nimmt sich der guten Sachen aus allen Kräften an, und die Stadt wird dem werten Manne für seine allseitige große Opfer- und Dienstwilligkeit nie genugsam danken können.

Unsern Magister, Herrn Martin Fechner, haben wir leider verloren. Er hatte kaum den Grundstein zur Kirche eingesegnet, so wurde er als evangelischer Prediger nach Meßeritz berufen, welche Aufforderung er nicht gut ablehnen konnte. An seine Stelle trat der Bruder unseres Bürgermeisters, Herr Jakob Schidfuß, ein sonderlich frommer und treuer Mann, der von der ganzen Gemeinde allbereits geliebt wird und sich auch des Kirchenbaues mit großem Fleiße annimmt.

Pfingsten 1546.

Eine große Freude und Ehre ist meinem Hause widerfahren, Herr Magister Schickfuß hat die Hand meiner ältesten Tochter Hanna begehret und meine Maria und ich haben in Gottes Namen „ja“ gesagt. Auf Johannistag schon soll die Hochzeit des jungen Paares sein, und da heißt es denn, sich hurtig tummeln, damit alles in geziemender Ordnung vor sich gehen kann. Mein Töchterchen ist eine sehr glückliche Braut, und daß der Erwählte über noch einmal so alt, wie sie selber ist, tut ihrer Liebe keinen Abbruch und erhöht den schuldigen Respekt. Mein treues Weib ist jetzt ganz in ihrem Elemente, denn welche fürsorgliche Mutter richtete nicht mit Freuden die Aussteuer ihres Kindes zu!

Ende Juni 1546.

Vor wenig Tagen ist unsere liebe Tochter mit dem Manne ihrer Wahl in das neuerbaute Pfarrhaus gezogen. Noch fehlt uns das dienstfeifrige Kind an allen Enden und Ecken, aber trotzdem freuen wir uns von Herzen seines Glückes.

Der Kirchbau schreitet mit Macht vorwärts, und die drei Baumeister: Valentinus Georgius, Jakob Curtius (Kurze) und Thomas Heingius tun, was in ihren Kräften steht, um im Verein mit den Brüdern Schickfuß das gottwohlgefällige Werk zu fördern.

Wir Bürger stellen das nötige Gespann, helfen auch dann und wann bei den Handlangerdiensten, wenn gerade Not am Mann ist.

Zum Gedächtnis an das große Brandunglück und die dabei zerstörte Kirche haben etliche Bürger eine Stiftung gemacht, nämlich unter dem Kreuz- und glogauischen Tore je ein Gemälde, darauf unsere berühmte, große Glocke, die im Feuer zerschmolz, abgebildet ist. Darunter steht geschrieben:

„Eine Glock' nach diesem Circul rund,
Vorm Brande in Swebusen stund;
Als man zählt 1541 Jahr,
Die Stadt im Feuer verdorben war!“

Pfingsten 1547.

Eine schier wunderbare Geschichte ist soeben passiret, und ich kann nicht umhin, dieselbe hier ausführlich zu berichten, denn das Wort: „Irrret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ hat sich wieder einmal auf das schrecklichste bewahrheitet.

Am 8. Mai d. J. herrschte überall in der Stadt Aufregung und Beängstigung, denn die Hitze war übergroß, die Luft schwül und drückend und jedermann stand in Erwartung eines schweren Gewitters. Gegen Abend wurde der Himmel ganz feurig; nach kurzer Zeit zog das Wetter von drei Seiten herauf, und als es zusammenkam und sich entlud, glaubten nicht wenige, das Ende der Welt sei nahe. Blitz und Donner waren eins und folgten in ununterbrochener Reihenfolge. Dazu fehlte ganz und gar der erquickende Regen. Voll Angst blickten wir nach dem Pulverturme vor dem Kreuzthore, der sieben große Tonnen Pulver enthielt. In diesem Pulverturme nun, der im Unterstocke ein Gefängnis hatte, saßen an jenem Tage zwei böhmische Schuhknechte und der Swebuser Bürger und Schuhmachermeister Gregor, ein angesehenener, wohlhabender Mann.

Die Ursache aber, warum er mit den beiden Böhmen zusammen im Stocke saß, war folgende:

Seit Neujahr d. J. hatten die Böhmen bei Meister Gregor in Arbeit gestanden und im Anfang konnte er ihre Geschicklichkeit nur loben, wenngleich ihm das stete Fluchen und sonstige wilde Wesen weniger gefiel. Doch als nach und nach der Fleiß geringer wurde, dagegen die übrigen Gesellen und Lehrlingen an der Fremden wüstem Tun und Treiben Gefallen fanden, hielt er es für geraten, die Störenfriede zu entfernen. Obgleich es nicht Quartals-Anfang oder -Ende war, gab er ihnen Schein und Lohn und hieß sie ihr Bündel schnüren.

Die Böhmen sträubten sich heftig gegen das Weiterwandern unter der Zeit, mußten sich aber endlich dem Worte des Meisters fügen. Ohne Gruß und Dank gingen sie davon; und kaum hatten

sie das Haus ihres ehemaligen Meisters im Rücken, so begannen sie den ehrlichen Mann zu verleunden. Jedweden, den sie trafen, erzählten sie mit höhnischer Genugthuung: Meister Gregor verarbeite seit Jahr und Tag gestohlene Felle. Weil nun sie, die beiden Böhmen, dahinter gekommen seien, fürchte er, es könne alles ans Tageslicht gelangen, und habe sie Knall und Fall entlassen.

Nun traf es sich unglücklicherweise, daß vor wenigen Tagen einem Gerber ein großer Posten Felle spurlos verschwunden war, und es hatte darob schon viel Lärmen und Suchen gegeben. Außerdem wußte alle Welt, daß man durch eine Hintertür aus des Schuhmachers Hause ganz leicht in des Gerbers Hof gelangen konnte.

An diesen Tatsachen also fand die Verleumdung der Böhmen leider großen Anhalt. Nur wenige Bessergesinnte wagten das Gerücht als Lüge zu bezeichnen, und ein Freund Gregors lief hin und erzählte ihm von der Schlechtigkeit seiner gewesenen Gesellen.

Meister Gregor, ein gottesfürchtiger, redlicher Mann, geriet über diese teuflische Bosheit der gottlosen Buben in hellen Zorn. Er ergriff Hammer und Knieriemen, und eilte, von seinen übrigen Leuten gefolgt, spornstreichs den beiden Böhmen nach. Hinter dem Stadttore holte er die Gesuchten glücklich ein, und ehe sie sich dessen versahen, hatte der baumstarke Mann die Übeltäter am Kragen und hieb sie mit dem Knieriemen ganz erbärmlich durch. „Ehrlose Buben,“ schalt er dabei, „ist das der Dank für alle Wohlthat, die ihr in meinem Hause genossen habt? Verlumpt und halb erfroren kamt ihr zu mir. Ich habe euch gesund gepflegt, gereinigt und gekleidet und nun lohnt ihr mir so! O, pfui, über diese Schlechtigkeit! Aber jetzt aufs Rathhaus mit euch, daß ich wieder zu meiner Ehre und meinem Recht komme. Ihr Nachbarn, helft mir die Schurken binden und zum Bürgermeister führen, damit der die Sache genau untersuche und die Schufte zum Widerruf nöthige.“

Zwanzig Hände waren bereit, des Meisters Aufforderung

nachzukommen; und der ganze Haufe zog nun zum Bürgermeister, denn Herr Schidfuß war, um seiner weifen Rechtsprüche willen, allgemein bekannt.

Leider jedoch war er an jenem Tage über Land gefahren, und man erwartete ihn erst nachts zurück. Der ihn vertretende Gerichtsassessor befahl daher, die Böhmen vorläufig in den Stock, am Kreuztore, zu setzen.

Die Schuhknechte jedoch widersehten sich aufs heftigste und beteuerten von neuem unter Fluchen und Schwören die Wahrheit ihrer Aussage. „Sollen wir in den Stock, muß der Meister erst recht hinein. Wir sind zwei gegen einen, und er kann seine Unschuld nicht beweisen.“

Der Assessor wußte nicht, was er tun sollte. Es ging ihn schwer an, den bisher hochgeachteten, unbescholtenen Meister festzunehmen, aber andererseits konnte er das Verlangen der Böhmen nicht kurzweg abschlagen, besonders da Gregor durch ihre Frechheit so bestürzt war, daß er auf alle Fragen des Richters nur traurig sagte: „Gott wird meine Unschuld ans Licht bringen!“

Wie ein Lauffeuer hatte sich unterdessen die ganze Begebenheit in der Stadt verbreitet. Unter Jammern und Klagen kamen des Meisters Ehefrau und Kinder herbeigelaufen, um sein Fortführen zu verhindern. Gregor jedoch wehrte ihnen traurig: „Laßt ab, ihr Lieben. Gott wird meine Unschuld ans Licht bringen.“ Da küßten sie ihm die Hände und gingen weinend davon.

Der Büttel steckte nun die drei Gefangenen in ein enges Gemach, das nur ein vergittertes Fenster hatte. Im Vorzimmer saß der Stockmeister und ein Wachtposten, denn die Böhmen stellten sich sehr ungeberdig an. Bald war man genötigt, sie in den Stock zu legen, d. h. ihnen die Füße in den eigens dazu bestimmten Block zu schließen, denn sie belästigten den armen Gregor derartig, daß er sich keinen Rat mehr wußte.

Ob dieser selbstverschuldeten, unbequemen Lage aber erhoben die beiden ein gräßlich Fluchen und Toben und riefen einmal

uns andre: „Der Teufel solle kommen und sie befreien!“ Darob wurde den drei andern Männern ganz greulich zumute und sie verwiesen den Bösewichtern ernstlich ihr gottloses Tun. Diese jedoch hörten nicht, und beschworen also so recht des Allmächtigen Zorn auf sich herab.

Meister Gregor saß währenddessen still betend auf seinem Blocke und flehte inbrünstig zum Herrn, seine Unschuld an den Tag zu bringen.

Dies alles aber trug sich zu am Vormittage des achten Mai! Als nun am Abend das Unwetter anhub, und die enge Zelle taghell erleuchtet wurde, fuhren die Böhmen trotzdem in ihren Lästerungen fort. Vergebens schalten und warnten der Schuhmacher und der Stockmeister.

Da — als wenn im letzten Augenblicke der Allmächtige selbst noch die beiden Sünder hätte warnen wollen, — geschah mit einemmal ein furchtbarer Donnerschlag. Der Turm erbehte in seinen Grundfesten, und von der Straße erscholl das Geschrei, es habe in den Pulverturm geschlagen.

Gregor, den der Stockmeister inzwischen in das Vorzimmer genommen hatte, da es ihm leid tat, daß der redliche Meister mit den bösen Buben zusammensitzen sollte, — Gregor fiel mit den andern auf die Knie und betete laut, während nebenan Flüche und Lästerungen erschallten.

Und zum zweitenmal erging Gottes Warnung! Abermals schlug der Blitz mit schrecklichem Getöse in den Turm, ohne zu zünden!

Doch die Böhmen achteten des Herrn Stimme nicht, sondern forderten weiter mit schrecklichen Reden seinen Zorn heraus! Da hat Gregor den Stockmeister, ihn an einen andern Ort gefangen zu setzen, denn er fürchte, daß der Allmächtige, wenn er zum drittenmal mit Donner und Blitz käme, sein Strafgericht an den Spöttern vollziehen würde.

Der Stockmeister, ein gottesfürchtiger Mann, der die Gefühle

des Meisters theilte, willigte endlich in dessen Bitten, verschloß und überließ die Böhmen ihrem Schicksale und begab sich mit Gregor und dem Wachtposten eiligst ins Freie. Und kaum waren die drei in Sicherheit, da war es, als wenn Himmel und Erde untergehen sollten: Mit schauerlichen Donnerschlägen flog der Pulverturm in die Luft, und mit ihm die beiden Gotteslästerer! Unmittelbar darauf fiel ein wolkenbruchartiger Regen, der auf der Stelle die der Stadt drohende Feuersgefahr beseitigte.

Es war, als hätte der Allmächtige nur zeigen wollen: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ Als nun der letzte große Schlag geschah und der Turm in die Luft flog, stürzten wir alle aus den Häusern und sahen mit Entsetzen, was geschehen war. Im Hause Gregors aber erhob sich großes Jammern und Klagen.

Doch siehe! Da kam schon eilends der Stockmeister mit der Freudenbotschaft und erzählte der staunenden Menge, was sich vor kurzem im Turme zugetragen hatte! So ward die Klage verwandelt in einen Reigen, und manch einer bewegte in seinem Herzen die Worte: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Als am andern Tage Herr Schicksfuß heimkehrte und von den Seinen die wunderbare Begebenheit erfuhr, ordnete er alsbald eine Ratssitzung an und forderte Gregor vor. Im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn trat der Schuhmacher mit den Seinen vor Gericht. Er hatte eine schier merkwürdige Zuversicht, daß Gott ihn auch heute retten würde.

Als der Bürgermeister ihn nun befragte, sagte er getrost und freudig: „Gott, der mich gestern so wunderbar vor dem Tode bewahrte, weiß, daß ich an dem mir zur Last gelegten Verbrechen unschuldig bin. Er wird gewiß zur rechten Zeit den eigentlichen Täter an das Licht bringen!“

Da entstand große Bewegung unter den Anwesenden. Herr Schicksfuß ergriff des Angeklagten Hand und sagte gerührt und herzlich:

„Ja, Meister Gregor, der Herr, dem Ihr fest vertraut, der

Euch so wunderbar errettete, der hat auch bereits Eure Unschuld an das Licht gebracht! Ich war heut früh kaum heimgekehrt, da erschien in großer Gewissensangst der Pantoffelmacher Schmal aus der Kreuzgasse, fiel mir jammernd zu Füßen und gestand folgendes:

„Vor acht Tagen, in der Nacht, seien die beiden böhmischen Schuhknechte zu ihm gekommen mit einem großen Posten gegerbter Häute. Unter Bedrohung hätten sie ihn gezwungen, diese Häute um wenig Geld zu kaufen. Außerdem hätte er schwören müssen, niemals jemand von der ganzen Sache ein Wort zu verraten. Als nun aber gestern früh Ihr, Meister Gregor, unschuldig in den Stock geführt wurdet, da habe er sein Gewissen gar nicht mehr beruhigen können, und nur der Eid hätte ihn abgehalten, auf der Stelle die Wahrheit zu bekennen. Zum Schlusse bäte er Meister Gregor herzlich um Verzeihung, wir aber möchten ein Einsehen haben und ihn milde bestrafen, fintemal ihn die Böhmen mit Gewalt zur Hehlerei gezwungen.“

Ihr seid also glänzend gerechtfertigt, lieber Meister. Geht in Frieden heim und dankt dem Herrn, dessen Finger Ihr so wunderbar gespürt habt!“

Nach diesen Worten schüttelte der Bürgermeister dem glücklichen Gregor herzlich die Hand, und die Ratmänner kamen und wünschten ihm Glück zu seiner Errettung. Im Triumph wurde dann der brave Mann von Freunden und Bekannten nach Hause geleitet, wo er alsbald mit den Seinen niederkniete und ein brünstiges Lob- und Dankgebet sprach.

November 1547.

Gott hat uns hocherfreut! Meine liebe Tochter Hanna, die Gattin des hiesigen Pastors, Hr. Jakob Schiackfuß, ist Mutter eines gesunden Söhnleins geworden. *) Am 15. November haben

*) Dieser am 11. November 1547 geborene Sohn des Pastors Schiackfuß, der später hochverdiente Ratsälteste Bonaventura Schiackfuß, war

wir das Kindlein zur Taufe getragen. Herr Bonaventura Schickfuß, unser werter Bürgermeister, des Anaben Oheim und ich, der Großvater, waren die Paten, während der Vater ihn auf den Namen „Bonaventura“ taufte. Nachher haben wir im Pfarrhause einen fröhlichen Schmaus gehalten und dabei nicht vergessen, dem Herrn für seine Güte unsern Dank darzubringen.

November 1548.

Der Bau unserer lieben Kirche schreitet rüstig vorwärts, also, daß wir bereits am Martinstage den ersten Gottesdienst darin halten konnten.

Welch ein Freudentag war das! Der erste evangelische Gottesdienst in der ersten evangelischen Kirche zu Swebusen! Wer kann unseren Dank und Jubel ermessen!

Möge Gott der Herr in Gnaden geben, daß sein reines Wort und Luthers Lehre bis ans Ende der Tage unverfälscht in diesem neuerbauten Tempel gepredigt werden darf!

Nach beendetem Gottesdienst wurde das jüngste Söhnlein von Gebatter Drabsch, als das erste Kind in der evangelischen Kirche auf den Namen „Hans“ getauft. Möge es gedeihen zu seiner Eltern Freude und Gottes Ehre, und möge es ein treuer Bekenner unseres teuren Glaubens werden!

Mai 1549.

Heut, als am Tage St. Urbanus, haben wir die Hochzeitsfeier meines ältesten Sohnes Michael in Züchten und Ehren begangen. Die Braut, Jungfrau Monika Tauchritz, ist die Tochter des hiesigen Ratsältesten Martin Tauchritz, und ein gar fein und lieblich Mägdlein. Herr Pastor Schickfuß, mein werter Schwiegersohn, gab die beiden Liebesleute in Gottes Namen zusammen und hielt dabei eine sehr zu Herzen gehende, fromme und feine

der Vater des nachmals in weiten Kreisen bekannten und berühmten Gelehrten und Geschichtsschreibers Dr. Jakob Schickfuß, der der Verfasser der nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen umfangreichen und hochinteressanten: „Dr. Jak. Schickfusii Schlesischen Chronik“ ist.

Rede. Überhaupt ist der Herr Magister ein über die Maßen kluger und gelehrter Mann, predigt das lautere Evangelium mit großer Kraft und Begeisterung und zeigt sich im bürgerlichen Leben allezeit als ein wahrer Christ. Die ganze Gemeinde schätzt und liebt den frommen, treuen Prediger, und ich selber bin nicht wenig stolz darauf, daß er mir durch seine Tochter so nahe verwandt ist.

Als die Trauung in der Kirche beendet war, zogen wir, wie es allhier Sitte ist, unter lustiger Musik ins Hochzeitshaus zurück. Der Stadtpfeifer spielte seine schönsten Weisen, so daß das junge Volk schier im Tanzschritt zu gehen begann. Da Martin Tauchritz ein fast reicher Mann ist, war die festliche Tafel mit allerlei auserlesenen Speisen und Weinen besetzt. Aber auch die liebe Armut kam nicht zu kurz. Auf dem Markte war eine Garküche errichtet, in der ausschließlich für die Bedürftigen gekocht und gebraten wurde. Daneben waren drei große Tonnen des besten Bieres aufgefahren, und nun konnte jedweder kommen und sich zum Essen und Trinken holen, so viel er wollte und heimtragen mochte. So ist es von altersher in der Stadt gehalten worden: Wo man ein fröhliches Fest feierte, da hat man auch niemals die notleidenden Brüder vergessen. Möge diese feine Sitte immerdar in Swebusen bestehen.

Maï 1551.

Der Stammhalter des alten Geschlechts ist da! Mein Michael hat ein Söhnlein, das wir in der heiligen Taufe nach Gewohnheit wiederum „Michael“ nannten!

Möge auf diesem jüngsten Reiz des alten Stammes der Segen Gottes ruhen! Möge auch dieser „Michael“ seinem himmlischen Namensvetter nachzufolgen trachten und stets ein treuer Streiter und Bekenner des Evangeliums sein! Mein ganzes Herz freut sich des jungen Erben, und meine Seele lobt den Herrn, der mich und die Meinen allezeit treulich führte und uns besonders in den letzten Jahren viel Freude, Glück und Segen bescherte.

Ostern 1552.

Der schrecklichste Gast, die furchterliche Pest, ist abermals in der Stadt eingezogen und fordert täglich bittere Opfer. Allenthalben hört man Klagen und Weinen, denn schon gegen dreihundert Menschen sind unter dem Schwerte des grausen Würgengels gefallen.

Die meisten Menschen sind wie vor den Kopf geschlagen und wollen nicht mehr ordentlich arbeiten, weil sie düster sagen: „Was soll uns solch irdisch Tun noch nützen, wo wir vielleicht schon morgen tot sind?“ Einer flieht den andern, und die, die sonst Freunde waren, weichen scheu auf die entfernte Seite, um ja nicht von dem Krankheitshauche erreicht zu werden.

Ich meistens halte derartiges Treiben für unrecht und verkehrt. Wo bleibt da das Gottvertrauen und die Bruderliebe, wenn Eltern die sterbenden Kinder, oder Kinder die kranken Eltern aus Todesfurcht im Stich lassen? Nein, gerade in solcher Not sollen wir unser Christentum mit der That beweisen: Die Kranken pflegen, die Toten begraben und die Trauernden trösten.

Meine Maria und ich fürchten gottlob weder Ansteckung noch Tod. Soviel wir können, nehmen wir uns der Heimgesuchten an, und unser Schwiegersohn, der werthe Pastor Schickfuß, ist uns dabei mit gutem Beispiele vorgegangen. Was dieser fromme Mann der Stadt in dieser Schreckenszeit geworden ist, wird ihm die Gemeinde in Ewigkeit nicht danken können! Späte Chroniken werden berichten, wie er Tag und Nacht bei den Kranken und Sterbenden weilte, sie pflegte, tröstete und zuletzt zum Heimgange einsegnete!*)

Juli 1552.

Die Not wird immer größer. Die Menschen sterben wie die Eintagsfliegen und es kostet schwere Mühe, die Toten christlich zu bestatten. Von der sonstigen Ordnung bei Leichenbegäng-

*) Die Sch. Chr. rühmt ihn sehr wegen seiner Aufopferung.

nissen ist schon lange keine Rede mehr. Ohne Sang und Klang trägt man die Verschiedenen auf den Gottesacker hinaus und senkt sie mit einem kurzen Bibelspruche ins Grab.

Herr Bonaventura Schickfuß, der Bürgermeister, hat alles Erdenkliche getan, um der Seuche zu wehren, aber leider sind alle Anordnungen bis jetzt erfolglos geblieben. Man erkennt immer mehr, wie ohnmächtig der Mensch dergleichen Schlägen gegenüber steht, und daß hier nur Gott allein helfen kann.

Aus diesem Grunde halten wir alle Tage einen Buß- und Bittgottesdienst, und die, die sonst gleichgültig zur Kirche standen, liegen jetzt weinend und betend zu des Herrn Füßen. Die fürchterliche Angst und Verkehrtheit, die zu Anfang der Krankheit herrschte, ist, Gott sei Dank, gewichen; und das ist zum größten Theile ein Verdienst meines werten Schwiegersohnes. Die unermüdliche Liebestätigkeit dieses frommen Mannes, seine Ermahnung zu Gottvertrauen und Bruderliebe, hat endlich die Kopflosen beschämt und zur Besinnung gebracht. Nun arbeiten sie wieder, gehen ihrem Tagewerke getreulich nach und haben ihr Leben in Gottes Hand gelegt.

Auf fast wunderbare Weise sind bis jetzt ich und die Meinen von der Seuche verschont geblieben, trotzdem wir doch tagtäglich mit den Kranken und Sterbenden zu tun hatten. Auch mein Schwiegersohn blieb bislang unverletzt; doch sieht der werthe Mann, der sich nicht des stärksten Körpers erfreut, gar schwach und elend aus, also daß sich mein Töchterlein Hanna gar sehr um des Liebsten Leben ängstigt. Auch vermißt sie schwer das sonstige, trauliche Zusammenleben mit dem Gatten, der gewohnt war, ihr jede freie Stunde zu widmen. Jetzt muß sie ihren Jakob tagelang fast ganz entbehren, und wenn sie ihn endlich zu sehen bekommt, so ist es immer nur auf etliche kurze Augenblicke. Es ist gut, daß ihr Söhnlein, der nun fast fünfjährige, lebhafte und kluge Bonaventura, ihr so viel zu schaffen macht und ihre Gedanken dadurch auf andere Dinge leitet.

September 1552.

O Herr, Deine Hand ruht schwer auf mir, und noch kann ich mein Leid kaum fassen! Aber ich will stille sein, und meinen Mund nicht wider Dich aufthun! Du bist der Herr über Leben und Tod; Du kannst schlagen, und wir müssen Dir stille halten, denn: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ Hast Du mir gleich an einem Tage Weib, Tochter und Schwiegersohn genommen, so will ich doch nicht klagen und verzagen, bleibst Du doch, Herr, allzeit meines Herzens Trost und mein Theil! — —

Monate hindurch waren wir von der bösen Seuche gnädig verschont geblieben, und schon meinte ich, wir würden glücklich davon kommen. Da legte sich in den letzten Tagen des August mein jüngstes Töchterlein Dorothea und ich merkte bald, daß die Krankheit nimmer zum Guten auslaufen würde. Alle angewandten Mittel versagten den Dienst und man konnte deutlich sehen, daß der Herr die fromme Jungfrau heimholen wollte.

Mein trantes Weib Maria wick Tag und Nacht nicht vom Bette des lieben Kindes, bis sie selber zusammenbrach und an der Pest erkrankte. Da lagen nun Mutter und Tochter zum Tode schwach nebeneinander, und ich alter Mann saß gebrochen an ihrem Lager. Um der Ansteckung willen hielt ich die andern Kinder und Schwiegerkinder fern, also daß ich mit dem Vater die Kranken ganz allein versorgte. Mein Herz schrie dabei unausgesetzt zum Herrn, er solle mir die Teuren noch eine kleine Weile lassen. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, und seine Wege sind nicht unsre Wege! Am 29. August d. J., früh morgens als die Sonne aufging, entschliefen mein Weib und meine Tochter ganz sanft und friedlich mit dem Namen des Gekreuzigten auf ihren Lippen. —

„Schlaf wohl, Maria, meine Geliebte, du trantes Weib meiner Jugend! Du bist mir allezeit ein frommes und getreues Ehegemahl gewesen, und es dünkt mich schier unerträglich, daß ich die Tage des Alters ohne dich zubringen soll. Aber ich weiß

an wen ich glaube, und ich weiß auch gewißlich, daß du nun da droben die Ruhe des Volkes Gottes genießest und den Herrn, den du hier geliebt und bekannt hast, nun von Angesicht zu Angesicht schauest! Fern sei es von mir, dir dein selig Glück durch mein Weinen und Klagen zu stören!"

"Schlaf wohl, Dorothea, mein Töchterlein! Du warest mir stets ein gehorsames, dienstwilliges Kind und ich lasse dich nur unter Tränen ziehen. Aber der Herr hatte deine Seele von Jugend auf lieb und darum eilte er mit dir aus diesem bösen Leben!" — — —

Als ich meinen lieben Toten die Augen zugebriickt hatte, wusch ich mich ganz und gar, kleidete mich neu an und ging dann in das Pfarrhaus zu den Kindern, um dort die Trauerbotschaft anzufagen.

Allmächtiger, was mußten da meine Augen sehen! Schier wollte meine Kraft erliegen unter dem neuen und größeren Jammer, der mir hier entgegentrat! Ach, wer hätte das noch vor wenig Tagen geahnt!

Neben der Leiche ihres soeben verschiedenen Gatten kniete meine Tochter Hanna, und lautloses Schluchzen erschütterte ihren zarten Körper. Sie hob nicht den Kopf, als ich eintrat, aber als ich ihr die Hand auf die Schulter legte und weinend rief: „Mein Kind, mein armes Kind! Was ist hier geschehen?“ da blickte sie mich mit den schönen, sanften Augen wie geistesabwesend an und sagte tonlos: „Mein Jakob ist tot. Ich bin allein, allein!"

Ich nahm sie fest in meine Arme. „Nein, meine Tochter, du bist nicht allein! Er, der versprochen hat, der Witwen Tröster und der Waisen Vater zu sein, ist immerdar bei dir mit seiner Hilfe und seinem Troste. Und dann, hast du nicht auch noch dein Kind, deinen Sohn Bonaventura, die beste Hinterlassenschaft des lieben Toten?"

Aber die Armste hörte mich nicht. Sie war wieder am
Urgroßvaters Hausbuch. (Familienbibl. 27. Bd.)

Sterbelager hingekniet und schaute unverwandt in das edle friedlich-stille Gesicht des Geliebten.

Dieser stille lautlose Jammer zerbrach mir fast das Herz, denn mein Kummer über das Leid der jungen Witwe war noch größer, als der Schmerz über meinen eigenen, doppelten Verlust. Ich bin ja schon ein alter Mann und werde meinen vorangegangenen Lieben voraussichtlich bald in die obere Heimat nachgehen, aber meine arme Hanna ist noch so jung, so jung, kaum vierundzwanzigjährig, hat vielleicht noch ein langes einsames Leben vor sich! Wie wird sie dies tragen, sie, die so jählings aus ihrem Glücke gerissen ist?

Einzig und allein in Deiner Kraft, mein Herr und Heiland! Darum sei Du der verlassenen Witwe Stab und Stecken auf dem kommenden, dunklen Wege! Laß das Glaubenslicht in ihrer Seele nicht verlöschen durch den Sturmwind, der ihres Lebens Hoffnung knickte!

Über eine Stunde war vergangen, und immer noch kniete Hanna regungslos an der Leiche des Gatten. Da konnte ich solches nicht länger mit ansehen, denn ich fühlte, daß mein armes Kind an diesem lautlosen Jammer zugrunde gehen mußte. Ich schritt leise hinaus in den Garten, wo der kleine Bonaventura ahnungslos umherspielte, nahm seine Hand und sagte ernst: „Komm zu deiner Mutter, mein Söhnlein; sie bedarf deiner, denn der Heiland hat deinen lieben Vater zu sich in sein Reich genommen.“

Mit großen, erschrockenen Augen sah mich der Kleine an, denn in dieser schweren Leidens- und Sterbenszeit begriffen selbst schon die Kinder etwas von dem Ernst des Todes. „Ist mein herzliebter Vater tot, Großvater?“ fragte der Knabe angstvoll, und als ich stumm nickte, brach er in lautes Weinen aus. Da nahm ich ihn tröstend in meine Arme.

„Nicht also, mein Kind, du sollst jetzt deiner lieben Mutter Trost und Freude sein und mußt ihr sanft und beruhigend nahen.“

Da wurde der Kleine ganz still. Ich trug ihn ins Haus und führte ihn zu seiner Mutter. Die kniete noch immer regungslos am Sterbebette, als aber das Söhnlein auf sie zulief und leise schluchzend seine Armchen um ihren Hals schlang, fuhr sie, wie aus einem Traume erwachend in die Höhe. Einen Augenblick sah sie den Knaben starr an; dann preßte sie ihn leidenschaftlich in ihre Arme und brach in heißes Weinen aus.

Sie war gerettet!

Ich ginge leise hinaus und ließ Mutter und Kind allein am Totenbette des Vaters und Bruders, denn ich fühlte meine Kräfte schwinden bei dem herzerschütternden Anblicke. Als ich nach mehr denn einer Stunde wieder nach den Verwaisten sah, kam mir die Verrückte ganz still und gefaßt entgegen. „Des Herrn Wille geschehe,“ sagte sie mit gebrochener Stimme und lehnte leise weinend den Kopf an meine Schulter. Ich nahm sie sanft in meine Arme und ließ sie sich ruhig ausweinen. Diese erlösenden Tränen waren eine Wohlthat und Erleichterung für ihr kummerbeladenes Herz. Erst nach geraumer Zeit hob sie den Kopf und flüsterte traurig: „Ach, was wird die liebe Mutter sagen, wenn sie von dem plötzlichen Tode meines Jakob hört! Wenn ihr nur der große Schreck nichts schadet! Sie hatte den Heimgegangenen so lieb und ich fürchte sehr, die Trauerbotschaft wird sie tief erschüttern.“

Ich hatte bisher nicht den Mut gehabt, der armen, jungen Witwe von dem zu erzählen, was sich inzwischen daheim zugetragen hatte. Jetzt aber hielt ich den richtigen Zeitpunkt für gekommen und begann leise: „Sorge dich nicht um die Mutter, mein Kind. Der Herr hat alles wohlgemacht und sie jeder irdischen Noth entrückt. Heut früh, bei Sonnenaufgang, ist sie mitsamt deiner Schwester Dorothea in Frieden entschlafen.“

Schier fassungslos sah mich Hanna an. „Vater, Vater, ist es möglich?“ stammelte sie schmerzbeugend. Ich nickte stumm. Da fiel sie mir schluchzend um den Hals: „Du armer, armer Vater!“

Von ihrem eigenen Leide sprach die fromme Tochter kein Wort mehr, sondern suchte mich in kindlicher Liebe zu trösten. So saßen wir stundenlang weinend und betend beieinander. — Erst als längst der Nachmittag gekommen war, dachte ich daran, daß es nun wohl an der Zeit sei, wieder nach meinen Lieben daheim zu sehen.

Ich ging also in mein einsames Haus zurück und hielt mit Christoph bei meinen Lieben die Totenwacht. Michael war hinübergegangen ins Pfarhaus, um dort Hanna in ihrer Einsamkeit beizustehen, und diese erzählte dem Bruder unter leisem Weinen, welch friedlich-schönes Ende der Geliebte gehabt hatte. Fast plötzlich, doch ohne Schmerzen, war der Tod zu ihm getreten.

„Hanna, Hanna, ich muß heim!“ rief er mit brechender Stimme und streckte mit einem letzten Liebesblicke die Hände nach seinem jungen Weibe aus. Mit einem Wehelaute nahm die Ärmste den Sterbenden in ihre Arme. Aber kaum hatte sie sein Haupt an ihrem Herzen gebettet, da flüsterte er leise: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ streckte sich und verschied.

So habe ich denn meine drei Geliebten begraben und sitze nun trauernden Herzens allein, denn im Nebenzimmer ist meine arme Hanna endlich, endlich! vor Gram und Erschöpfung eingeschlafen.

Herr Pastor Schicksfuß, mein werter Schwiegersohn, ist mit allen Ehren in der neuerbauten Pfarrkirche beigesetzt worden. Die ganze Stadt gab dem verehrten allgeliebten Toten das Geleit, und noch niemals habe ich solche allgemeine Teilnahme gesehen. Als der Stentscher Pastor, Martin Bunger, den Toten einsegnete und der Sarg in der Gruft verschwand, ging lautes Weinen durch die Kirche.

Ein altes Mütterchen, das neben mir stand, rief schluchzend: „Herr Jesu, warum hast Du nicht mich genommen, und diesen noch eine Weile gelassen? Ich bin keinem Menschen mehr nütze, und dieser hier konnte noch viele Jahre in großem Segen wirken!“ —

Ja Herr, warum hast Du diesen gottbegnadeten Prediger und Lehrer von uns gerufen? In den wenigen Jahren, die er unter uns weilen durfte, hat er unendlich viel Gutes gewirkt, und wir hofften, er sollte uns noch länger ein Führer zur Seligkeit sein! Warum, warum hast du ihn von dem kaum begonnenen Werke abgerufen? Aber vergib, wenn wir kleinmütig zagen und fragen! Dein Wille ist und bleibt in Ewigkeit ein guter und gnädiger, und wir wissen, daß Du auch jetzt Gedanken des Friedens und nicht des Leides über uns hast!

Ergänzung der Erzählerin:

Diesem so frühe verstorbenen, verdienstvollen und gelehrten Pastor, Jakob Schickfuß, wurde später, als sein Sohn Bonaventura bereits Ratmann war, in der prächtig vollendeten Pfarrkirche, über der Grabstätte, ein lateinisches Epitaphium aufgerichtet:

„Deo Serv. Sap. S. Jakobus Schickfuss, Vir Reverend. clariss. et Doctiss. virtute eximia, et singulari animi constantia, pietate insigni, et auctoritate veneranda praestantiss. qui anno 1505 Novofori Silesiorum natus, et ita, in praecipuis Germaniae Gymnasiis et academiis educatus et informatus est, ut in Matthesi simul et in Theologia esset felicissimus. Vocatus postea anno 1545, Pastor in hac civitate et Ecclesia factus est legitime; docuitque Evangelium Christi pure, sincere, fideliter; in bonis omnibus haeredes istituit pauperes. in nomine vero et familia superstitem adhuc Bonaventarum, senatorem nunc Svebusiensem, successorem reliquit unicum. Tandemque pestis communi calamitate abreptus, immature obiit, in vera Jesu Christi agnitione et invocatione 29 augusti anno 1552.“

Zu deutsch also lautend:

„Hier liegt Gottes Diener S. Jakobus Schickfuß, ein achtungswerter und gelehrter Mann, von ausgezeichneten

Tugend, einzig dastehender Charakterstärke, ausgezeichnete Frömmigkeit und größtem Ansehen. Er wurde geboren 1505 zu Neumark in Schlesien, und genoß auf hervorragenden Gymnasien und Akademien Deutschlands eine solche Erziehung und Unterricht, daß er sowohl in der Mathematik als auch in der Theologie Bedeutendes leistete. Später wurde er in dieser Stadt und Kirche auf gesetzmäßige Weise zum Pastor gemacht. Er lehrte das Evangelium Christi: rein, lauter und treu. Zum Erben all seiner Güter setzte er die Armen ein. Seinen Familiennamen jedoch hinterließ der verstorbene Jakobus seinem einzigen Sohne Bonaventura, Senator zu Schwiebus.

Dahingerissen durch die allgemeine Pest, die zur Zeit grassierte, starb er vor der Zeit in der wahren Erkenntnis Jesu Christi, und unter Anrufung seines Namens, am 29. August des Jahres 1552."

Weihnachten 1552.

Vier Monate schon ruhen nun meine Lieben im Schoße der Erde, und ich habe mit den überbliebenen Kindern ein gar stilles und betrübttes Weihnachtsfest gefeiert. Meine arme Hanna ist zwar gefaßt und gottergeben, aber man merkt ihr bei allem Tun und Lassen an, daß ihres Lebens Glück und Hoffnung gebrochen ist. Ich fürchte manchmal, ich werde die liebe Tochter nicht mehr allzulange behalten dürfen. Sehr starken Körpers war sie niemals, und dieser unerwartete herbe Schlag hat ihr wohl für immer einen Knick gegeben.

Ihr Söhnlein, Bonaventura, dagegen gedeiht prächtig, und er allein nur ist imstande, hin und wieder ein Lächeln auf dem Gesichte der Mutter hervorzurufen.

Es ist merkwürdig, seitdem die Seuche, als fast letztes Opfer, die Meinen hinweggenommen hatte, war sie plötzlich erloschen. Ob vielleicht der große Sturm- und Wirbelwind, der zur selben

Zeit herrschte und in Wäldern, Gärten und Häusern großen Schaden anrichtete, durch Gottes Gnade unser Retter geworden ist?

Am zweitausend Menschen sind diesmal unter dem Schwerte des Bürgengels gefallen. Kein Haus ist verschont geblieben, und viele Familien sind ganz und gar ausgestorben. Als der böse Gast endlich davongezogen war, brachten wir dem Herrn unser feierliches Dankopfer dar, und obgleich dabei viel Weinens um die Verlorenen erscholl, freuten wir uns doch gebührender Weise über die endliche Rettung der Abrißgebliebenen.

Ostern 1553.

Wir leben still und ruhig weiter und spüren allenthalben die Gnade des Herrn.

Meine Tochter Hanna, die Witwe des Herrn Schidfuß, hat einen guten Trost gefunden. Sie geht umher in den Hütten der Armen und Kranken, und ihr sanftes, liebes Gesicht leuchtet ob der dadurch erlangten Befriedigung manchmal wie verklärt.

Bonaventura geht seit einigen Tagen zur Schule, und der Rektor, Herr Antonius Albertus, hält ihn für sonderlich klug und begabt. Möge der Knabe diese seine vortrefflichen Anlagen stets zu Gottes Ehre und des Nächsten Vorteil anwenden!

Ostern 1554.

Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Vor wenig Tagen hat Gott meine liebe Tochter Hanna von dieser Erde abgerufen! Ihr Tod aber war kein trauriges Sterben, sondern eine stille, friedliche Heimfahrt. Im festen Glauben an ihren Erlöser ging sie dahin, und ihre letzten Worte waren: „Ich komme.“

Ich kann nicht eigentlich um sie trauern, denn ich weiß, wie unaussprechlich glücklich sie jetzt ist, und daß sie nichts so sehr ersehnte, als dem heißgeliebten Gatten bald zu folgen.

Bonaventura war außer sich über den Tod der zärtlich geliebten Mutter, und wollte sich durch nichts trösten lassen.

In meines Erstgeborenen Hause ist, Gott Lob, reichlich Glück und Friede vorhanden. Die Kinder wachsen und gedeihen, und

des Hauses Wohlstand und Ansehen mehren sich zusehends. Vor allem aber hat Michael ein frommes und getreues Weib zur Seite, denn die Schwiegertochter, Frau Monika, geb. Tauchritz, ähnelt fast meiner Maria, in Güte, Fleiß und Klugheit.

Mein jüngster Sohn Christoph gedenkt auch allbereits daran, sich einen Hausstand zu gründen, und ich gebe ihm mit Freuden meinen Segen dazu. So zieht doch wieder junges, fröhliches Leben in das alte, einsame Haus.

Swebusen,*) Herbst 1555.

Zugleich mit der Hochzeitsfeier meines Christoph haben wir die Vollendung unserer lieben neuen Pfarrkirche festlich begangen.

Nunmehr steht das herrliche Gotteshaus in seiner fertigen Schöne da. Ein hoher, ansehnlicher Turm sieht weit in das Land hinaus, und ist mit einem schönen Uhrwerke und vier klangreichen Glocken versehen. Es war ein herrlicher Tag, als wir, unter Lob- und Dankpsalmen, den Tempel des Herrn einweiheten. Mögen immer Gottes Wort und Luthers Lehre darinnen unverfälscht gepredigt werden! —

Herr Schickfuß, der Bürgermeister, der sich um den Bau unserer Kirche hochverdient gemacht, hat gleicherweise auch für die Wiederherstellung des anno 1541 ebenfalls gänzlich zerstörten Rathhauses Sorge getragen. Auf sein Ansuchen und Bitten hat unser oberster Landesherr, Kaiser Ferdinand I. bis aus Italien Baumeister hierher geschickt, also daß das fertige Haus eine rechte Zierde der Stadt geworden ist. Es ist von unten auf ganz massiv von Steinen und Ziegeln aufgeführt, mit einem dreispitzigen Ziegeldache gedeckt und besitzt inwendig eine große Anzahl gewölbter Säle und Stuben. Zwei hohe Thürme, mit einem vortrefflichen Uhrwerke versehen dem Bau ein gar stattliches Aussehen, und der Wächter, der in dem größeren, dem so-

*) Die Stadt hieß im Anfang des 16. Jahrhunderts bald: Schwebusen, Schwebussen, bald Swebusa.

genannten Pfeisturme hauset, rühmet, was für eine feine, lustige Wohnung er da oben habe. Die beiden Thürme sind übrigens durch eine Brücke miteinander verbunden, was zu dem Scherze Anlaß gegeben hat, „daß in Swebusen die höchste Brücke in Schlesien zu finden sei“.

„Swebusen“, oder wie man jetzt schreibt:
Schwiebussen, Ostern 1563.

So habe ich denn gestern im Kreise aller Kinder und Enkel meinen 78. Geburtstag gefeiert. Es war ein fast schönes Fest und die Meinen taten mir eitel Liebe und Güte an. „Herr! ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir getan hast!“

Wohl selten genießt jemand solch ruhiges, friedliches Alter, wie mir vergönnt ist! Überall in Haus und Familie darf ich den Segen Gottes schauen, und auch in der lieben Vaterstadt geht es in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit vorwärts. Bürgermeister ist immer noch Herr Bonaventura Schickfuß, meines Schwieger- sohnes Bruder. Möge er uns, zum Besten des Vaterlandes, noch recht lange erhalten bleiben!

Sein Namensvetter und Nefte, mein Enkel Bonaventura Schickfuß, meiner Tochter Hanna Sohn, ist inzwischen zu einem schönen, klugen und vielversprechenden Jüngling herangewachsen. Da ich, der alte, schwache Großvater, den wilden trotzigen Knaben auf die Dauer nicht bändigen, geschweige erziehen konnte, kam der Kleine in das Haus seines Oheims, der sich mitsamt seiner Gattin Anna, geborenen Sänkin, des Verwaisten in wahrhaft väterlicher Liebe annahm und ihn zu allem Guten erzog. Vor wenigen Tagen ist der Jüngling auf die Wanderschaft gezogen. Er geht zuerst nach Augsburg und soll sich dann in Ulm und Straßburg längere Zeit aufhalten. Ich werde seine Heimkehr wohl nicht mehr erleben. Nun, möge Gottes Segen immerdar auf diesem Kinde meiner liebsten Tochter ruhen!

Möge Bonaventura, der junge, ein würdiger Erbe seiner Familie sein, auf daß er, gleich wie sein Vater und sein Oheim, allezeit ein treuer Bekenner des Evangeliums und ein treuer Berater seiner Vaterstadt werden möge!

Schwiebussen, Juli 1566.

Nach vierzehnjähriger Ruhezeit ist abermals die böse Pest bei uns eingezogen! Ach, mein Gott, soll ich alter Mann noch einmal die Schrecken und Nöte der schlimmen Seuche schmecken! Herr, es ist Abend worden und der Tag hat sich geneiget! Ich bin fast müde und möchte heim! So es Dein Wille ist, hole mich bald! Gott, der Du mein Gott von Jugend auf gewesen bist, laß mich Dir bald mein Lob- und Danklied im höheren Chore darbringen!

II.

Im Namen Jesu!

Schwiebussen, Herbst 1566.

Nachdem es dem Allmächtigen gefallen hat, meinen lieben Herrn Vater im 82. Jahre seines Lebens durch einen sanften und seligen Tod von dieser Erde zu rufen, habe ich, Michael Sckerle, sein ältester Sohn, die Erbschaft angetreten und will nun dieses Hausbuch in Gottes Namen weiterführen.

Die schlimme Seuche, die Pest, hat diesmal zum Glücke nur drei Monate gedauert. Auch forderte sie verhältnismäßig wenig Opfer. Doch nahm sie, fast als einen der ersten, meinen lieben Vater von hinnen. Des sind wir alle von Herzen betriibt, denn der greise Alte war die Säule unseres Hauses, und gar sehr vermiffen wir sein Gebet und seinen Rat. Sein Andenken unter uns wird unvergessen und im Segen bleiben.

Im übrigen hat die böse Krankheit mich und die Meinen gnädig verschont. Die Kinder alle, zwei Söhne und zwei Töchter, wachsen und gedeihen zu unserer Freude, und wir können dem Herrn für seine reiche Gnade nie genugsam danken.

Schwiebussen, Weihnachten 1570.

Ich komme weniger zum Schreiben als mein werter Vater, auch geht mir diese Arbeit nimmer so gut und leicht wie ihm ab. Das macht, er hatte eine fast gelehrte Erziehung genossen und wäre sicher mönchisch geworden, so anders es mein Großvater und Dr. Martinus Luther zugelassen hätten. Ich dagegen war von Jugend auf ein frohgemuter Geselle und machte mir nicht sonderlich viel aus Federkel und Büchern. Tausendmal schöner war es ja da draußen auf dem Ager beim Ballspiel, Speerwerfen oder Armbrustschießen. Da stand ich redlich meinen Mann und die Kameraden konnten ohne mich nicht fertig werden. Wo es ein harmlos Schelmenstücklein zu verüben gab, da war ich sicher dabei und der Meister Thormart könnte manch lustige Geschichte von des ehrenwertem Meisters Sckerle Altestem erzählen. — —

Das ist nun freilich jetzt vorbei, denn als ehrsamem Bürger, Hausvater und Meister vergehen einem dergleichen Tollheiten. Am Scribieren jedoch habe ich trotzdem noch keine Freude gefunden, und ich glaube, ich werde hier nur die allerwichtigsten Begebenheiten aufzeichnen. —

Den späten Enkeln zur Nachricht, daß sich im Sommer dieses Jahres, infolge häufigen Plagregens, ein solches Wasser bei uns sammelte, daß man schier meinte, Schwiebussen sei eine Seestadt geworden. Wohin das Auge blickte, sah man nichts als Wasserfluten und die Not war aller Orten groß. Viel Menschen und Vieh ertranken elende, und aus dem ziemlich entfernten Merzdorfersee kamen die Fische bis in die Stadt geschwommen, also, daß ich in meinem Backofen im Garten eine große Anzahl mit der bloßen Hand fing.

Schwiebussen, Ostern 1571.

Meiner seligen Schwester Hanna Sohn, Bonaventura Schickfuß, der jüngere, ist neulich von Augsburg, Ulm und Straßburg, wo er sich studierenshalber acht Jahre aufhielt, heimgekehrt, worüber

wir alle eine sonderliche Freude empfanden, denn aus dem wilden, trogigen Knaben ist ein gar feiner, kluger und frommer Mann geworden. Wollte wohl, mein lieber Vater hätte diesen Tag erlebt, hing er doch mit besonderer Zuneigung an diesem ältesten Enkel.

Schwiebussen, den 14. Juli 1572.

Gestern, als am Margarethentage, haben wir meines Neffen Bonaventura Schickfuß Hochzeit mit Frau Hedwig, geb. Guschmannin, des vornehmen Bürgers Georgen Klimets, hinterlassener Witwe, festlich begangen. Herr Schickfuß, der Bürgermeister, des Bräutigams treuer Pflegevater, saß oben an der Tafel und hielt, trotz seiner 71 Jahre, eine gar schöne und erbauliche Rede, nachdem in der Kirche Herr Siegmund Jungius, unser Pastor, die Brautleute zusammengegeben hatte.

Schwiebussen, Herbst 1572.

Die Ernte ist abermals mißrathen! Nachdem wir schon anno 70 und 71 große Teuerung hatten, ist die Not heuer fast unerträglich geworden. Der Scheffel Korn gilt 3—4 Reichsthaler und für die Meße Salz bezahlt man 18 Märker. (1 Märker: 6 Pfennig). Meine Hausfrau mengt allbereits geriebene Äpfel, erlene Knospen und Eichen unter den Brotteig, und die Kinder sind froh, wenn sie von solchem Brote zum Sattessen bekommen. Helf' Gott, daß der Jammer bald ein Ende nehme!

Schwiebussen, Februar 1573.

Unser verehrter und langjähriger Bürgermeister, Herr Bonaventura Schickfuß, ist nach soeben vollendetem 73. Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden.

Unter großer Trauer und allgemeiner Theilnahme haben wir ihn in der großen Pfarrkirche neben seinem Bruder, meinem Schwager, dem Pastor Jakob Schickfuß, beigesetzt.

Es soll ewig unvergessen bleiben, was dieser werthe Mann der Stadt Schwiebussen in guten und bösen Tagen gewesen ist, und daß er sich sonderlich um die Ausbreitung der reinen Lehre

große Verdienste erworben hat. Möge Gott uns in Gnaden auch fürderhin solche frommen und treuen Bürgermeister schenken!

Schwiebussen, Ostern 1575.

Gestern haben wir durch Gottes Gnade die Hochzeit meines ältesten Sohnes Michael mit der jüngsten Tochter meines lieben Betters Michael Drabsch in großen Freuden begangen.

Die Braut, Jungfrau Friederike Drabschin, ist ein frommes, fleißiges Mädchen und wohl dazu angetan, einem großen Gesinde als rechte Hausfrau vorzustehen. Meine Monika und ich sind darüber sehr glücklich und können nicht anders, als dem Herrn dafür von Herzen zu danken.

Überhaupt hat uns der Allmächtige in den letzten Jahren eitel Güte und Liebe erwiesen, also daß wir seiner Barmherzigkeit und Treue viel zu geringe sind. Auch in der Stadt gehet alles nach guter Ordnung zu, und der neue Bürgermeister, Herr Wolfgang Gast, mühet sich in allen Stücken, seinem werten Vorgänger gleich zu werden.

Schwiebussen, 13. Oktober 1576.

Der Herr ist unserer Familie abermals gnädig gewesen. Meinem Michael ist gestern ein Söhnlein geschenkt worden, das in der gleich darauf stattgefundenen Taufe den Erbnamen „Michael“ erhalten hat. Möge das Kindlein seinem seligen Urgroßvater, meinem Vater, ähnlich werden!

23. Oktober 1576.

Eine schlimme Trauerkunde durchheilt das Land. Kaiser Maximilian II., unser glütiger Landesvater, der Schirmherr aller Evangelischen, ist im Alter von erst 50 Jahren ganz unversehens gestorben! Ach Gott, was wird nun aus uns werden!

Es ist ja leider genugsam bekannt, daß Rudolphus, Maxens Sohn, ein gar schwacher Geist ist, der sich lieber mit Astrologie, Alchimie und Pferdezucht, denn mit der Regierung abgibt. Dazu haßt er den Protestantismus gründlich und ist ganz in den

Händen der Jesuiten. Seine bigotte Mutter und sein finsterner Oheim Philipp II. sind nicht umsonst seine Lehrmeister gewesen. Von seinem frommen Vater Maximilianus, diesem werten Fürsten voll Verstand und Herzensgüte, hat er leider gar nichts geerbt. Ach, daß doch Kaiser Max damals seinen Vorsatz ausgeführt hätte und evangelisch geworden wäre! Wie wohl stünde es da um uns, wie gar ruhig könnten wir in die Zukunft blicken! Ach, warum mußten die unseligen, liebeleeren Zerrwürfnisse zwischen Lutheranern und Calvinisten den frommen Mann von diesem Entschlusse abbringen!

Nun mag es gewiß nicht mehr lange dauern, da wird Rudolphus in allen seinen Landen die vom Vater gestiftete Glaubensfreiheit aufheben.

Helf Gott, wie wird es uns da ergehen! Nun, was auch kommen mag, wir wollen, so uns der Herr Kraft gibt, fest und treu zu unserem teuren, evangelischen Bekenntnis stehen! Weder äußere Vorteile, noch Verfolgungen, sollen uns dem rechten Glauben abspenstig machen!

Ich erachte es als eine sonderliche Vorbedeutung, daß mein Enkel Michael gerade am Todestage des guten Kaisers Max geboren ist. Vielleicht muß dieses Kindlein dereinst um seines Glaubens willen große Anfechtung erdulden. Allenthalben in der Stadt herrscht große Trauer und eine trübe, gedrückte Stimmung. Als ich heut früh Herrn Magister Jungius sprach, theilte dieser in allen Stücken meine Ansicht und sagte zuletzt: „Gebt acht, Meister Sckerle, mit der völligen Glaubensfreiheit hat es nun gewißlich bald ein Ende. Die Jesuiten werden nicht ruhen, bis ihnen Kaiser Rudolphus den Willen tut und alles, was evangelisch heißt, drückt und verfolgt. Ein Glück ist es nur, daß Schwiebussen ein ziemlich Ende von Wien gelegen ist; da mag es immerhin noch eine Weile dauern, bis wir an die Reihe kommen.“

„Das gebe Gott in Gnaden,“ erwiderte ich ernst. „Ich weiß noch allzu genau, wie es anno 1537—41 bei uns zuging! Wem

da der Herr nicht selber Kraft gibt, der möchte leicht schwach werden und abfallen!"

"Ihr habt recht," nickte Herr Jungius, „laßt uns darum von jetzt ab, tagtäglich um dieselbe Stunde, ein jeder zu Hause mit den Seinen, den Herrn bitten, daß er uns bis an unser Ende im evangelischen Glauben beharren lasse.“

Freudig zustimmend drückte ich des Herrn Magisters Hand: „So soll es sein! Gleich heut wollen wir den Anfang machen! Ich bin gewiß, Gott wird unserem Flehen seine Ohren nicht verschließen.“

Auf diese unsere Verabredung hin taten denn Herr Jungius und ich nach allen Seiten Botendienste, und als der Abend kam, versammelte in jedem Hause der Hausvater die Seinen und bat den Herrn um Treue und Beharrlichkeit bis ans Ende.

Julii 1577.

Eine merkwürdige Begebenheit hat sich allhier zugetragen und verdient wohl aufgezeichnet zu werden.

Der wohlangesehene und fast reiche Bäckermeister Blümiges, meiner Frau Gebatter, hat einen einzigen Sohn, Hans, ein kluges, feines Bürschlein, aber daneben ein rechter Guckindielust und Wildfang.

Dieser Knabe nun hat am Pfingstsonntage des Jahres seine Mutter um Erlaubnis, mit dem Konrektor, George Martini, und mehreren Kameraden auf den Turm gehen und das Fest einläuten helfen zu dürfen. Es ist dies hierorts eine schöne, alte Sitte, und wie einst als Kind, so durchfährt es mich heut noch mit heiligem Schauer, wenn am ersten Pfingsttage früh um fünf Uhr alle Glocken das Kommen des Trösters verkünden.

Vor dem Gange hatte Hans seiner Mutter versprechen müssen, sich auf dem Turme fein sittsam zu betragen und vor allem jede unnütze Kletterei zu unterlassen. Im Anfange dachte er auch an nichts weiter, als an das Läuten. Als dieses aber allgemach

aufhören mußte, fiel ihm ein, daß er ja mit seinem Kameraden, dem Schusterjörg, gewettet habe, daß die neue Glocke ebenso groß wie die beim Brande, 1541, zerstörte sei. Um dem Streit ein Ende zu machen, wollte er nach dem Läuten die bewußte Glocke messen und hatte zu diesem Zwecke ein Stück Bindfaden in die Tasche gesteckt. Vergessen waren der Mutter Ermahnungen und sein eigenes Versprechen. Der Preis der Wette, der bunte Ball des Schusterjörg, übertäubte die Stimme des Gewissens. Während die anderen Knaben behutsam die schmalen Treppen hinabstiegen, kletterte der Unfolgsame tollkühn auf die große Glocke und legte die Meßschnur um, während Jörg erwartungsvoll daneben stand.

Herr Martini war unterdessen mit seinen Schülern ahnungslos den ersten Absatz nach unten geschritten, da hörte er plötzlich über sich ein furchtbares Gepolter und einen gräßlichen Doppelschrei. Voller Entsetzen eilte er wieder nach oben und fand neben der großen Glocke den zitternden Schusterjörg, der ihm unter Heulen und Schreien berichtete, daß Johannes Blümiges auf die große Glocke geklettert wäre, um ihren Umfang zu messen. Beim Abstiege sei er dann fehlgetreten und durch die offene Luke in den Turm hinuntergestürzt.

Dem Baccalaureus wankten die Kniee bei dieser Trauerbotschaft. „O weh, die armen, armen Eltern!“ So schnell er vermochte, eilte er die Treppen hinab nach der letzten Bühne über der Turmhalle. Dort fand er zu seinem Entsetzen aber nur ein großes Loch im Bretterboden. Kaum fand er den Mut, hindurch zu blicken.

Aber: „Herr Gott, Dich loben wir!“ rief er jauchzend, denn in der Halle stand frisch und gesund Johannes Blümiges und begrüßte erstaunten Blickes seine Gliedmaßen.

Gleich darauf drückte der Konrektor den Geretteten an seine Brust und rief jubelnd: „Hänslein, dich muß der Herr sehr lieb haben! Es ist kein Zweifel, Gottes Engel selber trugen dich zur

Erbel! Vergiß diese Stunde nie, mein Sohn!“ Er zog den vor Erstaunen noch immer Sprachlosen mit sich in die Kirche vor den Altar und kniete dankend und lobend mit ihm nieder.

Unterdeß hatte sich das Gerücht von dem Unglücksfalle mit Windeeseile in der Stadt verbreitet. Wer beschreibt den Jammer der trostlosen Eltern! Von Freunden und Bekannten gefolgt, machten sie sich wankenden Schrittes auf den Weg nach der Kirche.

Und abermals erscholl ein vielstimmiger Jubelschrei, denn statt tot erblickten sie ihren Liebling frisch und gesund zu des Konrektors Seite knieend. Auch der Bader, der den Knaben nachher gründlich untersuchte, konnte keinerlei Verletzung an ihm entdecken. Des verwunderten sich alle, die solches hörten und priesen des Höchsten Allmacht, denn die Höhe, von der Johannes herabgestürzt war, betrug 19 Klafter, oder beinahe 60 Fuß!

7. Februar 1580.

Meiner seligen Schwester Hanna Sohn, der wohlgelehrte Bonaventura Schickfuß, ist heute in den Schöppenstuhl gewählt worden, eine große Ehre für ihn selber und die ganze Familie. Ja, obgleich ich der Oheim bin, so kann ich doch nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu bestätigen, daß dieser mein Nefse ein echter, rechter Schickfuß geworden ist. Noch mehr: er vereinigt in sich die Tugenden seines Vaters, des frommen Pastors, und seines Oheims, des klugen Bürgermeisters: Er ist von Herzen fromm, über alle Maßen gelehrt und dazu weise und aufopfernd für das Wohl der Vaterstadt.

In keiner Predigt am Sonntage, noch im Frühgebete am Mittwoch, fehlt er. Er ist der erste in die Kirche hinein und der letzte hinaus, also daß die Gemeinde an ihm ein treffliches Beispiel hat. Dazu fördert er aus allen Kräften das Wachstum und Gedeihen von Schwiebussen durch öffentliche Bauten und gemeinnützige Anstalten, insofgedessen man ihm das offizielle Bauherrnamt bei dem Stadtwesen übertragen hat. Auch ist er

bereits von der Breslauischen Kammer zum Einnehmer der Kaiserl. Zollgefälle verordnet worden.

Mit seiner Gattin, Frau Hedwig, geb. Guschmannin, verwittibte Klimet, lebt er in einer höchst vergnügten und glücklichen Ehe, also daß Eltern und Großeltern im Himmel daran ihre Freude haben müssen. Sein ältestes Söhnlein, Jakob, geht seit Neujahr zur Schule, und das zweite, David, zeigt ebenfalls einen guten Verstand. Die beiden dann folgenden Töchterchen sind noch zu klein, als daß man viel von ihnen sagen könnte.

In der Stadt selber steht Bonaventura Schickfuß in größtem Ansehen, und schon verschiedenemal hat man versucht, ihn zum Bürgermeister zu machen. Doch lehnte er solches immer ab, weil, wie er sagte, ältere und würdigere Leute denn er dazu berufen seien. Ich meinestheils freue mich von Herzen über das Aufwachsen und Gedeihen dieser mir so nahe verwandten Familie. Gott gebe, daß die Schickfüße, zum Besten der Stadt, niemals in Schwiebusen aussterben mögen!

Herbst 1581.

Abermals hat sich eine merkwürdige und sehr lehrreiche Begebenheit zugetragen. Da auch Herr Schickfuß dabei beteiligt ist, will ich nicht unterlassen, sie ausführlich zu erzählen.

Es fand sich im Laufe des Sommers, daß sich in der Giebelwand der Kirche, über dem Dachgewölbe, ein kleiner Riß zeigte, der bei Vernachlässigung leicht gefährlich werden konnte. Herr Schickfuß war darum augenblicks hinterher und bestellte die nötigen Handwerker, um den Schaden alsbald zu beseitigen. Bei näherer Besichtigung stellte sich dann die Sache noch schlimmer heraus, als man anfangs dachte, und es mußten umständliche Vorkehrungen getroffen werden, damit die beginnenden Reparaturen weder für die um die Kirche wohnenden Bürger, noch für die Arbeiter selbst gefährlich werden konnten.

Nun hatte Herr Bonaventura bei dieser Gelegenheit, auf vieles Bitten, auch drei fremde, durchreisende Tischler angenommen,

die sich zwar in ihrem Werke wohl erfahren und geschickt, aber im übrigen Verhalten sehr ärgerlich und störend erwiesen. Wenn der Polier mit dem Bauherrn nach altem Brauche, vor Anfang der Arbeit das Morgengebet und: „Gott walt's“ sprach, dann lachten und spotteten die losen Vögel und meinten, der liebe Gott hätte mit dergleichen nichts zu tun. Es käme nur ganz allein auf ihre eigene Geschicklichkeit und Klugheit an, und sie würden das Werk auch ohne den Allmächtigen zu Ende führen. Über solche gottlosen Reden entsetzten sich die andern nicht wenig, da man aber nicht gleich einen Ersatz für die wichtige Arbeit der Fremden fand, mußte man sie wohl oder übel behalten. Auch unterließ Herr Schicksuß nicht, sie in einer eindringlichen Rede auf das Verwerfliche ihres Tuns aufmerksam zu machen. Leider jedoch fruchtete diese Ermahnung wenig.

Herr Schicksuß kam einstmals gerade dazu, als sie es wieder besonders arg trieben. Da ergrimmte der sonst so milde Mann und sagte empört: „Bis hierher und nicht weiter. Ihr seid alle drei entlassen. An Gottes Hause sollen solche gottlosen Burschen nicht weiter arbeiten. Kommt, Freunde,“ wandte er sich an die übrigen Arbeiter, „es ist nicht gut mit Spöttern in einem Raume zu sitzen. So lange die Fremden hier oben noch zu tun haben, wollen wir das Feld räumen.“ Ohne sich an den Zorn und Unwillen der Gerügten zu kehren, schritt er mit den Einheimischen die Treppe hinab und überließ es den drei Gesellen, sich droben ihre Sachen zusammen zu suchen.

Ein Glück für ihn und seine Begleiter!

Raum nämlich hatten alle die Kirche im Rücken, da erscholl innerhalb derselben ein Donneregepolter. Entsetzt drehte sich Schicksuß um und schaute nach der Arbeitsstätte hinauf. Da sah er zu seinem namenlosen Schrecken, daß der größte Teil der schadhaften Giebelwand in den Innenraum der Kirche gestürzt war. Ahnungsvoll eilte er mit den Arbeitern wieder zurück und fand seine schlimmsten Erwartungen bestätigt. Die nach Innen ge-

fallene Wand hatte das Dachgewölbe durchgeschlagen und die neue Orgel erheblich beschädigt. Die drei fremden Tischler aber mußten dabei ihr Leben lassen: Mitten in ihrem Spotten waren sie dahin gefahren, und tief erschüttert standen Schicksal und die andern Geretteten an den verstümmelten Leichen der noch vor wenigen Minuten so übermütigen Burschen.

Sprachlos und dankerfüllt über die eigene wunderbare Errettung eilten dann alle zum Altare und knieten betend dort nieder. In der Stadt rief die Geschichte natürlich große Bewegung hervor, und der Spruch: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ ging gerade so wie anno 1547 von Mund zu Mund.

Ostern 1590.

Gott sei Dank, haben wir in Glaubenssachen bis jetzt ziemliche Ruhe gehabt!

Der Magistrat hat zwar vom bischöflichen Stuhle in Breslau schon verschiedenemal die Aufforderung erhalten, katholische Gottesdienste einzurichten und den evangelischen Pastor abzuschaffen. Gottlob ist es bis jetzt aber bei der Aufforderung geblieben.

Weihnachten 1595.

Ende des Jahres 1594 starb unser guter, treuer Seelsorger Magister Jungius, und wir beriefen eiligst, ehe sich etwa der bischöfliche Stuhl drein mischen könnte, des Verstorbenen Schwiegersohn, den Pastor Michael Tzetschnovius aus Kalzig, zum Prediger.

Aber wir hatten uns zu zeitig gefreut! Kaum war unser neuer Pfarrer mit allen Ehren in sein Amt eingeführt worden, da erschien plötzlich vom bischöflichen Stuhle in Breslau gesandt ein katholischer Priester, der in Jungius Stelle eintreten sollte.

Wir erschrakten natürlich nicht wenig und sahen schon Kämpfe und Verfolgungen hereinbrechen, denn an Nachgeben dachte natürlich keine Seele.

Da kam Herr Tzetschnovius und Gevatter Hans Drabsch, ein sonderlich treuer, frommer und kluger Mann (derselbe, der

anno 1548 als erstes Kind in der neuen evangelischen Kirche getauft wurde) auf folgenden Einfall:

Es wurde in aller Stille eine allgemeine Bürgerversammlung einberufen, und nachdem der Herr Pastor den Allmächtigen um Beständigkeit und Treue angefleht hatte, beschloß man einstimmig, unter keinen Umständen den für den nächsten Sonntag angeordneten katholischen Gottesdienst zu besuchen. Sollte der Kaplan darüber Beschwerde führen, so wolle man ihm ganz einfach entgegen: Ehe er uns nicht aus Gottes Wort überzeuge, daß sein Bekenntnis das rechte sei, könne er unmöglich verlangen, daß wir unsern so lange für wahr gehaltenen Glauben plötzlich aufgeben würden.

Am nächsten Sonntage war kein Mensch in der Kirche, und der Kaplan ging zürnend zum Bürgermeister, Herrn Wolfgang Gast, um ihn zur Rede zu stellen.

Doch dieser fromme und gewandte Mann ließ sich nicht so leicht fangen. Ruhig und sachgemäß theilte er dem Priester den festen Beschluß der durchweg evangelischen Gemeinde mit und bat ihn zuletzt dringend, auf ein Religionsgespräch einzugehen. Der Kaplan war zum Glück keiner von den schlimmsten Eiferern. Nachdem er sich den Vorschlag eine Weile überlegt hatte, willigte er ein. Er dachte wahrscheinlich, durch Güte mit den hartköpfigen Lutheranern weiter zu kommen, als durch Gewalt. Auch wußte er, daß er ein sehr gewandter Redner war.

Als am nächsten Morgen die Glocken diese denkwürdige Unterredung einläuteten, strömte alles, was nicht Kind und todkrank war, in das Gotteshaus.

Dort standen schon, sichtbar für jedermann, der lutherische und der römische Priester einander gegenüber.

Tzetschnovius sah mit mildem, furchtlosem Blicke auf den Gegner. Er war sich vollkommen des Sieges bewußt. „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, drum du mich nicht verlassen wirst,“ betete er leise und schlug dann die schöne, große Bibel auf, die vor ihm lag.

Mit dieser Bibel aber hatte es eine eigene Bewandniß. Sie gehörte Gebatter Drabsch, der sie bei der 44. Wiederkehr seines Taustages von seinen Kindern geschenkt erhalten hatte. Von jeher schon war es des frommen Mannes größter Wunsch gewesen, eine eigene große Bibel zu besitzen. Leider jedoch gestatteten des Meisters äußere Verhältnisse nicht, sich diesen liebsten Wunsch zu erfüllen, denn Unglücksfälle aller Art, dazu ein Häuflein Kinder, verboten solche große Ausgabe.

Darüber vergingen viele Jahre. Die Kinder wuchsen heran und erfuhren endlich des verehrten Vaters höchstes Begehren. Da kam der Älteste auf den Gedanken, heimlich zu sparen und zu arbeiten, um das heilige Buch zu erstehen. Mit Feuereifer gingen die andern auf diesen Vorschlag ein. Keine Arbeit dünkte ihnen zu gering, keine Entbehrung zu schwer, um das schöne Ziel zu erlangen.

Endlich, endlich, nach mehr denn zwei Jahren hatten sie die nötige Summe erspart und konnten nun eine schöne, große, dauerhaft in Leder gebundene und mit vielen Holzschnitten verzierte Bibel kaufen.*)

Die Freude des beglückten Vaters über diese aufopfernde Liebe seiner Kinder läßt sich nicht beschreiben! Fortan war diese

*) Diese Bibel befindet sich noch wohlerhalten im Besitze der Verfasserin. Sie stammt aus dem Jahre 1594, wiegt 13 Pfund und ist in gepreßtes, braunes Leder mit zwei Krampen gebunden. Das reichverzierte Titelblatt hat folgende Inschrift:

Biblia
Das ist Die
ganße Heilige Schrift,
Deutßch von
Dr. Mart. Luther.
Cum Gratia & Privilegio.
Gedruckt durch Zacharias Lehmann
Wittenberg
Anno Dom. 1594.

Bibel sein größter Schatz und er meinte, Gottes ganz besonderer Segen müsse auf dem Gebrauch dieses Kleinodes ruhen. Als darum für die Disputation zwischen den beiden Geistlichen eine große Bibel gewünscht wurde, brachte er eifertig die seine herbei und übergab sie Tzetschnovius.

Der Kaplan hatte auch eine Bibel vor sich, natürlich eine lateinische. Ich merkte aber bald, daß der gute Mann in ihr nicht sehr zu Hause war, denn sobald die Unterredung begann und Tzetschnovius sich auf diesen und jenen Ausspruch des Heilandes berief, wurde er höchst verlegen und konnte die darauf bezügliche Stelle nicht finden, bis sich unser Pastor erbarmte und die betreffende Seite aufschlug. Je weiter die Disputation gedieh, desto größer wurde die Unruhe des Katholiken. Zuletzt brachte er solche nichtige, ja geradezu alberne Beweise für die Wahrheit seines Bekenntnisses vor, daß Tzetschnovius ganz erschrocken und mitleidig sagte: „Herr Confrater, das kann Guer Ernst nicht sein! Dergleichen Dinge könnt Ihr, ein gebildeter Mann, doch unmöglich glauben!“

Der Bedrängte, eine im Grunde ehrliche Natur, konnte auf diese Frage nicht mit einem unumwundenen „Ja“ antworten. In größter Verlegenheit schüttelte er ein plötzliches Unwohlsein vor und verließ schleunigst die Kirche.

Uns Evangelischen war wundersam selig zumute ob dieses Sieges. Zwar hatte von Anfang an niemand gezweifelt, daß unser Pastor dem Kaplan die volle Wahrheit unseres Bekenntnisses kräftig beweisen würde. Daß er aber einen so glänzenden Sieg davontragen, ja den Gegner gänzlich lahmlegen würde, hatten wir nicht gedacht. Desto größer war nun die allgemeine Freude, und wir dankten, ehe wir auseinandergingen, Gott von Herzensgrunde für seinen offenbaren Beistand.

Niemand von uns hatte eine Ahnung, daß der Überwundene von der Sakristei aus ungesehen dieses inbrünstige Dank- und Bittgebet des Magisters Tzetschnovius belauschte. Erst viel später

hat er selber es erzählt, welchen unbeschreiblichen, unauslöschlichen Eindruck es auf ihn gemacht habe.

Fröhlich und getrost gingen wir also nach Hause, und nur einige wenige, ängstliche Gemüther warfen die Frage auf, was nun wohl werden würde, denn es schien uns kein Zweifel, daß sich der unterlegene katholische Geistliche bei seinen Oberen beschweren und Hilfe erbitten werde.

Allein Woche um Woche verging und nichts von alledem geschah. Ruhig und ungestört konnten wir unseres Glaubens leben.

Solch wunderbares Verhalten wurde uns allgemach etwas unheimlich und viele witterten dahinter Verrat. Als ich aber darüber mit Gebatter Drabsch sprach und ihm meine Besürchtungen mittheilte, lächelte er beruhigend und sagte überzeugungsvoll: „Sei ohne Sorge, alter Freund. Der Herr hat alles wohl gemacht! Die Bibel, die gesegnete Bibel wandelte den Wolf in ein Lamm.“ —

Erstaunt fragend sah ich den also Sprechenden an. In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür und der Kaplan trat in das Gemach. Als er mich erblickte, wollte er schleunigst umkehren, aber Drabsch ergriff ihn bei der Hand: „Bleibt, Herr Kaplan. Von dieser Seite habt Ihr nichts zu fürchten. Gebatter Sckerle ist ein treuer, verschwiegener Mann.“

Nun ging mir mit einem Male ein Licht auf.

„Was, Herr! Ihr, Ihr einer der unsern?“

Der Priester nickte. „Ich konnte des Tzetschnovius Worte nicht loswerden. Ich hatte keine Ruhe, bis ich mir ein Herz faßte, bei Nacht und Nebel zu ihm ging und ihn bat, mir die Schrift auszulegen. Das hat der teure Mann denn auch gar getreulich und mit großen Freuden getan, also daß mir schon nach wenig Tagen die Gewißheit wurde, daß wir allein aus Gnaden selig werden können. Gegenwärtig nun ist Herr Tzetschnovius verreist, und für die Zeit seiner Abwesenheit hat er mich hier an Meister Hans Drabsch gewiesen, denn der sei

schriftkundig, wie kein anderer in der Gemeinde. So studieren wir beide seit acht Tagen miteinander die Bibel und immer größere Wonne und Gewissensfreiheit erwächst mir daraus. O, daß ich so lange diesem ewigen Lichte fern bleiben mußte!"

Tief bewegt schwieg der Kaplan. Ich aber konnte die frohe Botschaft kaum fassen. „So seid Ihr aus einem Saulus ein Paulus geworden, teurer Herr?"

Der Geistliche nickte: „So ist es, und Gott sei ewig dafür gelobt und gepriesen! Freilich, was nun aus mir werden wird, weiß ich nicht, denn die Wahrheit mag und kann ich fürder nicht verleugnen. Ich gedenke am nächsten Sonntag meinen Übertritt zur lutherischen Konfession öffentlich zu bekennen, und will dann einen wahrheitsgetreuen Bericht über diesen meinen verantwortlichen Schritt an meinen Oberen in Breslau absenden.“ — —

Daß der neu gewonnene Bruder seinen nunmehrigen Glauben aufrichtig bekennen wollte, darüber freuten Drabsch und ich uns von Herzen; daß er aber diese That selber nach Breslau berichten wollte, fanden wir ganz überflüssig. Warum erst den Leu wecken, wenn er endlich einmal schläft? Ein wahrer Christ soll natürlich nicht lügen, aber er hat auch nicht die Verpflichtung, sich ohne jede Aufforderung selber zu verraten.

Diese unsere Meinung sagten wir dem Kaplan ohne Umschweife. Aber dieser blieb dabei, er hätte die moralische Verpflichtung, seine Vorgesetzten von seinem Glaubenswechsel in Kenntniß zu setzen, wenn er sich nicht für feige und unwahr halten sollte.

So ging denn ein umfangreiches Schreiben des Konvertiten an den bischöflichen Stuhl nach Breslau, und der begeisterte Verfasser versprach sich großen Erfolg davon. Drabsch und ich schüttelten besorgt die Köpfe. Daß das Schreiben einen Erfolg haben würde, glaubten wir wohl, aber jedenfalls einen ganz anderen, als ihn unser neuer Bruder erwartete.

Wir hatten uns nicht getäuscht! Nach mehreren Wochen

erwartungsvollen Harrens, langten plötzlich statt jeder Antwort mehrere bischöfliche Abgesandte in Schwiebussen an, die den Abtrünnigen festnahmen und peinlich befragten.

Wer beschreibt unseren Schrecken! „Jetzt geht es los,“ lief es flüsternd von Mund zu Mund und jedermann machte sich auf das Schlimmste gefaßt.

Nach einigen Tagen hingen Harrens wurden wir denn auch alle auf das Rathaus geladen, wo uns einer der fremden Herren eine donnernde Strafpredigt hielt und uns von wegen der Verführung des Kaplans mit allen Erden- und Höllestrafen drohte.

Zulezt jedoch, als er wahrscheinlich dachte, wir seien nun kirre geworden, zog er ganz unversehens andere Saiten auf und meinte, gleißnerisch lächelnd:

„Sintemalen aber der verführte Bruder durch unsern Zuspruch den Irrtum der lutherischen Kezerei eingesehen und reumütig Buße gethan hat, wollen wir diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen und nur die „verstocktesten und gefährlichsten Kezer“ für einige Wochen unschädlich machen. Die andern alle zahlen eine bestimmte Geldsumme und können sich dann zu Hause überlegen, ob es nicht besser und vorteilhafter ist, wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren.“

„Niemals, niemals!“ rief die ganze Versammlung, wie aus einem Munde.

Da winkte der Fremde zornig seinen mitgebrachten Häschern und ließ die vorhin erwähnten „Hauptkezer“, unter denen sich auch Herr Tzetschnovius, Gebatter Drabsch und ich befanden, in den Stoß führen, zum abschreckenden Beispiele für die übrigen.

Doch diese erschrafen ebensowenig, wie wir Gefangenen selber, über die uns drohende Pein. Kräftige Trost- und Kernsprüche aus Gottes Wort wurden uns zum Abschiede zugerufen, und mein frommes Weib Monika, die auch in der Versammlung war, faßte meine Hand und sagte, tapfer die Thränen bekämpfend: „Selig der Mann, der um Christi willen Noth und

Verfolgung erleiden muß! Geh mit Gott, mein Michael, ich werde das Hauswesen schon in Ordnung halten.“

Als wir im Gefängnisse angelangt und in den Stock gespannt waren (was gerade keine angenehme Sache ist), lag ich zum Glück mit dem Kopf so, daß ich mit Gebatter Drabsch hin und wieder ein Wort reden konnte.

Da kamen wir denn auch auf den vermeintlichen Abfall des zu uns übergetretenen Kaplans zu sprechen, und ich beklagte herzlich, daß sich der gute Mann so gar schnell wieder habe von den Römischen betören lassen. „Legte solch herrlich Zeugnis ab und ist nun doch wieder in die alten Schlingen gefallen!“

Drabsch schüttelte lächelnd den Kopf. „Hast du das Märlein geglaubt, Gebatter Sckerle? Ei, ich hätte dich für klüger gehalten! Das war ja nichts als ein grober Köder, an dem der schlaue Herr uns fangen wollte. Er meinte gewiß, wenn er uns beweisen könnte, daß der gelehrte Priester so leicht und schnell den Irrtum der lutherischen Lehre eingesehen habe, müßten wir ungelehrte Laien schleunigst dem Beispiele des klügeren Mannes folgen und ihm über Hals und Kopf in den römischen Teich nachspringen.

„Nun, er hat gesehen, daß er sich gewaltig geirrt hat, und daß es ihm niemals gelingen wird, uns durch solche Lügen unserem Glauben abwendig zu machen. Ich war heute früh heimlich im Gefängnisse bei dem Kaplan, weil ich ihm Nahrungsmittel und Trost bringen wollte; aber letzteres war schier überflüssig, denn ich habe nicht ihn, sondern er hat mich getröstet. Außerlich zwar war seine Lage keine angenehme, — er liegt noch härter im Stock als wir, und ist dazu von zartem, schwächlichem Körperbau, — sein Glaubenslicht aber braunte hell und lichterloh, und strahlenden Antlitzes sagte er zu mir:

„Habt keine Sorge um mich, Meister Drabsch. Ich weiß jezt, an wen ich glaube, und keine Macht der Erde, weder Drohung noch Verheißung, soll mich dem Luthertume abspenstig

machen. Gott wird mir auch fernerhin Kraft geben, treu zu bleiben. Die neuliche Folter hat mir kein Wort des Widerrufs entzissen. Wenn also — vielleicht heute oder morgen — der bischöfliche Abgesandte euch sagen sollte, ich sei wieder reumüthig in den Schoß der alleinseeligmachenden Kirche zurückgekehrt, so glaubt ihm nicht und geht nicht in diese Falle. Sorgt euch auch nicht um mein ferneres Schicksal. Ich stehe ja hie und da in Gottes Hand. Wenn ihr hören solltet, ich sei gen Breslau zur Verantwortung geführt, so betet mit den andern Brüdern für mich, daß der Herr mir Kraft verleihe, bis ans Ende auszuharren. Und nun seid zum letztenmal bedankt für alles, was ihr und eure Bibel an mir getan habt. Hier auf Erden werden wir uns wahrscheinlich nicht wiedersehen, aber da droben im himmlischen Salem finden wir uns gewiß. Grüßt Herrn Tzetschnovius und alle Brüder vielmal von mir und bewahrt mir ein gutes Andenken!

Ich nahm mit Tränen von dem werthen Manne Abschied und ging traurig und doch froh von dannen, denn seine Standhaftigkeit erfreute meine Seele. Als uns späterhin der Abgesandte das Märlein von seinem Rücktritte erzählte, hätte ich den Lügner gar zu gern widerlegt; aber ich fürchtete, dadurch des Gefangenen und unsere eigene Lage zu verschlechtern und hielt fein den Mund.“

Gebatter Drabsch schwieg, und ich — hocherfreut über seine Nachrichten, — konnte mich nicht enthalten, laut zu rufen: „Gelobt sei Gott für diese frohe Botschaft!“

In diesem Augenblicke jedoch trat der wachhaltende Häscher in die Zelle und rief zornig:

„Was ist das hier für ein ungeziemender Lärm? Wollen die Reher gleich den Mund halten!“

Damit gab er Drabsch und mir einen Tritt ins Gesicht, daß uns beiden auf eine Weile Hören und Sehen verging. —

Länger denn vier Wochen hatten wir Leidensgefährten nun schon miteinander im Stod gelegen und von der Außenwelt in

dieser Zeit so gut wie nichts gehört. Unsere Glieder waren allgemach recht mürbe und zerschunden geworden, und wir hätten nichts dagegen gehabt, wenn wir uns einmal wieder in einem guten Bette hätten ausstrecken dürfen.

Da, eines Morgens, als wir eben dabei waren, die fast abgestorbenen Gelenke durch Reiben und Drücken zu beleben und Drabsch mit einem Anflug von Scherze sagte: „Paß auf, Better Sckerle, ich bekomme doppelte Glieder, wenigstens fühle ich in allen Knochen zwiefältigen Schmerz“ — da öffnete sich plötzlich die Thüre und statt des gewohnten bischöflichen Häschers trat der städtische Stockmeister mit seinen Gehilfen herein.

„Gott zum Gruße,“ rief er fröhlich. „Jetzt naht die Befreiung! Sie sind alle fort, die uns arme Lutheraner hierorts drückten und quälten. Ganz plötzlich und unvermuthet müssen sie Weisung bekommen haben. Der eine Reiter vertraute mir gestern im Weinrausche an, man fürchte in Breslau, daß es den jetzigen Abgesandten ebenso gehen möchte, wie dem lutherisch gewordenen Kaplane, und darum habe man schleunigst anderen Befehl erteilt. „Für Schwiebussen ist noch nicht die rechte Zeit gekommen,“ schloß der Schwäzer trunken lächelnd. „In einigen Jahren kommen wir wieder, und dann bringen wir die Lichtensteiner mit, die verstehen das Befehrungsgeschäft besser als wir.“

„Ich achtete wenig auf die letzte Rede, sondern war nur froh, daß wir die Quälgeister endlich los waren. „Für die Zukunft wird der Herr sorgen,“ dachte ich frohgemut, und eilte dann flugs hierher, um Euch, Meister Drabsch und Sckerle, nebst den übrigen Märtyrern zu befreien.“

Während er also ermutigend zu uns sprach, löste er unsere harten Bande und half uns auf die Füße. Aber mit dem Laufen wollte es, nach der wochenlangen Tortur, nicht recht gehen, und wenn nicht mittlerweile Freunde und Bekannte gekommen wären, die uns fast auf den Armen nach Hause trugen, hätten wir uns schwerlich heimwärts gefunden.

Wer beschreibt den Jubel der Meinen! „Wir wollen dich schon gesund pflegen, mein Michael,“ lachte meine Hausfrau glücklich und ließ alsbald die That dem Worte folgen. Schmerzlich leid tat es uns allen nur, daß der Herr Kaplan nicht unsere Freude teilen und in unserer Mitte weilen konnte. Der Stodmeister erzählte, er sei an jenem Morgen von den Bischöflichen mit fortgeschleppt worden. Wir konnten uns ungefähr denken, welches Los des Armsten in Breslau wartete, und ein inbrünstiges Gebet um Gottes Hilfe wurde für ihn in unserer Seele laut.

Ostern 1597.

Wir haben von dem guten Bruder leider nichts mehr gehört. Vielleicht ist er schon längst zu seines Herrn Freude eingegangen, besonders da er, als ihn Drabsch das letzte Mal sah, körperlich bereits sehr schwach und elend war. Nun, wie dem auch sei: wir werden sein Andenken stets in Ehren halten und uns seine glaubensfrohe Standhaftigkeit immer ein gutes Beispiel sein lassen! Wir sind übrigens seit jener Zeit nicht mehr beunruhigt worden, also daß wir ganz getrost und friedlich unserem lutherischen Bekenntnisse leben können. Better Hans Drabsch meint zwar, das sei nur die Stille vor dem Sturme, aber ich habe weiter keine Angst. Wer weiß denn, ob wir solches noch erleben?

Juli 1598.

Meine Ahnung scheint in Erfüllung zu gehen! Ein schlimmer Gast, die Pest, ist abermals in die Stadt eingezogen, bereits zum viertenmal seitdem ich lebe! Allenthalben herrscht große Aufregung, und der Magistrat mit der gesamten Bürgerschaft trifft die nötigen Vorkehrungen gegen die Weiterverbreitung der schrecklichen Seuche. Auch in meinem Hause wird fleißig geräuchert und gelüftet.

August 1598.

Mein treues Weib, meine herzliche Monika, ist von der schlimmen Krankheit dahingerafft worden. Gar schön und friedlich

war ihr Ende, und ich kann kaum um sie trauern. Ist es mir doch gerade, als ob ich ihr bald nachfolgen müßte.

„Kommst Du balde, Herr? Ja, komme!
Dein mein Leben, Dein mein Ende!
Christ, in Deine treuen Hände
Leg ich freudig Leib und Geist!
Amen! Ja, Herr, sei gepreist!“

III.

Im Namen Jesu!

Schwiebussen, September 1598.

Die Ahnung eines baldigen Abscheidens hat meinen lieben Herrn Vater nicht betrogen! Noch am selben Abende, wo er die bedeutungsvollen Zeilen in dieses Buch eintrug, machte ein Herzschlag seinem Leben im 75. Jahre seines Alters ein schnelles Ende, also daß wir ihn mit der lieben Mutter zusammen in ein Grab legen konnten. So sehr wir alle um die frommen Eltern trauern, so können wir andererseits Gott nicht genug danken, daß er ihnen in Friede und Ruhe eine selige Heimfahrt beschert hat, ehe denn der große Sturm, der allenthalben im Reich wüthet, auch über uns hereinbrechen wird. —

Es nimmt mich fast wunder, daß wir immer noch ungestört unserem Glauben leben können, während ringsum, in andern schlesischen Städten, die armen Evangelischen auf fürchterliche Weise verfolgt und gedrückt werden. Magister Leonhard Pfeffer, aus dem eine Meile von hier entfernten Dorfe Stentsch, erzählte neulich, daß er schon verschiedenemal um seines Bekenntnisses willen hart geängstigt und bedroht worden sei. Besonders machten ihm die an der nahen polnischen Grenze liegenden katholischen Soldaten viel zu schaffen. Alle Augenblicke kämen einzelne angeschwärmt und plünderten und quälten die durchweg evangelischen Einwohner des Dorfes auf jede Weise.

Wir redeten dem Herrn Magister zu, sich in Schwiebussen in Sicherheit zu bringen, aber davon wollte der treue Mann nichts wissen. „Was meine Gemeinde trägt, kann ich auch tragen. Niemand soll sagen, daß Leonhard Pfeffer die ihm anvertrauten Schafe feige im Stich gelassen habe, um seinen elenden sterblichen Leib zu retten!“

Weihnachten 1598.

Genau zwanzig Wochen lang hat diesmal die Pest gedauert. Doch ist die Anzahl der von ihr geforderten Opfer nicht so groß als sonst. Nur 120 Menschen sind an der Seuche gestorben. Da haben wir wohl alle Ursache, dem Herrn für solche Gnade zu danken.

Weihnachten 1604.

Noch immer leben wir, Gottlob! in Ruhe und Frieden. Ja, die evangelische Gemeinde innerhalb der Stadt hat sich so vergrößert, daß wir im Laufe des Jahres einen zweiten Geistlichen, einen Diaconus anstellen mußten. Dieser, Jakob Curtius oder Kurze, ein geborner Schwiebussener, ist ein Enkel jenes im Anfang erwähnten Kirchenbaumeisters und ein feiner, gelehrter und frommer Mann, der gar trefflich zu predigen versteht.

Aus meiner eigenen Familie kann ich, Gott sei Dank dafür, nur Gutes berichten. Die Kinder alle sind herangewachsen zu Gottes Ehre und unserer Freude. Mein Ältester, der am Todestage Kaiser Maximilians geborne Michael, hat bereits vor zwei Jahren Hochzeit gehalten und ist neulich Vater eines kräftigen Mädchleins geworden. Wir haben die Kleine nach meiner verstorbenen Lieblingsschwester genannt, und so ist denn zu meiner Freude wieder eine „Hanna Sckerle“ in der Familie.

Weihnachten 1607.

Wir haben im Laufe des verflossenen Jahres abermals einen schlimmen Gast, die Pest, in der Stadt gehabt. Doch ist die Heimsuchung diesmal, Gott sei Dank, ziemlich gnädig abgelaufen. Die ganze Bürgerschaft zog nämlich gleich im Anfang des Auf-

treten der Krankheit aus der Stadt und wohnte wochenlang auf freiem Felde in Zelten und Strohhütten. Solches Verfahren scheint den günstigsten Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand ausgeübt zu haben, denn die Seuche erlosch über Erwarten schnell, also daß wir diesmal schon nach wenig Wochen dem Höchsten unser Lob- und Dankopfer für die gnädige Errettung darbringen konnten.

Weihnachten 1609.

Kaiser Rudolphus hat sich genötigt gesehen, den ihm sonst so verhaßten Protestanten, d. h. den böhmischen und schlesischen Ständen, einen sogenannten Majestätsbrief auszustellen, der auch für alle seine Nachfolger bindend sein soll.

Kraft dieses Briefes erhalten die Evangelischen Böhmens und Schlesiens, also auch wir Bürger von Schwiebusen, völlige Religionsfreiheit, bleiben für immer im Besitze unserer Kirchen und Kirchengüter, und haben das Recht, neue Kirchen und Schulen, nach Bedürfnis, ohne besondere Erlaubnis des bischöflichen Stuhles, einzurichten!

Wer beschreibt unsere Freude, als die Nachricht von diesem Majestätsbriefe zu uns gelangte! Der Herr Primarius Tzetschnovius ließ gleich mit allen Glocken läuten und hielt dann mit Magister Kurze einen erhebenden Dankgottesdienst. Die ganze Gemeinde saß, den Herrn lobend und preisend, in der Kirche, denn was es für ein köstliches Ding um die Glaubensfreiheit ist, sieht man erst ein, wenn man im Begriff steht, sie zu verlieren.

Weihnachten 1612.

Kaiser Rudolphus ist tot und sein Bruder Matthias ist ihm auf dem Throne gefolgt, recht zum Unglücke der Protestanten, wie es scheint! Zwar hat der neue Herrscher alle von seinem Vorgänger gegebenen Privilegien feierlich bestätigt, — aber — aber! — ich glaube, er ist keineswegs gesonnen, dies Versprechen zu halten, hört man doch schon aller Orten wieder von neuen Religionsverfolgungen und Bedrückungen!

Ach Gott! was ist doch Menschenwort — sei es auch von einem Könige gegeben — für ein lose und drehbar Ding! Da dachten wir, wir hätten die Glaubensfreiheit in alle Ewigkeit gesichert, und nun steht unsere Sache wieder so schwankend wie vorher!

Wie aber wird es erst werden, wenn Ferdinand, der Steherer, den der kinderlose Matthias an Sohnesstatt angenommen hat, auf den Thron kommt! Ist es doch genügend bekannt, daß er ein Knecht der Jesuiten und ein Erzfeind der Evangelischen ist! Von Jugend auf hat er die „Keger“ mit aller erdenklichen Grausamkeit verfolgt, und wenn er erst Herrscher ist, wird er es jedenfalls noch tausendmal ärger treiben!

Weihnachten 1615.

Grade drei Jahre sind es heute, daß ich zum letztenmal in diesem Buche schrieb und meine Befürchtungen aussprach.

Ach Gott! Es ist alles so gekommen, wie ich dachte! Schwere, schwere Zeiten, voll inneren und äußeren Leidens, liegen hinter uns, und man muß sich immer von neuem wundern, wie viel der Mensch ertragen kann, ohne darüber zugrunde zu gehen!

Ja, deine Güte allein, Herr, macht es, daß es mit uns noch nicht gar aus ist!

Aber ich will ordnungsmäßig erzählen, herrscht doch augenblicklich wieder, Gottlob! Ruhe und Frieden, und die lieben Festtage vergönnen einem vielbeschäftigten Hausvater die kurze Muße bei Buch und Feder.

Also, wie schon oben gesagt, es kam damals alles, wie wir gefürchtet hatten. Kaum war Kaiser Rudolphus tot, da hörte die schöne Zeit völliger Glaubensfreiheit auf. Trotzdem Matthias den durch die Tschechen erpreßten Majestätsbrief aufs neue beschworen hatte, hielt er auch nicht einen einzigen Paragraphen dieses Vertrages. Allenthalben im Reiche wurde gegen die Evangelischen mit List und Gewalt vorgegangen.

Wir blieben diesmal auch nicht verschont. Alle Augenblicke kamen Abgesandte vom bischöflichen Stuhle in Breslau und peinigten uns übel, daß wir sollten katholisch werden. Ich bin schier aus dem Stock nicht mehr herausgekommen, und mein Vermögen ist durch die vielen Geldstrafen fast ganz drauf gegangen. Während einer dieser vielen Gefängniswochen ist mir mein liebes Weib Friederike, die Schwester meines Freundes Hans Drabsch, krank geworden und gestorben, ohne daß es mir vergönnt wurde, sie noch einmal zu sehen und Abschied von ihr zu nehmen.

Als ich eines Abends, nach langer Pein, ahnungslos heim kam und gedachte, mich von meiner Liebsten gesund pflegen zu lassen, da fand ich den Plaz der Hausfrau leer, und die Kinder berichteten mir unter tausend Tränen, daß die treue Mutter schon seit vierzehn Tagen im Grabe ruhe.

Diese unerwartete Nachricht überwältigte mich fast, und keine einzige der ausgestandenen Strafen hat mir so wehe getan wie diese Trauerbotschaft.

Auch mein ältester Sohn Michael hat in dieser Zeit einen schweren Schlag erlitten. Sein vortreffliches, junges Weib Elisabeth, geb. Gast, ist bei der Geburt ihres zweiten Kindes ganz unerwartet verschieden, und das neugeborne Töchterlein ist ihr alsbald nachgefolgt.

Es ist ein Glück, daß meine älteste Enkelin Johanna, die nun schon elf Jahre zählt, solch frommes, verständiges Kind ist, das den vereinsamten, trauernden Vater durch Gehorsam und hingebende Liebe auf alle Weise zu trösten versucht.

Die Stadt ist durch die beständigen Religionsbedrückungen recht heruntergekommen und verarmt! Niemand hat mehr Lust zu bauen oder das Gemeinwesen durch öffentliche Einrichtungen zu heben. „Wozu erst?“ fragen alle. „Übers Jahr können ja hier womöglich die Dichtensteiner, oder andere Papisten, hausen, während wir selbst vertrieben oder getötet sind, wie Magister Pfeffer in Stentsch!“

Sa, Herr Leonhard Pfeffer in Stentsch, der fromme, treue Priester des Herrn, ist tot, gestorben um seines Glaubens willen! Ich habe den würdigen, gelehrten Mann, der noch dazu ein naher Verwandter meiner Frau war, immer überaus hochgeschätzt, seitdem er aber den Märtyrertod gestorben ist, fühle ich doppelte Verehrung für ihn, und will darum sein klägliches und doch köstliches Ende, wie es mir seine überlebende Tochter Magdalene ausführlich erzählt hat, in diesen Blättern genau aufzeichnen. Ich finde, nichts hebt und belebt unser eignes, laues Christentum so nachhaltig, als das stete Andenken an unsere vorangegangenen Märtyrer!

Am 24. Dezember des Jahres 1614 saß in seiner Studierstube zu Stentsch, über die Bibel gebückt, ein ehrwürdiger Greis und überlegte in Gedanken nach einmal alles, was er seinen Pfarrkindern über die Weihnachtsbotschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, sagen wollte.

Die Gattin hatte der alte Pastor bereits verloren, doch sorgte seine jüngste Tochter Magdalene in umsichtigster Weise für Vater und Wirtschaft. Ein Sohn Pfeffers war Pfarrer zu Bukau bei Zillichau. Wenn dieser Sohn, Joachim genannt, mit seinem ältesten Knaben, der gleichfalls Joachim hieß, auf einige Zeit zum Besuch nach Stentsch kam, dann begannen die Festtage in dem stillen Pfarrhause an der polnischen Grenze.

Auch heute, als am 24. Dezember 1614, freuten sich Vater und Tochter schon ganz unbeschreiblich auf den bereits angekündigten Besuch der fernen Lieben. Freilich zum heiligen Abend und zur Christfeier selber konnte der jüngere Pastor nicht kommen. Doch hatte er versprochen, am 27. Dezember mit seinem ältesten Sohne Joachim in der Heimat einzutreffen.

Eifrig hantierte Jungfrau Magdalene darum in Küche und Keller, denn ihr Liebling, der wilde Jochen, aß, nach Knabenart, für sein Leben gern etwas Gutes. Überall schon merkte man den

würzigen Duft frisch gebackener Kuchen, der mit dem weihnachtlichen Geruche des Tannenbaums wetteiferte.

Magister Pfeffer saß unterdessen immer noch in seinem Studierzimmer, und erst, als die Tochter die Thür öffnete und bescheiden fragte, „ob der Herr Vater nicht zum Vesper kommen wolle?“ sah er auf und ein freundliches Lächeln verklärte das ehrwürdige Gesicht.

„Schon so spät, Magdalenchen. Ja, wenn man über dem lieben Gotteswort, insonderheit dem Weihnachtsevangeliem sitzt, vergißt man leicht Zeit und Stunde! Ich hatte eben den Engels- gesang vor und dachte darüber nach, wie köstlich es wäre, wenn allenthalben auf Erden Frieden herrschte, sonderlich wir Pro- testanten ungestört unserer theuren, evangelischen Lehre leben dürften!

Ach, was haben wir doch schon um des Glaubens willen erdulden müssen! Ach, was mag uns in Zukunft bevorstehen!

Ich fürchte nämlich sehr, liebstes Töchterlein, daß trotz aller Bedrängnisse der letzten Jahre die schönste und ruhigste Zeit dennoch hinter uns liegt, und die kommenden Tage eitel Noth und Sorge für uns Evangelische bringen werden. Schon hört man in der ganzen Umgegend nichts als Geschrei und Klagen über die Ungerechtigkeit und Übergriffe von seiten der Katholiken. Vor allem haben die Orte an der polnischen Grenze, z. B. wir, besonders viel zu leiden. Du weißt ja, wie es ist, wenn die polnische Soldateska Streifzüge über die Grenze macht und den armen Protestanten übel mitspielt. Wo sie kein Heiligen- bild an der Stubenwand erblicken, da haufen die Unmenschen schlimmer, als die Türken. Leider Gottes ist der gegenwärtige König von Polen, ein Enkel Gustav Wasas und selber evangelisch getauft, um einer Krone willen katholisch geworden. Als er 1587, unter dem Namen Sigmund III., den polnischen Königsthron bestieg, warf er seinen lutherischen Glauben und alle Anhäng- lichkeit an ihn hinter sich. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß gerade die Neugaten, oder Abtrünnigen, die erbittertsten Feinde ihrer Mutterkirche werden.

So Sigmund III. Mit schrecklicher Grausamkeit verfolgt und peinigt er die Protestanten. Auch wir, glaube ich, werden dies noch des öfteren gewahr werden, denn ist der Polenkönig auch nicht unser Herrscher, so kann doch heutzutage gegen die Evangelischen jedweder nach Belieben verfahren. An Schutz für uns ist nicht zu denken. Wenn es gegen die Lutheraner geht, sind alle Herren einig. Wir „Keger“ sind für alles Raubgesindel vogelfrei, und da nun wieder an der Grenze, gegen Mieserik hin, viel polnische Lanzenreiter stehen, fürchte ich nächster Zeit unliebsamen Besuch. Ich bitte täglich den Herrn, er möge uns in Gnaden behüten. Wenn dennoch aber das Schreckliche über uns kommen sollte, dann möge er uns allen Standhaftigkeit verleihen, bis ans Ende in unserem theuren Glauben zu beharren! Aber nun will ich alle Sorgen abschütteln, daran gedenken, daß heut heiliger Abend ist und mich aufs neue der Geburt des Heilandes freuen! Mag kommen, was da will, er hat ja versprochen bei uns zu sein bis ans Ende der Welt!

Singe mir jetzt zur Vorfeier Herrn Doctors Luthers Weihnachtskrippenlied, Magdalenchén, denn bald ist es Zeit, daß du zu deinen Armen gehst; und nach der Christnacht will ich dich dann für mich haben.“

Während dieser Unterredung hatten Vater und Tochter das bescheidene Mahl eingenommen und die Jungfrau begann nun:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute, neue Mär!
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will.“

Der greise Pfarrer nahm die Kappe vom Haupte und hörte mit gefalteten Händen zu; auf dem milden, freundlichen Gesichte aber lag der Abglanz einer höheren Weihnachtsfreude.

Als die Tochter zum letzten Verse kam, fiel der Vater kräftig ein; und:

„Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eignen Sohn!

Des freuet sich der Engel Schar
Und singet uns solch neues Jahr!“

erklang es zweistimmig und harmonisch in den dämmernden Weihnachtsabend hinein.

Nach beendetem Gesange küßte Magdalene dem Greise die Hand und trat dann mit der alten Magd die Weihnachtswanderung durch die Hütten der Armut an. Überall wurde die verehrte Jungfrau mit Jubel und Dank empfangen, und der erste, den sie aufsuchte, Franke, der Dorfhirt, der vor kurzem seine Frau verloren hatte, küßte ihr, unter Freudentränen, die Hand. Tauchzend umringten die verwaisten Kleinen die milde Geberin, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man sie gar nicht fortgelassen.

Im nächsten Hause, wohin Magdalene ihre Schritte lenkte, lag seit Jahr und Tag ein wohlhabender Bauer krank darnieder. Milde Gaben waren hier zwar nicht nötig, desto mehr aber geistlicher Trost, denn Heine, obwohl von Herzen gläubig, war eine kleinmütige, verzagte Natur. Das wußte das Mädchen und brachte ihm darum eine gedruckte Sammlung von Luthers Liedern, da der Bauer lesen konnte, was sonst unter dem Landvolke noch eine recht seltene Kunst war.

Mit herzlichem Danke nahm der Beschenkte die Gabe und machte dann seinem bekümmerten Herzen Luft:

„Ach, Jungfer Magdalene, habt Ihr schon gehört, es kommen wieder schlimme Zeiten für uns arme Evangelische! Drüben in Meßeritz sitzen polnische Lanzentreiter und haufen greulich in der ganzen Umgegend! Nächstens werden sie wohl wieder zu uns kommen! Ach, Du mein Herr und Heiland, wie wird's uns dann ergehen! Neulich haben sie einen Lutheraner, der nicht katholisch werden wollte, mit der Zunge an einen Baum genagelt und ihn dann elend umkommen lassen! nicht zu gedenken anderer Schandtaten, die man gar nicht nacherzählen kann! Ach, warum läßt der Herr es zu, daß man seine reine Kirche also verfolgt!“

Die Jungfrau erschrak zuerst nicht wenig bei diesen Worten, aber schnell faßte sie sich und sagte voll gläubiger Zuversicht:

„Beter Heine, ängstigt Euch doch nicht vor der Zeit. Denkt daran, daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte fällt! Und nun behüt Euch der Herr; ich muß noch weiter.“

Noch zu vielen Witwen und Waisen, zu Armen und Kranken ging die Pfarrerstochter, ehe sie ihre Schritte heimwärts lenkte. Überall wußte sie das rechte Wort zu finden, und überall sah man, daß ihre Gestalt in den Hütten des Elends bekannt und beliebt war.

(Ich habe alle diese Einzelheiten, die mich des Erzählens nicht unwert dünken, von der Augenzeugin, der alten Magd, gehört.)

Als Jungfrau Magdalene endlich über den knisternden Schnee der Pfarre zuschritt, beleuchtete bereits der Mond ihren Pfad, und sie kam gerade zurecht, um dem Vater beim Anlegen des Ornates behilflich zu sein und sich selbst in das Festgewand zu werfen. Dann riefen die Weihnachtsglocken zur Christnacht!

An des ehrwürdigen Greises Seite schritt die Tochter zur Kirche, die bald in einem prächtigen Flammenmeere strahlte, weil jeder Besucher sein Licht mitgebracht und angezündet hatte; denn es ist in unserer Gegend Sitte, daß Kinder und Erwachsene am heiligen Abende mit Wachslöchtern oder Fackeln zur Kirche ziehen.

Als das herrliche Lutherlied: „Lobt Gott, ihr Christen, allegleich“, von der andächtigen Gemeinde gesungen war, trat Magister Pfeffer vor den Altar, die Weihnachtsliturgie zu halten.

Eben hatte er die Epistel verlesen, und im Wechselgesang erklang es nun:

„Vom Himmel kam der Engel Schar,
Erschienen den Hirten offenbar“ usw.,

da hörte man auf der Dorfstraße Pferdegeknatter und gleich darauf entsetzliches Geschrei.

Im selben Augenblicke wurde auch schon die Thüre aufgerissen und ein Haufe wüsth aussehender polnischer Lanzenreiter

stürmte mit wildem Geschrei in das Gotteshaus und direkt auf den Altar zu, wo die heiligen Gefäße standen.

Wie eine aufgeschreckte Taubenschar, flüchtete die entsetzte Gemeinde aus der Kirche, um draußen einem zweiten Trupp Soldaten in die Hände zu fallen und greulich mißhandelt zu werden. Bald hallte das ganze Dorf von Schmerz- und Jammer-
tönen wieder, und wo noch vor kaum einer Stunde frohe Kinder ihre Weihnachtslieder sangen, fluchten und zeterten jetzt polnische Schnapphähne.

In der Kirche waren mittlerweile die Räuber auf den Pfarrer eingedrungen. Ein Kerl, der deutsch sprechen konnte und augenscheinlich der Anführer war, setzte dem Greis die Lanzen spitze auf die Brust und rief:

„Verfluchter Ketzerpfaff, so du nicht gleich die allerheiligste Jungfrau anrufest, jage ich dir die Lanze durch den Leib!“

Hochaufgerichtet, ohne jegliche Furcht, stand der Priester greis vor der wüsten Motte:

„Da sei Gott vor, daß ich in meinen alten Tagen abtrünnig werden sollte! Im Luthertume bin ich geboren und hab' ich allzeit gelebt! So es des Herrn Wille ist, sterbe ich mit Freuden für meinen evangelischen Glauben!“

Mit leuchtenden Blicken sah der fromme Held bei diesen Worten seinen Bedroher an.

Der knirschte fluchend mit den Zähnen und wollte eben erbarmungslos zustoßen. Doch Magdalene, die todesmutig an des Vaters Seite stand, ihn mit ihren Armen umschlungen hielt und angstvoll jede Bewegung des Feindes beobachtete, riß noch einmal die Waffe zur Seite.

Im selben Augenblick aber fauste auf das unbedeckte Haupt des Geistlichen der schwere Lanzenschaft eines von hinten herzugeschlichenen Soldaten, und lautlos sank der Greis zu Boden.

Mit einem Behelaute kniete Magdalene an des Teuren Seite und bettete sein blutiges Haupt in ihren Schoß. Noch

einen letzten Blick empfing sie aus den geliebten, brechenden Augen, dann kehrte die Seele des Märtyrers in die ewige Heimat zurück, um da droben das rechte Weihnachtsfest zu feiern.

Stumm und starr saß die Jungfrau auf den Stufen des Altars, den toten Vater in ihren Armen. Erst nach und nach kam sie zum vollen Bewußtsein des Schrecklichen, das so plötzlich über sie hereingebrochen war.

Mit sanfter Hand band sie ihr Tuch um die klaffende Wunde.

„Mein Vater, mein teurer Vater!“ sagte sie leise und zärtlich, wie um den Schlaf des Geliebten nicht zu stören, und nun kamen auch die erlösenden Tränen und flossen unaufhaltsam auf den Toten herab.

Merkwürdigerweise kümmerten sich die Mörder jetzt weder um den Erschlagenen noch das Mädchen mehr!

Nachdem sie die wertvollsten Altargeräte eingesackt hatten, verließen sie die Kirche, um draußen im Dorfe ihren Gesellen bei der Plünderung zu helfen; und das Behegeschrei der Mißhandelten drang schaurig durch die Grabesstille des Gotteshauses zu den Ohren der schmerz erfüllten Waise.

Stunde um Stunde verrann. Beim Scheine der herabbrennenden Weihnachtskerzen hielt Magdalene Pfeffer die Totenwacht an der Seite des geliebten Vaters. Keine Furcht kam in ihr Herz, nur Trauer, namenlose Trauer um den besten der Väter.

Wie lag er auch so friedlich auf den Stufen des Altars, der greise Hirte, der bis zum letzten Augenblicke treu, nun im Schmucke des Märtyrers prangte. Wahrlich, wer so stirbt, der stirbt wohl!

Nach und nach wurde es auch draußen stiller, und endlich hörte man die Plünderer das Dorf verlassen.

Als der Morgen graute, öffnete sich leise die Kirchenthüre, eine gebrochene Gestalt wankte auf den Altar zu, warf sich neben des Pastors Leiche auf den Boden und schluchzte:

„Mein Herr, mein teurer Herr, ich folge Euch bald!“

Es war Marten, der alte Pfarrknecht, dem man gestern Abend die Obhut des Pfarrhauses anvertraut hatte. Beim Herannahen des Feindes versteckte der besonnene, treue Diener die wertvollsten Sachen der Familie. Zum Danke dafür wurde er von den Räubern greulich mißhandelt und zuletzt der linken Hand beraubt. Als ihm eine mitleidige Nachbarin die Wunden notdürftig verbunden hatte, machte er sich auf, seinen Herrn zu suchen.

Magdalenens Tränen flossen aufs neue. Es wurde dem glaubensstarken Mädchen keineswegs leicht, sich unter die gewaltige Hand des Herrn zu beugen, als sie aber jetzt den Schmerz des greisen Knechtes sah, vergaß sie einen Augenblick ihr eignes Weh und gewann es über sich, den Gebeugten mit liebevollen Worten zu trösten.

Im Dorfe hatte sich mittlerweile die Kunde von dem Geschehenen verbreitet, und nach und nach versammelte sich an der Leiche ihres Seelsorgers das kleine Häuflein der nicht erschlagenen und verwundeten Gemeindeglieder.

Da ging viel Klagen und Weinen um den langjährigen, treuen Hirten durch das Gotteshaus! Dann hoben die Männer den Körper des Erschlagenen auf eine Bahre und trugen ihn nach Hause.

In stummem Schmerze folgte Magdalene dem traurigen Zuge und bettete dann den geliebten Greis unter Tannengrün auf seinem Lager. Heiße Tränen fielen auf das Antlitz des Toten, wenn sie daran dachte, wie er sich gestern um diese Zeit die Feier des Christabends mit seinem Kinde ausgemalt hatte! Nun war nach Gottes Rathschluß alles ganz anders gekommen!

Wohl waren Vater und Tochter unter dem Weihnachtsbaume vereinigt, aber nur die friedliche Hülle des Leuens konnte die Liebe der Jungfrau umfassen! Die Seele feierte mit Gottes Engeln ein schönes Weihnachtsfest.

In der Verwirrung, Trauer und Angst, die im Dorfe herrschten, vergaß man ganz, den Sohn des Erschlagenen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Als daher am dritten Weihnachtstage Pfarrer Pfeffer aus Bükau mit seinem Sohne Joachim kam, fand er den verehrten Vater auf der Totenbahre. Unendlicher Schmerz, und doch auch wieder gläubiger Triumph, ging durch des Sohnes Seele, als er erfuhr, welch frommen Märtyrertodes der ehrwürdige Priester gestorben war.

Er nahm seinen Knaben bei der Hand und führte ihn zu dem Verklärten, dessen bleiches Antlitz Himmelsfrieden zeigte.

„Joachim, mein Sohn,“ sprach er in tiefster Bewegung, „nimm dir ein Beispiel an diesem deinem Großvater! Gedenke stets daran, daß er, als echt evangelischer Christ, für seinen Glauben lebte, litt und endlich mit Freuden starb! Es kommt vielleicht bald wieder auch über uns Angst und Verfolgung. Möge uns dann der Herr in Gnaden Stärke und Beharrlichkeit verleihen, damit wir, wie dieser Greis, dem evangelischen Bekenntnisse bis ans Ende treu bleiben!“

Da nahm der Knabe weinend Abschied von dem geliebten Großvater und gelobte feierlich im Angesicht des Toten, für seinen evangelischen Glauben leben und sterben zu wollen.

Als man den Glaubenshelden im Schatten seiner Kirche zur letzten Ruhe bestattet hatte, bat die verwaisete Gemeinde seinen Sohn, den Pastor Joachim Pfeffer aus Bükau, an des Vaters Stelle ihr Seelsorger zu werden.

Pfeffer willigte freudig ein und ist nun schon seit etlichen Monaten Pfarrer in Stentsch.

Weihnachten 1616.

Unser verehrter Diaconus, Herr Magister Jakob Kurze, ist am 28. Oktober 1616 den Leiden seines schwächlichen Körpers erlegen.

Er genoß hier überall das größte Ansehen und war ein vortrefflicher, exemplarisch frommer und gelehrter Mann, dazu ein gar guter Prediger. Möge er im Frieden ruhen! Sein Andenken unter uns wird stets im Segen bleiben!

Zu seinem Nachfolger haben wir meinen Verwandten, Herrn Pastor Joachim Pfeffer aus Stentsch, ersuchen und bereits die Zusage erhalten, daß er im Laufe des neuen Jahres bei uns eintreffen wird.

In Glaubenssachen haben wir in der letzten Zeit merkwürdigerweise vollkommene Ruhe gehabt, also daß sich die Stadt recht erholen konnte. Gott gebe, daß es immer so bleiben möchte!

Was nun mich und die Meinen anbelangt, so kann ich in jeder Hinsicht Gutes berichten. Michael, mein ältester Sohn, der über drei Jahre lang Witwer war, hat endlich meinen Bitten nachgegeben und wieder eine Hausfrau heimgeführt. Seine Wahl ist über alles Erwarten gut ausgefallen, und ich bin froh, daß das große Hauswesen nun wieder eine tüchtige, fromme Herrin hat. Es ist gleich ein ganz anderer Zug in die Knechte und Mägde gekommen. Ja, ja, das alte Sprichwort hat recht: „Ein Haus ohne Hausfrau ist wie eine Laterne ohne Licht!“ —

Auch zu dem Stieftöchterchen Hanna stellt sich die neue Mutter vortrefflich, und mein sanftes, stilles Enkelchen ist die begeistertste Verehrerin Frau Renatas. Mein Sohn ist in seinem neuen Glücke wieder sichtbar aufgelebt; und ich, der Urheber des Ganzen, der zu Anfang heimlich Sorge trug, ob auch mein Rat gut ausfallen möchte, bin nun ganz beruhigt über der Kinder Wohl; denn als ich neulich in der Dämmerstunde leise ins Wohnzimmer trat, da stand Michael am Fenster, hielt sein junges Weib fest umschlungen und sagte zärtlich:

„Gott und dem Vater sei es gedankt, daß ich dich gefunden habe, Renata!“

Hanna aber saß frohgemut zu den Füßen der Eltern und sang leise:

„Beschützt von Elternliebe,
Bin ich ein glücklich Kind!“ usw.

Da drückte ich behutsam die Thür wieder zu, ging zufrieden in mein Zimmer zurück und dankte Gott von Herzen, daß er diesmal Menschenanschlag habe so wohl geraten lassen.

Weihnachten 1617.

Meinem Michael ist vor einigen Tagen ein Söhnlein geboren worden, und in der Familie ist die Freude darüber allenthalben groß. Hanna besonders weicht nicht von des Bruderleins Bette und ist seine treueste Pflegerin. Der glückliche Vater hat den Kleinen, abweichend von der althergebrachten, väterlichen Sitte, „Renatus“ taufen lassen.

Mir ist es recht, und ich sehe darin weder eine gute noch eine schlimme Vorbedeutung für den Knaben. Name ist Name, sofern er nur christlich ist. Ich kann mir nicht denken, wie ein guter Nachbar meinte, daß sich der Segen für den Neugeborenen nur an den gebräuchlichen Familiennamen hängen sollte. Wenn ein Mann sein Weib so lieb hat, daß er den erstgeborenen Sohn nach ihrem Namen nennen will, so ist das doch nur löblich und nicht zu tadeln. Michael natürlich lachte nur zu allem Gevattergeschwätze und sagte froh: „Daß sie reden, Vater, mich kümmert's nicht. Sie wissen ja nicht wie glücklich ich bin, daß ich jetzt eine Renata und einen Renatus habe.“

Ich habe mir von Herrn Pfeffer sagen lassen, daß Renatus „der Wiedergeborene“ heißt und bin nun ganz beruhigt über des Enkels Namen. Möge der Knabe Zeit seines Lebens ein Wiedergeborener in Christo Jesu sein!

Weihnachten 1618.

Am 10. November 1618 ist mein Better, der hochverdiente Ratsälteste, Kaiserliche Colleinnehmer usw., Herr Bonaventura Schickfuß, einen Tag vor seinem 71. Geburtstage, in Frieden aus dieser Welt abgeschieden. Drei Tage darauf haben wir ihn mit großen Ehren zur Ruhe bestattet. Magister Pfeffer hielt ihm die Abdanfungsrede.*) Nun schläft dieser treue Christ und Bürger an der Seite seiner am 16. Januar 1617 vorangegangenen Gattin, in seinem Erbbegräbnisse auf dem neuen Gottesacker, der

*) Diese Abdanfungsrede ist noch vorhanden.

Auferstehung entgegen. Niemals aber soll die Vaterstadt vergessen, was der fromme, kluge und wohlwollende Mann an ihr und ihren Bürgern gethan hat!

Weihnachten 1619.

„Kaiser Matthias ist tot und Ferdinand II. hat den Kaiserthron eingenommen!“

Was das sagen will, brauche ich hier des weiteren nicht zu erörtern! Möge Gott sich unser in Gnaden erbarmen! Wohl denen, die schon überwunden haben und allem Erdenleid entrückt sind!

IV.

Im Namen Jesu!

Schwiebussen, Januar 1620.

„Ja, wohl denen, die überwunden haben und allem Erdenleid entrückt sind!“

Mein lieber Vater Michael Sckerle, geboren am 20. Mai 1551, hatte kaum diese Worte niedergeschrieben, da erfüllte der Herr seinen Wunsch und nahm ihn durch einen schnellen, sanften Tod zu sich.

Unter tausend Tränen haben wir den herzlieben Alten zu Grabe getragen. Wie schmerzlich vermissen wir überall die ehrwürdige Greisengestalt; wie sehr fehlt uns sein frommer Rat, sein gutes, liebevolles Wort!

Ohm Drabsch, der 71 jährige, der treue Freund und Gesinnungsgenosse des Entschlafenen, sagte fast verweisend, als er unsere heftige Trauer sah:

„Was klagt Ihr also? Gönnt doch dem frommen Knechte die ersehnte und verdiente Ruhe! Er ist hinweggenommen vor dem großen Sturme, der bald durch alle Lande gehen wird. Nicht er, der nun in Gott Ruhende, sondern wir, die Überlebenden, sind zu beklagen. Denkt an mich. Wenn nun die Trübsal und

Verfolgung hereinbrechen wird, dann werden wir dem Herrn danken für alle, die er diesen Zeiten bereits entriickt hat!"

Weihnachten 1624.

Von Ohm Drabsch' trüben Prophezeiungen sind bislang keine eingetroffen. Dagegen haben wir unter den herrschenden Kriegsnöten mancherlei zu leiden. Die vielfachen Truppendurchmärsche und Einquartierungen sind eine große Plage; und gar oft mußten wir hungrig zu Bette gehen, weil uns die abziehende Soldateska kein Stück Brot gelassen hatte. Trotzdem aber wollen wir solche Nöte mit Geduld tragen, wenn uns nur das beste Gut, unsere freie Glaubensübung, erhalten bleibt!

Im übrigen geht in meinem Hause alles seinen gewohnten Gang. Mein Renatus ist nun allbereits sieben Jahre gewesen und ein schöner, kräftiger und kluger Knabe. Leider jedoch beginnt seine Charakterentwicklung mir und meinem Weibe einige Sorge zu bereiten. Ich möchte wohl wissen, woher der Junge dieses fahrige, unstäte Wesen, diese unbegrenzte Genußsucht und Prachtliebe hat! Kein Gerät, kein Gewand ist ihm gut genug, und die Mutter hat allemal ihre liebe Not, wenn er ein einfaches Kleidungsstück anziehen soll. Alle Strenge, die wir gegen solche Untugenden anwandten, hat bis jetzt wenig genützt, und die einzige, die über den Trogkopf noch etwas vermag, ist seine Schwester, meine älteste, nun bereits zwanzigjährige Tochter Hanna.

Es ist merkwürdig und zugleich rührend, welche zärtliche Liebe diese beiden an Jahren so verschiedenen Geschwister miteinander verbindet! Renatus hängt an der Schwester mindestens ebenso sehr, wie an der Mutter! Meine Renata aber, statt darüber eifersüchtig zu sein, freut sich dessen und sagte neulich:

„Du glaubst gar nicht, wie glücklich ich darüber bin, Michael. Wenn wir beide nicht mehr sein werden, wird diese Liebe unseres Sohnes Halt und Rettung werden.“

Januar 1626.

Schwere, schwere Tage liegen abermals hinter uns!

Mißwachs, Teurung, Hungersnot, Pest und Tod wetteiferten, die arme Stadt zu verderben!

Zwar bin ich noch ziemlich gnädig fortgekommen, aber viele andere, mir nahe Verwandte und werthe Familien sind schwer heimgesucht worden. So auch unser Herr Magister Pfeffer, der seit neun Jahren unser treuer Seelsorger ist.

Es ist merkwürdig, welches Glück Schwiebussen bis jetzt mit seinen Pastoren gehabt hat! Da war auch kein einziger unter ihnen, der sich als feiger Mietling gezeigt hätte! Mein Großohm, Herr Schickfuß starb, nachdem er seinen Pfarrkindern in der schrecklichen Pest anno 1552 allen erdenklichen Beistand geleistet hatte, und mein Vetter, Herr Pfeffer, trat anno 1625 in seine Fußstapfen und pflegte in Gemeinschaft mit seiner Schwester Tag und Nacht die armen Kranken! —

Doch ich will ordnungsmäßig von vorn an erzählen.

Es war am Bartholomäustage des Jahres 1625, als ich mit unserem derzeitigen Bürgermeister Herrn Georg Langhans und etlichen Ratsmännern vor der Kirche stand, um den Beginn des Gottesdienstes zu erwarten. Da kamen just zehn Minuten vor dem Läuten Herr Magister Pfeffer und sein ältester Sohn Joachim.

Als bald entspann sich ein gar ernstes Gespräch über die gegenwärtigen schlechten Zeiten. Wir hatten nämlich abermals eine schlechte Ernte gehabt und litten große Not, da der Scheffel Roggen zehn Reichstaler, eine unerhört hohe Summe, galt und die Zufuhr aus Polen des Krieges wegen schon lange aufgehört hatte. Mit sorgenvoller Miene schaute darum der Bürgermeister zu Boden und sagte dann mit einem Seufzer: „Daß Gott erbarm! Wann wird dieses Elend enden! Selbst bei mir zu Hause bäckt man schon Kleie und allerlei Abfälle mit ins Brot! Wie mag es da erst bei andern aussehen! Beim Tagelöhner

Briefe besteht die Nahrung schon seit Wochen aus unreifen Äpfeln und gemahlener Baumrinde! Wenn doch unser Herrgott endlich den Jammer einsehen und bessere Tage schicken möchte! Man muß ja sonst schier verzweifeln an seiner Vätertreu und Güte!"

„Nicht also, Herr Bürgermeister, versündigt Euch nicht,“ fiel Pfeffer fast erschrocken ein. „Denkt an das Wort des Herrn: ‚Sorget nicht!‘ Der die Vögel unter dem Himmel ernähret, der wird auch uns nicht verlassen!“

Und dann, ist's nicht eine unendliche Gnade Gottes, daß wir in den letzten Jahren ungestört unserem teuren, evangelischen Glauben leben durften? Ich danke meinem Herrn täglich dafür und bitte ihn, uns auch hinfüro vor Religionsverfolgungen zu bewahren, denn ob jeder evangelische Christ, gleich meinem erschlagenen Herrn Vater, bis zum Ende standhaft bleiben würde, ist doch sehr fraglich. Meine größte Sorge ist immer, daß ich selber vielleicht einst im Angesichte gräßlicher Todesqualen den Herrn verleugnen könnte, und darum wünsche ich nichts so sehr, als vor solchem Elende im Frieden abzuschneiden.“

„Ja, der Herr Diaconus hat recht,“ bestätigte der Ratmann Kurze. „Ich finde auch, das Schrecklichste, was uns treffen kann, sind Glaubensverfolgungen, und darum können wir Gott nicht genugsam für die Ruhe der letzten Jahre danken.“

Wir nickten einverstanden und wollten nun zur Kirche schreiten, weil eben das Geläut anhub, da begann Joachim Pfeffer, der Scholar, bescheiden: „Haben die Herren schon gehört, daß im oberen Spital mehrere Pestkranke liegen sollen?“

Entsetzt fuhren wir alle zurück, denn wir arme Schwiebuffer wissen zur Genüge, was solche Nachricht zu bedeuten hat, war doch die Stadt von 1510 an schon sechsmal von dieser grausigen Krankheit heimgesucht worden!

„Um Gott, Joachim!“ rief Herr Pfeffer, „ist die Schreckensbotschaft verbürgt?“

„Muß wohl sein, Herr Vater,“ entgegnete der Jüngling

trübe. „Der Spittelvogt sagte es mir eben, als ich ihn vorher traf. Er wollte die Trauerkunde gerade einem wohlwöblichen Magistrate anzeigen.“

Aufs höchste bestürzt schwiegen wir. Da sagte Pastor Pfeffer: „Ihr Herren, vielliebe Freunde, gegen des Höchsten Rathschluß dürfen wir nicht hadern, können auch nichts tun, als beten. Kommt darum mit mir zur Kirche und laßt uns gemeinsam den Herrn ansehn, daß er gnädig mit uns verfare!“

In großer Kümmeris schritten wir alle nun in das Gotteshaus, wo die Gemeinde bereits versammelt war. Als die Glocken schwiegen, begann der Gesang, und nach diesem bestieg Pfeffer die Kanzel und hielt einen herzbeweglichen Gottesdienst, so daß wir alle aufs tieffte ergriffen nach Hause gingen.

Auf des Herrn Pastors Aufforderung begleitete ich ihn und unsern Primarius Tzetschnovius in sein Heim.

Dort trafen wir Jungfrau Magdalena Pfeffer, die Schwester des Magisters, die mit dem Bruder nach Schwiebusen gezogen war und nun in seinem Hause lebte. Das stille, sanfte Mädchen, das seit des Vaters Märthertode niemand mehr lachen sah, war der gute Engel der Thren und aller Nothleidenden und Kranken geworden. Wo irgend ein Leidender seufzte, da erschien gewiß Magdalena Pfeffer zum Pflegen und Trösten.

Als sie jetzt hörte, welch fürchterlicher Gast in die Stadt eingezogen war, trat sie leise zu dem Diakonus und sagte bittend:

„Nicht wahr, Joachim, liebster Bruder, ich darf zu den armen Kranken und sie pflegen? Ich fürchte weder Ansteckung noch Tod, und kann vielleicht manchem Hilfe bringen. Um Euch die Seuche nicht ins Haus zu schleppen, werde ich mich dann anderswo allein einquartieren.“

Freundlich zustimmend reichte der Pastor seiner Schwester die Hand: „Es sei ferne von mir, liebste Magdalene, dir hinderlich zu sein. Tue, was dein Herz gebietet. Aber von uns gehen sollst du darum nicht. Denkst du, ich habe vergessen, daß ohne

Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte fällt? Das würde sich schlecht für einen Prediger des Evangeliums schiden, wenn er die Gemeinde in Todesnot allein ließe! Läßt es der Herr zu, daß sich die fürchterliche Krankheit ausbreitet, dann wollen wir beide allen Kranken nach Kräften beistehen. Die nötigen Vorsichtsmaßregeln dürfen wir deswegen nicht aus den Augen lassen. Das ist Pflicht, die jeder Christ gegen sich und die Seinigen hat."

Hier sah Joachim bittend den Vater an, aber dieser sagte abwehrend: „Du, mein Sohn, bleibst hübsch davon. Wer würde für die liebe Mutter und die jüngeren Geschwister sorgen, wenn mir etwas zustoßen sollte!"

Betrübt trat der Jüngling zurück und versprach nach des Vaters Willen zu tun. — —

Leider bewahrheitete sich die traurige Nachricht über das Auftreten der Seuche in vollem Umfange, und bald wütete die schreckliche Krankheit in der ganzen Stadt. Auch ich wurde heftig davon ergriffen, kam aber wider Erwarten bald wieder auf.

Bürgermeister und Magistrat hatten unterdessen kein Mittel unversucht gelassen, um die Seuche auf ihren Herd zu beschränken. Die Kranken mit ihren Wärtern wurden streng von allen anderen Einwohnern abgesperrt. Man verbrannte auf der Stelle die Sachen, die ein Verstorbener benutzt hatte; räucherte allenthalben mit Wacholder und Essig, und zündete in den Straßen große Holzstöße an.

Bergebliche Mühe!

Bald gab es kein Haus, wo nicht ein Kranker lag! Es hatte Not, daß die Toten ordnungsmäßig bestattet wurden, da ihre Anzahl von Tag zu Tag wuchs. Die Schule ging schon längst nicht mehr mit zu Grabe. Magister Pfeffer und die Totengräber waren die einzigen, die den Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen.

Ihrem Gelübde getreu, warteten Joachim und Magdalene

Pfeffer Tag und Nacht ihres schweren Mutes, und die brechenden Augen vieler Sterbenden dankten ihnen für den letzten Trost.

Und zu all dieser Krankheitsnot kam nun auch noch der Hunger! Wer abends halbwegs gesättigt zu Bette ging, dankte Gott auf den Knieen dafür.

Kurz es war ein Elend ohnegleichen, und es gehörte festes Gottvertrauen dazu, in diesen Trübsalstagen getrosten Mutes zu bleiben und andere aufzurichten! Erst in dieser schweren Zeit erkannte die Gemeinde ganz und gar, was für einen Schatz sie an ihrem Seelsorger und seiner Schwester besaß!

Unter soviel Not und Jammer verging der Sommer und das liebe Weihnachtsfest kam heran.

Zu unser aller Freude verminderte sich mit beginnendem Froste die Anzahl der Kranken, und es schien, als ob die Seuche ihrem Ende nahe sei. Die Krankheitsfälle verliefen nicht mehr so rasch und tödlich, sondern wurden langsam, schleichend, und führten meist zur Genesung.

Siebenhundertundfünfundsiebenzig Menschen hatte der grause Gast von Bartholomäi bis Weihnachten dahingerafft, und in allen Familien herrschte Trauer.

Troßdem aber blickte man jetzt mit Hoffnung und Freude dem Christfeste entgegen, denn man vermutete, daß sich bis dann die Seuche ganz verloren haben würde.

In Magister Pfeffers Hause jedoch sah man das liebe Fest mit banger Sorge herankommen, denn gerade acht Tage vor dem heiligen Abende erkrankte die jüngste Tochter Hanna lebensgefährlich an der schlimmen Krankheit.

Mit Schrecken und Entsetzen sah die erfahrene Tante Magdalene die gefürchtete, schwarzgeränderte Gitterbeule unter dem Arme der Nichte. Tag und Nacht wick sie nicht mehr vom Bette und machte ununterbrochen die heißen Breiumschläge. Endlich, endlich rief der Tee aus Pimpinell, Enzian, Aloe usw. die gehoffte Wirkung hervor! Ein starker Schweiß trat ein und das Mädchen war gerettet!

Magdalene aber, die treue Pflegerin, lag zum Tode getroffen als letztes Opfer der Pest auf ihrem Lager! Umsouft versuchten Joachim und die Seinen alle Mittel, die Teure zu retten!

Am heiligen Abend in der Dämmerstunde kam es mit der frommen Jungfrau zum Sterben.

Als sie aus ihres Bruders Hand das heilige Mahl empfangen hatte, sagte sie leise:

„Ach, Joachim, liebster Bruder, wie ist mir doch so unaussprechlich wohl! Heute vor elf Jahren, um diese Stunde, erlitt unser teurer Vater den Märthertod und ging ein zu seines Herrn Freude! Ich bin glücklich, daß ich ihm so bald schon folgen darf! Weinet nicht um mich, ihr Lieben, mir ist wohl geschehen!“

Als die Glocken zur Christnacht riefen, bat die Sterbende: „Nun singet mir zum Abschied Luthers Weihnachtslied.“

Mit zitternder Stimme begann der Diakonuz: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute, neue Mär! Der guten Mär bring ich so viel, davon ich sing'n und sagen will.“

Weinend fielen die Hausgenossen alle ein. Als sie zum letzten Verse kamen: „Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron, der uns schenkt seinen ein'gen Sohn!“ verschied die Jungfrau sanft und still.

Der Schmerz der Gemeinde über den Tod der treuen Armenfreundin und Pflegerin war außerordentlich groß, und am Bestattungstage gab jung und alt der Verehrten das letzte Geleite. —

Die Schwester unseres Diakonuz war das letzte Opfer der Pest, und der allgemeine Gesundheitszustand in der Stadt besserte sich so auffallend schnell, daß auch nicht ein einziger Kranker mit ins neue Jahr hinübergewonnen wurde, und wir Gott bereits am Neujahrstage unser Dankopfer darbringen konnten.

Außerdem erhörte der Herr auch unsere anderen Gebete und stillte endlich die große Hungersnot. Es kam ganz unerwartet Zufuhr aus Polen, und damit hatte der Sammer ein Ende.

Weihnachten 1626.

Nach viel Kreuz und Trauer hat Herr Magister Pfeffer die Freude gehabt, daß sein ältester Sohn Joachim, nach glücklich überstandenen Examinas, an unserer Stadtschule als Baccalaureus angestellt ist. Wenige Wochen darauf feierte der junge Lehrer seine Hochzeit, und zog dann mit seinem lieblichen Weibe in das erst 1604 durch Herrn Schickfuß neuerbaute große Schulhaus. Wenn meine Tochter Hanna und Herrn Pastors Tochter Hanna, ihre Freundin, Frau Elisabeth, im neuen Heime besuchen, können sie nie genug rühmen, wie zufrieden und seelenvergnügt das junge Paar dort oben in seiner zierlichen Wohnung hause.

Von meiner eigenen Familie ist weiter nichts neues zu sagen. Meine älteste und einzige Tochter Hanna ist allgemach zu einer frommen, lieblichen Jungfrau herangewachsen. Sie hat bisher der lieben Mutter und mir noch keine einzige trübe Stunde bereitet, wohingegen uns Renatus, der doch erst neun Jahre zählt, schon rechte Sorge macht. Ich weiß gar nicht, woher der Junge diesen unbändigen Leichtsinn, diese unbegrenzte Genußsucht hat! Auch auf seinen Glauben gibt er noch wenig.

Als ich in seinem Alter war, da wußte ich ganz genau, was es bedeutet, katholisch oder evangelisch zu heißen, und hielt mein lutherisches Bekenntnis über alles hoch. Renatus aber macht sich zu meinem Leidenwesen nicht viel daraus und sagte neulich auf meine diesbezügliche Rede: „Aber die Katholiken haben es überall doch tausendmal besser als wir, Vater!“

Umsonst versuchte ich ihm zu beweisen, daß die Seligkeit nicht in äußeren Dingen bestünde. Er hörte kaum darauf und schielte sehnlich nach seinem bunten Federballe.

„Vater, die andern sind schon auf dem Anger; darf ich nun gehen?“ Da ließ ich seufzend ab und dachte: „Gott besser's!“ Nachher fiel mir zu meinem Troste ein, daß der Junge bei alledem doch noch ein Kind sei, und der Herr ihm mit den kommenden Jahren gewiß auch ein festes, evangelisches Herz geben werde.

Weihnachten 1627.

Die evangelische Gemeinde Schwiebusen hat abermals einen schweren Verlust gehabt.

Unser verehrter Seelsorger, Herr Diaconus Pfeffer, starb am 7. November 1627 ganz plötzlich an einem Schlagflusse und ist am Martinstage unter viel Tränen zu Grabe getragen worden.

An des Verstorbenen Stelle haben wir Herrn Magister Johannes Baptista Gebelius, oder Gebel, aus Rackau zum zweiten Geistlichen berufen.

Wir scheinen durch Gottes Fügung abermals eine vortreffliche Wahl getroffen zu haben, denn Herr Gebel predigt das lautere Evangelium mit großer Begeisterung und Kraft und ist nebenbei dem alten Primarius, Herrn Tzetschnovius, ein williger, treuer Helfer. In der Gemeinde weiß er sich aufs beste zu stellen, und mit vielen, z. B. Herrn Baccalaureus Pfeffer, Herrn Bürgermeister Hirschkorn, Ohm Drabsch und auch meiner Familie ist er bereits in ein freundschaftliches Verhältniß getreten. Seine liebliche, junge Frau, Dora, findet an meiner Tochter Hanna großes Wohlgefallen, und gar oft kann man die vier Altersgenossinnen: Frau Pastor Gebel, Frau Baccalaureus Pfeffer, Jungfrau Hanna Pfeffer und Jungfrau Hanna Sckerle beisammen finden.

1. Januar 1628.

Soeben war Ohm Drabsch hier und erzählte mir, daß er mit seinem Weibe und etlichen andern Freunden, worunter auch Abraham Hirschkorn und die Pfeffers waren, den letzten Tag des Jahres in gar feiner, frommer Weise bei Magister Gebel verlebt habe.

Ich war mit den Meinen auch geladen gewesen, da aber meine Menata krankheits halber das Bett hüten mußte, konnten sich weder Hanna noch ich entschließen hinzugehen. So ließ ich mir denn nur von Better Drabsch erzählen und staunte wieder aufs neue, welch feine Beobachtungsgabe und scharfen Verstand

der achtzigjährige Alte noch besitzt. Wenn er spricht, dann leuchten die lebhaften, blauen Augen des Greises wie die eines Jünglings, und es ist jedesmal ein Vergnügen, ihm zuzuhören.

Ich konnte mir darum vorstellen, welchen Genuß es dem fremd hierher gekommenen Geistlichen bereitet hatte, aus dieses ehrwürdigen Altvaters Munde die ausführliche Reformationsgeschichte von Schwiebusen zu vernehmen. (Gebel hatte nämlich Drabsch gebeten, ihn am Sylvesterabende mit der Spezialgeschichte seiner neuen Gemeinde bekannt zu machen.)

Das war denn auch geschehen und der Ohm erzählte mir, wie ergriffen alle von den Leiden und Kämpfen der armen Stadt gewesen seien. Selbst die, die einzelnes zum Teil noch miterlebt hatten, hörten mit größter Aufmerksamkeit zu, und Joachim Pfeffer, der als 14jähriger Knabe an der Leiche eines evangelischen Märtyrers, seines Großvaters, stand, sagte ernst: „Habt Dank, Herr Drabsch. Eure Erzählung hat mir gar wohl getan. Nichts weckt und stärkt das evangelische Gewissen so, als die stete Erinnerung an das, was unsere Väter um des Glaubens willen erduldet haben.“

Hanna Pfeffer weinte bei des Bruders Worten leise. Sie mochte wohl an den erst vor kurzem verlorenen Vater denken, an dem sie mit ganz besonderer Verehrung und Liebe gehangen hatte. Ihre Schwägerin, Frau Elisabeth Pfeffer, umschlang tröstend das schöne Mädchen, dessen ernste, dunkle Augen schon manch stattlichen Freier herbeigeloct hatten.

„Weine nicht, Hanna,“ sagte die junge Frau liebevoll. „Dem Vater ist wohl geschehen. Er ruht im Frieden. Weißt du nicht mehr, wie sehr er sich's vom Herrn erbeten hatte, vor etwaigen Religionsverfolgungen von der Erde genommen zu werden, damit er nicht etwa schwach und elend, wie er war, im Angesichte schrecklicher Todesqualen, seinen Glauben verleugnen möchte?“

Die Jungfrau nickte und trocknete ihre Tränen, während Joachim Pfeffer leise fortfuhr: „Ich bin froh, daß der liebe

Vater schläft, denn mich verläßt schon lange nicht mehr die bange Ahnung, daß uns überlebenden schwere Zeiten bevorstehen. Allenthalben mehrt sich das Geschrei der verfolgten und gemarterten Protestanten. Geistliche und Lehrer werden vertrieben oder getötet; Kirchen und Schulen fortgenommen. Wer weiß, wie lange wir unserem Glauben noch in Ruhe leben dürfen!"

Trübes Schweigen folgte diesen Worten, dann begann Abraham Hirschkorn: „Ich glaube, Ihr habt nicht unrecht, Herr Pfarrer. Auch mich will es bedünken, als ob sich die Zeichen der Zeit mehreten. Trotzdem aber bin ich getrosteten Mutes, denn der Herr, der bisher mit uns war, wird uns auch fürder nicht verlassen.“

„Ja,“ fiel hier Drabsch ein, — „der Ansicht bin ich auch. — Nur nicht vorher zagen und sorgen!

Ein feste Burg ist unser Gott!
Ein gute Wehr und Waffen!
Er hilft uns treu aus aller Not,
Die uns wohl hat betroffen!

Mit diesem Schutze können wir getrost das neue Jahr anfangen und allem Kommenden mutig ins Auge sehen. Denn:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre Kind und Weib;
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Das Reich muß uns doch bleiben! In diesem Glauben wollen wir leben und sterben!"

Die Männer alle, jung und alt, waren aufgesprungen, schlugen fest die Hände ineinander und riefen voll Begeisterung:

„Dem evangelischen Bekenntnisse treu im Leben und treu im Tode!"

Feierliches Schweigen herrschte nach diesem Gelübde, und es wollte kein rechtes Gespräch mehr in Gang kommen. Jeder war mit seinen eigenen, ernstesten Gedanken beschäftigt.

Da plötzlich, es war vielleicht gegen elf Uhr nachts, kamen eilende Schritte die Straße herauf, und gleich darauf pochte es laut und heftig gegen die Thür. Die Frauen fuhren erschrocken von ihren Sitzen in die Höhe. Gebel aber sagte beruhigend: „Es wird ein Kranker sein, der meiner begehrt,“ — und ging hinaus zu öffnen.

Doch statt des erwarteten Boten, stand vor ihm, gestiefelt und gespornt, ein Kaiserlicher Offizier und fiel ihm lachend um den Hals.

„Grüß Gott, Herr Schwager, nicht wahr, das ist eine gelungene Überraschung? Den Manuel hättet Ihr heut nicht mehr erwartet? Aber ich stehe seit einigen Tagen mit meinem Regimente nur sechs Meilen von hier und da wollte ich doch gerne den Sylvesterabend mit Euch verleben. Wie geht es meinem lieben Schwesterlein, Frau Dora?“

Freudig erstaunt zog der Diakonus den späten Gast ins Zimmer, wo ihn Frau Gebel mit einem Freudenrufe begrüßte. „Manuel, liebster Bruder, woher so spät des Nachts?“

„Ja, liebe Schwester, beinah wäre ich auch nicht mehr zum Tore hereingekommen. Ich mußte mich erst gehörig ausweisen und tüchtig Sperrgeld zahlen. Aber du weißt ja, meinen Willen setze ich doch immer durch.“

„Du übermuth,“ lachte Frau Dora, „wer weiß, ob es dir mit deinem Willendurchsetzen immer so gut gehen wird! Aber nun sei herzlich willkommen und mache es dir bequem. Ich gehe und sorge für eine Erfrischung.“

Geschäftig eilte die junge Frau hinaus, während der Pastor den Zuleztgekommenen mit seinen Gästen bekannt machte: „Der Kaiserliche Rittmeister, Herr Manuel von Lenzen, der Pflegebruder meiner Frau, der in ihrem Vaterhause von Jugend auf erzogen wurde.“

Mit offener Herzlichkeit begrüßte der Offizier die Freunde seines Schwagers und voll ungeheuchelter Bewunderung sah er

dabei auf Hanna Pfeffer, die in ihrer ersten Jungfräulichkeit gar holdselig anzuschauen war.

Diese aber, die bisher alle Freier zurückgewiesen hatte, war plötzlich wie umgewandelt. Sowie des Mannes leuchtende Blicke ihren Augen begegneten, erröthete sie heiß und wandte sich verlegen an ihre Schwägerin. Ihr sonstiges ruhiges und sicheres Wesen schien sie ganz verlassen zu haben.

Erst als es vom Turme herab Mitternacht schlug, und der Diaconus mit den Anwesenden zu singen begann: „Ein feste Burg ist unser Gott“, gewann sie ihre Ruhe wieder und stimmte voll Andacht in das herrliche Lutherlied ein.

Sie merkte jetzt nichts mehr davon, daß Lenzen sie unverwandt betrachtete. Erst als er beim Abschiede ihre Hand mit festem, warmem Drucke umspannte, sie strahlend ansah und herzlich sagte: „Auf ein glückseliges, neues Jahr und baldiges, frohes Wiedersehen, edle Jungfrau,“ kam die vorige selig-beängstigende Befangenheit wieder, und hastig entwand sie dem andern ihre Hand!

„Gieb acht, Michael, im Pfarrhause giebt es bald eine fröhliche Hochzeit,“ schloß ihm Drabsch heiter lächelnd, als er mir solches alles mit innigem Behagen erzählt hatte. „Diesmal hat mein Patentkind und Liebling, die ernste Hanna Pfeffer, Feuer gefangen. Ich freue mich des von Herzen, denn in diesen unsicheren Zeiten tut der Verwaisten ein Beschützer wohl gut. Außerdem gefällt mir der Pflegebruder Frau Gebels ausnehmend, und ich glaube, die beiden jungen Leute werden prächtig zusammenpassen“.

Der gute Alte ging, und ich erzählte meiner Hanna von seinen Beobachtungen.

„Welch herrliche Aussicht!“ rief diese erfreut. „Da wird meine liebste Freundin wieder aufleben und froh werden!“

Einen Tag später.

O weh, es ist nichts mit der frohen Hochzeit! Soeben erzählte mir meine Tochter ganz traurig, daß der Rittmeister von Lenzen katholisch sei!

Wer hätte so etwas geahnt!

Als meine Hanna heute früh zu ihrer Freundin Jungfrau Pfeffer ging, fand sie diese, zu ihrem Erstaunen, noch ernster und stiller als sonst. Als sie sie aber nun, nach Mädchen Art, mit dem Kaiserl. Offizier zu necken begann, da brach die andere plötzlich in leises Weinen aus und sagte traurig: „Wenn du mich liebst, schweige! Manuel von Benzen ist katholisch!“

Da wußte mein Kind genug und sah ganz erschrocken und mitleidig auf die Armste.

Nein, für den katholischen Offizier und die evangelische Pastorentochter gab es kein gemeinsames Glück! Hatte doch Hanna Pfeffer, die strenge überzeugungstreue Lutheranerin, ihrem sterbenden Vater das heilige Versprechen gegeben, niemals einem andersgläubigen Manne die Hand zu reichen.

Pastor Gebel ist ganz erschrocken, daß das unverhoffte Kommen seines Schwagers für zwei junge Herzen so traurig-verhängnisvoll geworden ist.

Der rasche, tatkräftige Rittmeister hat nämlich schon am Neujahrsmorgen seinen Geschwistern unumwunden erklärt, daß er gesonnen sei, sich um Jungfrau Pfeffer zu bewerben. Darüber ist es zwischen ihnen zu einer langen Auseinandersetzung gekommen, in deren Laufe der Diakonus dem Schwager sagte, daß dies niemals angängig wäre. Er selber sei durchaus gegen jede gemischte Ehe, und hier läge außerdem noch des Mädchens Eid, als fester Kiegel, vor.

Der Rittmeister zwar wollte nichts gelten lassen und meinte, bei wahrer Liebe fielen solche äußere Schranken von selbst.

Doch Gebel blieb fest. „Bei Hanna Pfeffer ist das Bekenntniß keine äußere Schranke, sondern Herzenssache. Darum laß ab von deinem Beginnen und bringe nicht erst ein edles Mädchen in unnötige Kämpfe. Glaube mir, du wirst mir später für meine Festigkeit danken, denn ich kenne den Jammer der gemischten Ehen aus eigener Erfahrung.“

Als der Schwager aber trotzdem bei seiner Meinung blieb, hielt Gebel es für das beste, offen mit Joachim Pfeffer zu sprechen. Nach dem Neujahrsgottesdienste ließ er ihn zu sich in die Sakristei rufen und begann ohne Umschweife:

„Liebster Freund, seid nicht böse, gestern Abend in der Freude und Eile, als meiner Frau Pflegebruder zu uns kam, habe ich gänzlich vergessen, Euch zu sagen, daß dieser Bruder katholisch ist. Ihr erschreckt, und ich sehe daraus, daß Ihr ahnt, warum ich so aufrichtig mit Euch rede: Ihr kennt Eure Schwester Hanna so, wie ich meinen Schwager Manuel kenne!

Ihr wundert Euch, wie ich, der eifrige, evangelische Geistliche, zu dieser katholischen Verwandtschaft komme? Laßt Euch erzählen:

Mein Schwiegervater, der lutherische Pfarrer in M., hatte einen Jugendfreund, mit dem er ein Herz und eine Seele war. Von Kindheit an waren sie zusammen gewesen und hatten alles miteinander geteilt, ausgenommen ihren Glauben, denn Heinrich von Lenzen war streng katholisch. Trotzdem blieben beide ihr Leben lang eng verbunden; und selbst als Lenzen von seinen Reise eine bigotte Spanierin als Weib heimbrachte, tat dies seiner Freundschaft keinen Abbruch. Die Frau starb übrigens in jungen Jahren und hinterließ dem gebrochenen Gatten nur ein Kind, Manuel, den der vereinsamte Mann fast abgöttisch liebte.

Als der Knabe zehn Jahr war, kam es auch mit seinem Vater zum Sterben, und da wußte sich dieser, der andere Verwandte nicht besaß, keinen besseren Rat, als den Sohn dem evangelischen Freunde anzuvertrauen. Mein Schwiegervater aber hielt treu, was er dem Sterbenden versprochen hatte, und ließ den Knaben im Glauben seiner Väter erziehen. Manuel lohnte diese Treue durch kindliche Liebe und Verehrung und wurde, als der Pastor starb, die Stütze seiner Pflegegeschwister, denen er in herzlicher Liebe verbunden blieb. Er hat sich stets wie ein rechter Bruder zu uns gestellt, und darum hat er vorhin mir

und meinem Weibe offen gestanden, welch großen Eindruck Eure Schwester auf ihn gemacht habe, und daß er beabsichtige, um sie zu werben.“

Mit ernster Aufmerksamkeit hatte Joachim Pfeffer zugehört.

„Ich danke Euch, werter Herr Diaconus, und weiß Eure Aufrichtigkeit wohl zu schätzen. Es tut mir herzlich um diese beiden jungen Menschen leid, aber bange ist mir um Hanna nicht. Sollte ihr Herz wirklich schon gesprochen haben, so wird sie es kraftvoll unterdrücken und überwinden.“

Erleichtert schüttelte Gebel des verständigen Freundes Hand.

Als dieser aber nachher seiner Schwester, wie beiläufig erzählte, daß Frau Gebels Pflegebruder katholisch sei, da erschraf er doch über die Totenblässe, die des schönen Mädchens Antlitz überzog. Joachim Pfeffer hatte sich mit dieser Schwester stets ganz besonders gut verstanden, und darum fühlte er deutlich ihren Schmerz. — —

Ich muß aufrichtig sagen, auch mir und den Meinen tut es über alle Maßen leid, daß diesmal nichts aus der Hochzeit wird. Hanna Pfeffer war uns von jeher lieb, wie eine Tochter, und es ist etwas so unsägliches Trauriges, wenn zwei junge prächtige Menschenkinder, die wie geschaffen füreinander scheinen, nicht zusammenkommen können, weil die Wasser, die sie trennen, viel zu tief sind!

Februar 1628.

Der Rittmeister ist fort; aber er hat vorher nichts unversucht gelassen, die Geliebte zu gewinnen. Mit Bitten und Flehen hat er sie unausgesetzt bestürmt, die Seine zu werden, und es gehörte schon große Standhaftigkeit dazu, um solchem Drängen gegenüber fest zu bleiben, besonders wenn das eigene Herz aus allen Kräften „ja“ sagen möchte.

Doch Hanna Pfeffer, die treue, evangelische Pastorentochter, ist nicht einen Augenblick von ihrer Pflicht gewichen. Allen Gründen und Lockungen des Geliebten hat sie tapfer widerstanden.

Was ihr eigenes Herz dabei gelitten hat, weiß nur der allein, dem sie willig dies schwerste Opfer ihres Lebens brachte. — —

Jetzt geht sie, noch ernster und stiller, denn vordem, ihres Weges und sucht Trost in der Armen- und Krankenpflege.

Mai 1628.

Im Pfarrhause hat ein kleines Mädchen die blauen Augen aufgetan, und Herr Gebel und sein Weib sind überglücklich über das Töchterchen. Ohm Drabsch, Hirschkorn und Joachim Pfeffer haben bei der kleinen Katharina Baptista Gebatter gestanden, und wahrlich, bessere und würdigere Paten konnte sich der Herr Diakonus nicht aussuchen! Möchte das Kind ihnen ähnlich werden!

Oktober 1628.

Allen trüben Ahnungen und Erwartungen zuwider haben wir in Gemeinschaft mit den Freunden einen gar schönen, friedlichen Sommer verlebt. Gebels, Pfeffers, Drabschs und wir waren wie eine Familie, und haben allabendlich, wenn es das Wetter zuließ, im großen Garten des Ohm Hans zusammen gesessen.

Fast fange ich an zu glauben, daß der Herr die liebe Vaterstadt vor Religionsverfolgungen diesmal gänzlich beschützen will. Die Herren zu Wien und Breslau scheinen Schwiebussen zum Glücke vergessen zu haben.

Wir leben ungestört in größte Ruhe, während allenthalben im Reich die Protestanten aufs grausamste bedrückt und gequält werden.

Einen Tag später.

Die Vögel, die zu frühe singen, holt noch vor Abend die Nag! An dies alte Sprichwort muß' ich denken, als ich heut früh ahnungslos in die Schöppensitzung ging, allwo ich den Magistrat in größter Aufregung und Verstörung antraf.

„Wißt Ihr schon, Herr Sckerle, es ist vorbei mit unserer Religionsfreiheit! Eben ist die Kaiserliche Botschaft eingetroffen,

daß binnen kurzem Dichtensteiner Dragoner, unter Leitung eines geübten päpstlichen Reformators, nach Schwiebussen kommen werden, um die ganze Stadt katholisch zu machen! Geistliche und Lehrer haben sich von heute an für abgesetzt zu betrachten und dürfen keinerlei Amtshandlungen mehr verrichten. Taufen und Trauungen sollen liegen bleiben, bis der neuernannte katholische Pfarrer eintrifft!“ So rief man mir von allen Seiten entgegen.

Ich war zuerst ganz starr vor Schrecken. Also doch! also doch!

Ohm Drabsch war der erste, der sich wieder faßte und ruhig, fast heiter sagte:

„Warum seid ihr alle so entsetzt und verstört? Wißt ihr nicht, daß ohne Gottes Wille kein Haar von unserem Haupte fällt? Ich denke, wenn es nun des Herrn Wille ist, uns in Not und Verfolgung zu bringen, dann wird er uns auch die nötige Kraft und Ausdauer dazu verleihen! Denn von Beugung unter des Kaisers Befehl kann ja natürlich keine Rede sein. Ich weiß, alle, die hier versammelt sind, leben und sterben für unsern evangelischen Glauben.“

Ein begeistertes Zurufen erhob sich auf diese Worte. Wir sprangen von den Sätzen und umringten den glaubensfesten und frohen Greis: „Lutherisch für immer! Niemals, niemals katholisch!“ —

In der Stadt hat sich die schlimme Botschaft wie ein Lauffeuer verbreitet. An allen Ecken sieht man die bekümmerten Einwohner zusammenstehen und sich gegenseitig ihre Befürchtungen mitteilen. Trotz dieser natürlichen, äußeren Furcht aber, denn wir wissen, was es heißt: „die Dichtensteiner kommen!“ herrscht überall volle Glaubenszuversicht und Festigkeit.

„Lieber tot, als römisch!“ heißt die Losung und die Frauen sind dabei keineswegs die Zaghaftesten. Gott gebe, daß dieser allgemeine Mut auch standhalten möge, wenn nun wirklich Verfolgung, Not und Tod an uns herantreten!

November 1628.

Noch sind die gefürchteten Seligmacher, die Dichtensteiner, nicht eingetroffen, aber es heißt, daß dies bestimmt in den ersten Tagen des Dezembers geschehen würde.

Unterdessen haben unsere drei Pastoren, denn der alte und sehr gebrechliche Tzetschnovius hat einen Adjunktus, Herrn Johann Feierabend, bekommen, treulich weiter gepredigt und amtiret und sich in keiner Weise an den kaiserlichen Befehl gehalten. Auch die Schullehrer, der Rektor Gregorius Martini, der zweite Lehrer Gregorius Bruchmann, und der Baccalaureus Joachim Pfeffer, haben mutig weiter Schule gehalten und den Kindern in dieser leztbetrübten Zeit vor allen Dingen Gottes Wort und die Lehren des lutherischen Bekenntnisses einzuprägen gesucht.

Wöchte nur mein Renatus alles Gehörte, was er mir daheim treulich wiedererzählte, auch in einem feinen, guten Herzen behalten und es endlich reiche Frucht tragen lassen! Ich habe immer das Gefühl, als ob mein Einziger noch durch viel Not und Anfechtung hindurchgehen müßte, ehe er das Kleinod, das seine Väter durch Blut und Tränen erworben haben, sich selber im Geiste und in der Wahrheit zu eigen machen wird. Nun Herr, wie du willst! Soll er straucheln und fallen, so halte ihn, daß er nicht ganz versinkt! Soll er schwach werden im evangelischen Glauben, so stärke Du ihn zur rechten Erkenntnis und laß uns einst bei Dir ein frohes Wiedersehen feiern!

„Nur selig, wenn auch wunderbarlich!“

V.

Im Namen Jesu!

Ostern 1629.

Geschrieben von Hanna Sckerle im Forsthaufe in der großen, polnischen Heide.

Nimmer hätte ich je gedacht, daß meine, des Mädchens, Hand in dieses hoch und wert gehaltene Hausbuch unserer Familie

Einträge machen würde! War doch dies stets das Ehrenamt des ältesten Sohnes und Hausvaters.

Aber nun bin ich allein, ganz allein! Vater und Mutter sind tot, gestorben um ihres Glaubens willen, der Bruder ist verschwunden, entführt! In Schwiebussen selbst gibt es nur noch in der weiblichen Linie einige Seitenverwandte. Ich bin die einzige, die zurzeit den Namen „Sckerle“ trägt!

Darum hat mir auch mein sterbender Vater aufgetragen, an Sohnes Stelle in dies Buch zu schreiben, und hat es mir zur heiligen Pflicht gemacht, genau und ausführlich alle Begebenheiten der letzten, schrecklichen Zeit hier aufzuzeichnen; damit, wenn mein Bruder, mein zärtlich geliebter und heiß beweinter Menatus, durch Gottes Gnade dereinst wiederkommt, er hier drin lesen soll, was seine Väter um des Glaubens willen gelitten und dahingegeben haben.

Aber ich will ordnungsmäßig von vorn an erzählen und da anknüpfen, wo mein teurer Vater aufgehört hat. —

Den ganzen November hindurch hatten wir noch in der Ruhe unseres Glaubens leben können, aber am 11. Dezember 1628, in aller Frühe, kam ein reitender Bote mit der Nachricht, daß im Laufe des Tages eine Abtheilung Richtensteiner, die gefürchteten Seligmacher Österreichs, unter dem päpstlichen Reformator, Karl Hannibal, Burggrafen zu Dohna (Herr zu Wartenberg und schlesischer Kammerpräsident) in Schwiebussen eintreffen würde. Ach, jedermann wußte, was das zu bedeuten hatte, denn die Richtensteiner, diese Teufel in Menschengestalt, waren überall hinlänglich bekannt! Der Burggraf aber rühmte sich, „seine Wunder seien fast sehr viel größer als die des Petri; jener habe wohl dreitausend Seelen an einem Tage bekehrt, er aber noch viel mehr!“

Lähmender Schrecken überfiel darum die armen Einwohner. Die Lehrer schlossen eiligst die Schule, beteten mit den Kindern und entließen sie nach Hause in die Obhut der Eltern. Es war

ordentlich erschütternd anzusehen, wie die sonst so übermüthige Jugend so still und bekümmert durch die Straßen schritt. Die Ahnung kommenden Unheils hatte die noch vor kurzem so sorglosen Kinder ergriffen!

Unser Renatus, der bereits elf Jahre zählte, kam natürlich auch mit den Kameraden heim, aber er zeigte merkwürdigerweise keinerlei Furcht. „Vater, nicht wahr, unsere große Schützenwehr wird die bösen Lichtensteiner bald genug vertreiben?“

„Nein, mein Sohn, das geht nicht an,“ antwortete der also Gefragte ernst. „Gottes Wort verbietet uns, uns mit der Waffe gegen unsere Obrigkeit aufzulehnen. Hier heißt es, sich entweder des Kaisers Willen fügen, oder in Geduld und Treue alle Unsechtung zu erdulden.“

Da machte der Knabe ein langes Gesicht und ging still beiseit.

Als am Nachmittage die Zeit, die uns die gefürchteten Gäste bringen sollte, heranrückte, waren die Straßen der Stadt wie ausgestorben. Nur hinter den geschlossenen Vorhängen sah man hin und wieder ein angsterfülltes Gesicht hervorlugen.

Gegen drei Uhr ging der Vater, in seiner Eigenschaft als Rathmann, auf das Rathhaus, um dort mit dem übrigen Magistrat die Kaiserlichen zu erwarten.

Wir saßen unterdessen daheim in der Hinterstube angstvoll betend um der Mutter Bett, denn die Gute war an jenem Tage krank.

Da, um die vierte Stunde erklang Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, und als ich leise ins Vorderzimmer eilte und behutsam den Vorhang hob, sah ich einen stattlichen Haufen Dragoner in die Stadt einreiten. Wie mir in jenem unvergeßlichen Augenblicke zumute war, kann ich heute nicht mehr beschreiben! „Herr Jesus, steh uns bei!“ war mein einziger vernünftiger Gedanke.

Renatus dagegen, der mir heimlicher Weise nachgeschlichen war, hatte an den bunten Reitern und Pferden ein übergroßes Wohl-

gefallen, und es fehlte nicht viel, so wäre er auf die Straße hinaus und hinter ihnen hergelaufen.

Die Lichtensteiner ritten die Gasse hinauf, nach dem Markte, vor das Rathhaus, wo der Bürgermeister mit dem Magistrate sie entblößten Hauptes empfing. Der Anführer, Graf Dohna, jedoch achtete kaum auf die demüthigen Grüße der geängstigten Männer, sondern schritt mit seinem nächsten Gefolge, unter dem sich auch der neue katholische Pfarrer Peter Kadau und sein Kaplan, Pater Robert a Werden, befanden, die Treppen hinauf in den Sitzungssaal.

Hier eröffnete er den Stadthäuptern noch einmal in dünnen Worten den Zweck seines Kommens und daß er alles tun werde, jedweden Protestanten in Schwiebussen katholisch zu machen.

„Meine Helfer da draußen, die Lichtensteiner,“ schloß er, „verstehen ihre Sache aus dem Grunde; die haben schon manchen verstockten Keger herumgebracht. Also besinnt euch: Entweder ihr sei binnen vierundzwanzig Stunden gut katholisch, oder ich lasse alle auf Lichtensteiner Art bekehren.“

Die evangelischen Männer erschrafen furchtbar! Das hatten sie denn doch nicht erwartet, sondern im stillen immer noch gehofft, mit Einschränkung ihrer Religionsübungen und doppelt zu zahlenden Stolgebühren davon zu kommen (d. h. die Gebühren für Taufen, Trauungen, Begräbnisse usw. nicht bloß an den amtierenden, evangelischen Geistlichen, sondern auch an das katholische Pfarramt zu zahlen, wie dies in vielen Orten der Umgegend geschah).

Niemand hatte es aber für möglich gehalten, daß das Ganze auf völligen Religionswechsel hinauslaufen würde!

Bescheiden wagte Abraham Hirsborn, der Bürgermeister, an den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1609 zu erinnern.

Dohna lachte nur höhnisch und wies seine neue Kaiserliche Vollmacht vor: „Spart euch die Mühe, ihr Herren. Ein neuer

Brief hebt den alten auf! Bei mir ist jedes eurer Worte vergeblich. Ich kenne meine Pflicht! „Wollt“ Ihr nicht im ‚Guten‘, so „müßt“ Ihr im ‚Bösen‘. Ich hoffe aber, Ihr werdet euch bis morgen besinnen, denn noch einmal, meine Lichtensteiner verstehen ihre Sache.“

Dann zeigte er auf die katholischen Geistlichen und sagte: „Da stehen eure neuen Pfarrer, denen ihr von jetzt ab unbedingten Gehorsam schuldig seid! Am nächsten Sonntage ist der erste katholische Gottesdienst, wehe dem, der nicht zur rechten Zeit in der Messe ist! Und nun für heute genug davon. Ihr wißt nun, wie ich es meine! Sorgt jetzt für das Unterkommen meiner Leute und schaff mir ein anständiges Abendessen.“

Schweren Herzens verließen die bedrängten Protestanten das Rathaus und erfüllten schleunigst die Forderungen des Gefrengen.

Dohna wurde bei dem Bürgermeister und die übrigen Lichtensteiner bei den Bürgern einquartiert.

An diesem Abende bekamen die armen Evangelischen einen Vorschmack von dem, was ihrer in Zukunft wartete! Gleich von Anfang an zeigten die Seligmacher, wes Geistes Kinder sie waren, und peinigten ihre bedauernswerten Wirthe dergestalt, daß manch einer Gut und Blut, Leib und Leben darüber lassen mußte!

Schon in dieser ersten Nacht haben wohl nur die allerjüngsten Kinder einen ruhigen Schlaf genossen; dagegen schrien allenthalben die Gebete und Tränen der Gequälten gen Himmel!

Auch wir wurden keineswegs von den Bedrückern verschont, und ihr Besuch hatte namenloses Elend im Gefolge!

Noch saßen wir sorgend und betend am Lager der Mutter, der Vater war noch nicht vom Rathause zurück, da erschienen plötzlich vier Dragoner und begehrtten heftig Einlaß und Quartier. Während unser Hausknecht öffnen ging und die Magd Wein und Speisen ins Vorderzimmer trug, mußte ich mich, auf der Mutter strenges Geheiß, in eine verborgene Kammer flüchten.

„Geh nur, geh, Hanna,“ drängte die Teure, „ich weiß, wozu es gut ist.“

Endlich folgte ich, und kaum war es geschehen, da polterten die Unholde ins Zimmer. Ich konnte in meinem Verstecke deutlich ihr Toben hören, und mein Herz bebt nicht wenig um die liebe Mutter.

Da plötzlich hörte ich Renatus laut aufschreien und gleich darauf einen dumpfen Fall. Nun hielt ich es nicht länger in der Verborgenheit aus, sondern stürzte so schnell ich konnte vor zu den andern.

Ach Gott, ich kam eben zurecht, um die teure Mutter leblos am Boden liegen zu sehen! Die Unmenschen hatten nicht glauben wollen, daß sie krank sei, sondern sie heftig bedroht, aufzustehen und ihnen eine warme Abendmahlzeit zu bereiten. Als die Leidende nun mit Mühe und Not ihrem Willen nachkam, ging das den Ungedulbigen wieder zu langsam und der eine wollte sie mit der Waffe in der Hand zwingen sich zu beeilen.

Darüber erschrak die Kranke, die seit jeher nicht zu den Stärksten zählte, derart, daß sie mit einem Behelaute nach ihrem Herzen griff und bewußtlos zusammenbrach. Als ich dazu kam und das liebe, bleiche Haupt weinend in meine Arme nahm, merkte ich bald, daß alles Leben entflohen war.

Wer beschreibt unsern Jammer!

Die Lichtensteiner aber standen fühllos daneben und der eine sagte höhnisch lächelnd: „Ein Ackerweib weniger, was tut das!“

In diesem Augenblick jedoch legte sich eine schwere Hand auf des Sprechenden Schulter, und meines Vaters vor Zorn und Schmerz entstellte Stimme rief: „Glender Bube, was tat dir mein unschuldig Weib, daß du es also behandeltest? Aber wart', ich will dich lehren, wie man mit edlen Frauen umgeht.“

Der Schmerz um die liebe Mutter ließ den armen Vater alle Vorsicht und Mäßigung vergessen. Hageldicht fausten seine Faustschläge auf des Schuldigen Gesicht und Arme.

Zuerst standen die Söldner, über das Unerwartete dieser Handlung verblüfft, stumm und starr. Im nächsten Augenblicke jedoch stürzten sie sich wutschnaubend über meinen Vater, und bald hatten die Vier den einen Mann überwältigt. Blutend und besinnungslos lag er am Boden, und ich meinte nicht anders, als wir hätten nun zwei Leichen im Hause.

Während die Lichtensteiner voll Befriedigung ins Vorderzimmer gingen und es sich dort bei Wein und Speisen wohl sein ließen, wusch ich dem Vater die klaffenden Wunden und schickte den Knecht zum Vater. Der kam baldigst, aus alter Freundschaft, trotzdem er selber zwei Quälgeister im Quartier hatte, und untersuchte die lieben Eltern. Bei der Mutter suchte er betriibt die Achseln und erklärte, es sei alles vorbei; der Vater jedoch könne vielleicht noch einmal davon kommen. Bewußtlos freilich würde er wohl etliche Tage bleiben.

Da dankte ich Gott von Herzensgrunde, daß er mir wenigstens das eine teure Leben erhalten wollte, und bettete den Kranken in eine entlegene Kammer, damit er den Unholden aus den Augen kam und so wenig wie möglich von ihnen belästigt werden konnte.

Unterdessen war der andere Morgen herangekommen, und in aller Frühe ließ Graf Dohna den Magistrat, die Gerichtschöppen, die Städtältesten und Handwerksmeister aufs Rathhaus entbieten.

Als der Bote dieserhalb auch zu uns kam, war ich froh, daß die schwere Verwundung den lieben Vater hinderte, dieser Aufforderung nachzukommen, denn ich konnte mir lebhaft vorstellen, was den evangelischen Männern nun bevorstand.

Eine Stunde später sah ich Ohm Drabsch, als Altmeister der vereinigten Zünfte, und Abraham Hirsckorn, den Bürgermeister, den sauren Gang antreten. Als sie am Nachmittage zerschunden und blutend heimkehrten, kamen sie einen Augenblick zu uns herein und erzählten ausführlich, was sich auf dem Rathhause zugetragen hatte.

Als sie heut früh dort anlangten, war bereits Dohna mit seinen Lichtensteinern und den beiden katholischen Geistlichen anwesend gewesen.

Ohne viel Umstände erklärte der Graf der Versammlung, daß er ein ‚Statutum‘ habe aufsetzen lassen, worin die Schwiebusser Bürger erklärten, daß sie „freiwillig“ und „ungezwungen“ ihren lutherischen Irrtum abschwören und zur allein seligmachenden katholischen Kirche übertreten wollten.

Dieses Statutum aber lautete wörtlich folgendenmaßen:

„Wir Bürgermeister und Rathmanne, Richter, Stadt- und Hoffeschöppen, sowohl Citiste und Geschworene vor Uns und im Rahmen aller Zünften und Zechen der ganzen Bürgerschaft und Communion in der Stadt Schwiebuszen Bekennen hiermit öffentlich, Demnach Wir allesamt, Durch erleuchtung der Heiligen, Göttlichen Dreysaltigkeit, Den Wahren und Allein seligmachenden, Uralten Katholischen Glauben und Religion freiwillig amplexieret und angenommen, Und daß Wir dabey nicht alleine Die Zeit unseres Lebens standhaftig verbleiben, sondern auch Dieselbe auf Unserer posteritet und Nachkommen zu bringen ehfrig bedacht sein wollen. Damit aber Solches um desto mehr fort in's Werk gestellet werde; Als haben Wir frehwillig zur Bezeugung Unseres Wohleingefakten Gemüttes und ehffers, so Wir zu der erkandten Christlichen, Katholischen Religion haben, deßgl. gegen der Röm: Kay: Mh: Unserm Allergnedigsten Kaiser König und Herren Allerunterthenigsten deuotion (yedoeh bis auff höchtermeltifter Ihrer Kay: Mh: Allergnedigsten Ratifikation) dieses Wohlgemeinte Statutum und Schlueß gemacht, daß nunmehr und hieffiro, In Bey- und Umb die Stadt Niemanden des Jus Municipale conferiret, keiner zum Bürger und Einwohner, wie auch auff denen zu gemeiner Stadt gehörigen Dorffschaften zum Unterthan an- und aufgenommen noch ge-

duldet werden soll, Er sei dann der Wahren, Christlichen, Uralten, Römischen Katholischen und Apostolischen Religion zugethan, Und wer solches nicht zuvor mit profitirung seines Katholischen Glaubens, durch die Beicht und Heilige Communion, oder da er ein Frembder, durch ordentlichen Magistrat und Obrigkeit Testimonia und Zeugniß genugsam verificiret und erwiesen haben werde. Wir wollen auch in und umb die Stadt gutte Disciplin und Aufachtung geben, und halten lassen damit hinfüro und in künfftig das wenigste nicht wieder die Uralte, Römische, Katholische Religion bey welcher Wir obgesetzter maßen ganz ehffrig und standthafftig bleiben wollen, attentiret und vorgenommen werde; Und da sich yemandes etwas darwider zu attentieren, oder vorzunehmen und zu beginnen solte gelüsten lassen: so soll gegen Denen Mutwilligen Freblern und Verbrechen mit unnachlässiger Strafe zur Männiglichs Abscheu procediret und verfahren werden usw.

Dessen zu wahrer Versicherung, stett, fest und unverbrüchlicher Haltung haben Wir Unsere, deß Raths, Gerichts sowol aller Zünfften und Zechen, gewöhnliche Insigel hierauf gedruckt. Geschehen zu Schwiebus den zwölften Decembris deß Sechzehenhundert Acht und zwanzigsten Jahres.

Mit unterthenigster Bitt!“*)

Als dieses Statutum vorgelesen war, forderte Dohna die Anwesenden auf, zu unterschreiben. Aber niemand rührte sich. Bleich und finster starrten die treuen Protestanten zu Boden. Auf die wiederholten, heftigeren Aufforderungen des Grafen, hatten sie nur ein festes „nein“ und Kopfschütteln zur Antwort. Selbst die schrecklichen Drohungen, mit dem Hinweise auf die Folterinstrumente, die die Lichtensteiner, jedermann ersichtlich, wie zum Spiele probierten, fruchteten nichts.

*) Wortgetreue Abschrift des Originaldokuments!

Da ergrimnte Dohna und gab seinen Helfershelfern einen Wink. Und nun begann eine schreckliche Szene!

Blut und Tränen flossen in Strömen, und dumpfes Stöhnen erfüllte den weiten Saal.

Troßdem gab kein einziger der Gemarteten nach und verleugnete seinen Glauben!

Ohm Hans Drabsch, der achtzigjährige, der als Altmeister natürlich auch unter den Märtyrern war, tröstete und ermunterte die Gequälten fortwährend zur Standhaftigkeit. Die größten Schmerzen entrißen dem Greise keinen Klagelaut, sondern nur Psalmen und evangelische Lieder kamen über seine Lippen.

„Bleibt fest, Ihr Brüder, Gott verläßt uns nicht! Wer bis ans Ende beharret, der wird selig!“ rief er wiederholt mit lauter, freudiger Stimme, während seine hellen, blauen Augen in Begeisterung leuchteten.

Ein heftiger Schlag gegen den Kopf beraubte den mutigen Bekenner einen Augenblick der Besinnung. Sobald er aber wieder zu sich kam, fuhr er in seinen aufmunternden Reden fort und wurde der Halt und Trost der andern, so daß keiner unterschrieb.

Da befahl Dohna endlich die scharfe Tortur anzuwenden, und als das geschehen war, da unterzeichneten die halbbesinnungslosen, erbärmlich zugerichteten Männer das Statutum.

Drabsch und Hirsekorn allein hatten ihre klare Besinnung behalten, und keine Marter war imstande, sie zur Unterschrift zu bewegen.

„Wartet nur, Ihr beide entgeht mir doch nicht!“ sagte Dohna wütend, und entließ dann die Märtyrer, weil er selber durch das Ansehen der langen Tortur müde geworden war. Vorher jedoch hatte er den Versammelten noch einmal verkündet, daß am nächsten Sonntage in der großen Pfarrkirche katholischer Gottesdienst und Messe sei. Wer sich unterstände, davon wegzubleiben, hätte sich über die Folgen nicht zu wundern.

Gebrochen an Leib und Seele verließen die beklagenswerten

Männer das Rathhaus. Am meisten schmerzte sie der Treubruch, zu dem man sie in ihrer Besinnungslosigkeit gezwungen hatte. Drabsch und Hirschkorn hatten viel zu trösten und aufzurichten. Trotzdem jedoch ließ ihnen ihr Gewissen keine Ruhe. Um nicht abermals in Versuchung zu kommen, gingen viele von ihnen schon in der folgenden Nacht mit Hinterlassung aller Habe ins Brandenburgische, um dort ungestört ihrem Glauben leben zu können.

Als ich dies alles hörte, ach Gott, wie froh war ich da, daß der liebe Vater an jenem unseligen Tage besinnungslos im Bette lag, wurde er doch so vor der schlimmen Folter und dem noch schlimmeren etwaigen Treubruche bewahrt! Unterdessen mußte ich, da nun alle Sorge und Verantwortung allein auf meinen Schultern lag, für die Bestattung der geliebten Mutter sorgen.

Ach, wie bitter schmerzlich war es mir doch, zu denken, daß die fromme Frau, entgegen der christlichen Sitte, ohne Sang und Klang unter die Erde kommen sollte! Denn niemals hätte ich zugegeben, daß an dem Grabe dieser treuen Lutheranerin katholische Priester ihre Litaneien murmeln und amtieren sollten! So bereiteten wir denn in größter Stille alles zum Begräbniß vor, denn ich hatte im geheimen nicht wenig Angst, daß die römischen Geistlichen ihre Mitwirkung an der Beisetzung dieser ersten Leiche (seitdem sie in Schwiebussen waren) mit Gewalt erzwingen würden.

Doch es ging alles ohne jedes Hindernis von statten. Selbst unsere Cinquartierung, die zum Glücke den ganzen Tag aß, trank und spielte, schien nichts von dem zu merken, was im Hause vorging. Am Abend vor dem Begräbniß kam sogar Magister Gebel, als Knecht verkleidet, zu uns und hielt am Sarge der Entschlafenen eine ergreifende Leichenfeier. Des war ich von Herzen dankbar und machte mir nun nichts mehr daraus, daß wir unsere Mutter ohne Gesang, Geläut und Pastor begraben mußten. Ja, als ich am nächsten Morgen, — schon vor Tages-

grauen, — mit Renatus allein hinter dem Sarge herging, der das erste Opfer der päpstlichen Gegenreformation barg, — da war mir feierlicher zumute, als wenn die ganze Stadt der Märtyrerin das Geleit gegeben hätte.

In unserem Erbbegräbnisse, auf dem neuen Salkauer Gottesacker, wurde die liebe Tote beigesetzt. Dort ruht sie an der Seite meiner eigenen Mutter neben den Großeltern.

Als alles vorüber war, gingen Renatus und ich still und traurig nach Hause zurück. Ach, wie war es da jetzt so öde und leer! Aller Orten und Enden vermißten wir das liebe Gesicht und die freundliche Stimme der Teuren! Lange, lange kniete ich weinend mit dem Bruder an der Stelle, wo unsere Mutter so unversehens gestorben war. Wer hätte so etwas wohl vor acht Tagen gedacht!

Renatus schien nach dem Tode der geliebten Mutter wie umgewandelt. So sehr ihm zuerst, nach Knaben Art, die bunten Soldaten gefallen hatten, so wenig mochte er sie nun leiden. Diese jedoch zeigten allerwege großes Wohlgefallen an dem schönen, kräftigen Knaben. So sie seiner habhaft werden konnten, scherzten sie mit ihm, und seine fecken, klugen Antworten gefielen ihnen ausnehmend.

Mir war dieser Verkehr des Bruders mit den Feinden von Anfang an ein Dorn im Auge. Geradezu einen Stich ins Herz gab es mir aber, als ich eines Tages zufällig sehen mußte, wie der katholische Pfarrer, der zu unsern Dichtensteinern kam, von diesen auf Renatus aufmerksam gemacht wurde und sich nun in der eingehendsten und leutseligsten Weise mit dem Jungen zu unterhalten begann.

Von da an konnte ich mich einer unbestimmten Angst nicht mehr erwehren und gebot dem Lieblinge aufs strengste, den Seligmachern aus dem Wege zu gehen. Trotzdem merkte ich deutlich, wie der römische Priester das evangelische Kind an sich zu locken suchte.

Meine Befürchtungen wuchsen. Was hatte diese gleißnerische Freundlichkeit des Fremden für einen Zweck? — Wollte er den begabten Knaben entführen, in ein Kloster stecken und katholisch machen? Ach, nichts anderes konnte es sein! Wie viele Eltern hatten bereits auf diese Weise ihre Kinder verloren!

Von nun an ließ ich Renatus keine Minute mehr aus den Augen, und der liebe Vater, der allgemach zum Bewußtsein kam, hieß meine Sorge recht und gut. Leider jedoch sollten meine Bemühungen auf die Dauer wenig nützen!

Von päpstlicher Seite wurde die Schule neu eröffnet, mit katholischen Lehrern besetzt und alle Kinder mit Gewalt gezwungen, hineinzugehen. An jenem Tage habe ich bitterheiße Tränen geweint.

Unterdessen wurde in der Stadt von Dohna und seinen Helfern alles zum ersten katholischen Gottesdienste vorbereitet. Doch als am nächsten Sonntage die gewohnten Glockenklänge ertönten, erschien, außer den Bichtensteinern, kein einziger Anbächtiger in der Kirche.

Da mußte der Graf denn abermals die Hilfe der Seligmacher in Anspruch nehmen, und nach einer halben Stunde brachten sie, unter Geschrei und Heulen, die Besucher mit der blanken Waffe angetrieben. Kein einziger der Schwiebuffer Bürger hatte gutwillig der feindlichen Aufforderung Folge geleistet. Erst als man sie mit den bloßen Säbeln übel traktierte, wichen sie der Gewalt und saßen jetzt, zerschlagen, blutig und mit finsternen Gesichtern auf ihren Plätzen. Heißer Schmerz erfüllte aller Herzen. Ach, schon das Äußere des lieben, alten Gotteshauses war gar traurig verändert! Überall sah man Heiligenbilder und Fahnen angebracht, und scharfer Weihrauchduft durchzog die weiten Räume.

Mit unendlicher Trauer schaute Joachim Pfeffer auf die schöne Kanzel, die sein Großonkel, Johann Nitschke, 1598 für schweres Geld in Leipzig hatte schnitzen lassen. Wie oft war von diesem Predigtstuhle herab, aus dem Munde seines verstorbenen

Vaters, das lautere Evangelium erklingen! Nun stand an der doppelt geweihten Stätte der katholische Pfarrer und versuchte mit donnernden Worten die abtrünnigen Kezer zu bekehren. Welch ein Anblick für den evangelischen Pastorensohn! —

Die Schwiebasser Frauen waren natürlich ebenso, wie die Männer, mit Gewalt in die Kirche getrieben worden. Frau Dora Gebel, die sich wie eine Löwin wehrte, wurde von zwei Pichtensteinern fast hergetragen gebracht. Auch mir hatte mein heftiger Widerstand gar nichts genützt. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog mich ein Dragoner hinter sich her und lachte über meine verzweifelten Tränen und Bitten.

Ich kam gerade neben die Frau Diaconus zu sitzen, und die flüsterte mir unter der Predigt zu: „Hanna, wenn nachher geklingelt wird und wir niederknien und uns bekreuzen sollen, dann tun wir es auf keinen Fall. In die Kirche haben sie uns zwar mit Gewalt treiben können, aber katholisch machen sollen sie uns darum noch lange nicht.“ Ich drückte zustimmend der Freundin Hand und sagte es dann meiner Nachbarin zur Linken weiter.

Als gleich darauf das Zeichen ertönte und der Priester allen Protestanten gebot, niederzuknien, und sich zu bekreuzen, da sagte die mutige Pastorfrau laut: „Nein, das tun wir nicht!“ blieb ruhig sitzen und ihrem Beispiele folgten alle andern Frauen.

Dohna war voll Zorn. Doch scheute er sich wahrscheinlich, in der Kirche selbst Gewalt anzuwenden, und sagte nur ingrimmig zu Frau Gebel: „Wartet nur, Frau! Euer Widerstand soll schon noch gebrochen werden!“

Als der wenig erbauliche Gottesdienst endlich zu Ende war, wurden wir mit Schelt- und Drohworten entlassen. An der Kirchthüre kam Ohm Drabsch auf uns zu. „Gott segne euch, Frau Dora,“ sagte er mit leuchtenden Augen. „Bleibt fest, bleibt fest! Ihr glaubt nicht, wie solch Beispiel wirkt!“

Während ich, die Freundin bewundernd, nach Hause ging,

konnte ich mich einer großen Sorge um sie nicht erwehren, denn Dohna vergift nichts! Auch Hanna Pfeffer, die am Nachmittage nach uns sehen kam — wie denn überhaupt diese treue Seele sich in der letzten, schweren Zeit als eine wahre Freundin an mir erwiesen hatte — auch Hanna Pfeffer theilte meine Befürchtungen und sagte traurig:

„Die Lichtensteiner haben eine fürchterliche Art, die Frauen und Mütter zu befehren! Ich weiß von einer jungen Frau, an der hatten die Seligmacher ihre Kunst lange Zeit vergeblich versucht. Da nahmen die Unmenschen zuletzt den Säugling der armen Mutter, legten ihn in einiger Entfernung nieder und erklärten nun der Bedauernswerten, daß sie dem wimmernden Kinde nicht eher Nahrung reichen dürfe, bis sie katholisch geworden sei.

Wahrlich eine Folter, wie sie für ein Mutterherz nicht grausamer erdacht werden kann! Viele, viele Mütter sind auf diese Weise schon katholisch gemacht worden! —

Diesmal aber blieb die Gepeinigte fest. Mit brennenden, tränenlosen Augen betrachtete sie unausgesetzt ihren leidenden Liebling, als es nach langen, qualvollen Stunden mit ihm zum Sterben kam, rief sie laut: „Fahr hin, mein Söhnlein, in des guten Hirten Arm und Schoß bist du wohl geborgen!“ Dann brach sie bewußtlos zusammen und ist einige Tage später ihrem Kinde nachgefolgt.“

Hanna schwieg, und ich blickte sie entsetzt an: „Meinst du, daß Dohna mit Dora Gebel auch so verfahren könnte?“

„Dies ist sogar sehr wahrscheinlich,“ entgegnete die Gefragte trübe. „Unsere tapfere Freundin hat den Grafen allzusehr gereizt, obgleich sie als evangelische Pastorenfrau nicht anders handeln konnte und durfte.“

Unsere trüben Ahnungen hatten uns leider nicht betrogen.

Schon am nächsten Morgen wurde Frau Gebel vor den päpstlichen Reformator gefordert. Ein großer Schrecken zog durch

das Herz der jungen Frau: „Herr, gieb mir Kraft!“ flehte sie. Selbstverständlich ließ der Diaconus sein Weib nicht allein in die Höhle der Löwen gehen. Als die Mutter unter vielen Tränen von ihrem jetzt halbjährigen Kinde Abschied genommen hatte, trat sie mit ihrem Manne den sauren Gang an.

Dohna lachte höhnisch, als er das Paar ankommen sah. „Aha! der Herr Ex=Pastor ist auch dabei! Da können wir ja alles auf einmal abmachen!“

Dora fühlte, wie sie beim Anblicke des gefürchteten Mannes und der schrecklichen Dichtensteiner schwach wurde. Fester klammerte sie sich an ihren Johannes, der sie stützend umschlang und dann furchtlos begann:

„Edler, gestrenger Herr, Ihr habt mein Weib gefordert, da ist es doch recht und billig, daß ich es begleite. Hier stehen wir, Eurer Gewalt und Eurer Gnade anheimgegeben, und bitten Euch herzlich, laßt Eure Gnade walten.“

Der Graf lachte grimmig. „Wie schön Ihr bitten könnt! Gewiß will ich Gnade walten lassen, aber nur dann, wenn Ihr mir zu Willen seid. Und so fordere ich Euch denn kurz und blündig auf, hier dies Schriftstück, zugleich auch im Namen Eurer Frau, zu unterzeichnen: Ihr schwöret darin ein für allemal den lutherischen Ketzereien ab und bekennst Euch von jetzt ab zur katholischen Kirche. Tut Ihr nach meinem Wunsche, so soll es Euer Schaden nicht sein. Man hat mir gesagt, Ihr wäret ein kluger, gelehrter Mann, darum will ich Euch mit nach Breslau nehmen und an der Kammer einen ehrenvollen, einträglichen Posten verleihen. Seid Ihr aber starrköpfig, so schreibt Euch selbst die Folgen zu. Also kommt und unterzeichnet und überlegt nicht erst lange.“

„Nein, wir überlegen auch keinen Augenblick,“ sprach Gebel fest und ruhig. „Nun und nimmermehr werden wir unserem theuren Glauben untreu! Habt Dank für Eure Güte, gestrenger, edler Herr, aber wir können davon keinen Gebrauch machen.“

Dohna stampfte zornig mit dem Fuße.

„Nun denn, Ihr wollt es nicht anders! Prosoß, tue Deine Schulbigkeit. Zuerst der Mann, vielleicht besinnt sich die Frau unterdessen.“

Der Lichtensteiner mit Strick und Eisen näherte sich dem Pastor, aber mit einem Wehlaute fiel Frau Dora dem Schrecklichen in den Arm: „Herr, Herr! erbarmt Euch! Um Gottes willen, tut das nicht. Gerne wollen wir ja als Bettler die Stadt verlassen!“

„Sowie Ihr unterschreibt, könnt Ihr gehen.“ Stumm schüttelten beide Eheleute den Kopf, und kalt winkte der Graf dem Schergen.

Eine schreckliche Marter begann. Doch gleich im Anfange umhüllte eine wohlthätige Ohnmacht Doras Sinne. Als sie wieder zu sich kam, saß ihr Gatte bleich und todesmatt auf einem Stuhle. Weinend umschlang die arme Frau den Gefolterten: „Mein Liebster, mein Liebster, wie geht es dir? Nicht wahr, du hast nicht verleugnet?“

Gebel verneinte stumm, denn noch konnte er nicht sprechen.

Gleichgültig sahen die Lichtensteiner auf das ergreifende Bild, und Dohna unterbrach bald die feierliche Stille: „Nun, habt Ihr Euch besonnen? Meine Zeit ist um. Schon ist es zwölf Uhr, und ich will zu Tische gehen.“

Frau Dora erschrak. Schon Mittag? Und sie hatte daheim, als sie in aller Frühe fortgeholt wurde, nicht mehr für ihr Rädchen sorgen können!

„Gestrenger Herr,“ bat sie flehentlich voll Angst, „laßt mich nach Hause; ich habe einen Säugling daheim!“

Ein grausamer Gedanke durchfuhr Dohna. War hier vielleicht der Faden, an dem dies mutige Weib zu fassen und herumzuziehen war? Und als Antwort auf die flehentliche Bitte der Mutter sagte er kalt: „Sowie Ihr unterzeichnet, könnt Ihr nach Hause gehen, eher nicht. Überlegt wohl: das Leben Eures

Kindes liegt in Eurer Hand. Ich schicke jetzt nach Eurer Wohnung und lasse die Magd mit dem Kinde einsperren."

"Herr, so teuflisch könnt Ihr nicht handeln!" schrie die bedauernswerte Mutter voll Entsetzen. "So grausam werdet Ihr nicht sein!"

"Ihr, Frau, nicht ich bin grausam," entgegnete Dohna. "Sowie Ihr unterschreibt, seid Ihr frei. Ich gehe jetzt und überlasse Euch dem Wachtmeister. Er hat die Ermächtigung, Euch die Thür zu öffnen, sobald Ihr meinen Willen tut."

Als der Schreckliche hinausgegangen war, brach Dora an des Gatten Seite zusammen. Den Kopf auf des Geliebten Knie gestützt, lag sie regungslos im bittersten Schmerze.

Von Zeit zu Zeit fragte der Wachtmeister, ob sie nun unterschreiben wollten.

Gebel schüttelte stumm den Kopf, und Dora antwortete gar nicht. Sie lag noch immer halb besinnungslos auf den Knien. Als es vom Turme herab sechs Uhr schlug, schrie sie laut: "Jetzt ist Maifäkchen (der Rosenname ihres Kindes) tot!" und brach ohnmächtig zusammen.

Als sie nach und nach wieder zu sich kam, starrte sie wie geistesabwesend vor sich hin und merkte nicht mehr darauf, wie die Zeit verstrich.

Endlich, gegen acht Uhr abends, kam ein Bote von Dohna mit der Weisung, die Gefangenen zu entlassen.

Frau Dora schauerte zusammen. "Ich kann nicht nach Hause. Laßt mich hier sterben."

Da redete ihr Gebel ernst und tröstend zu, sich zu fassen und dem Herrn stille zu halten, und geduldig ließ sich die arme Mutter fortführen.

Wie wurde ihr aber, als ihr beim Betreten des Hauses helles Kindergeschrei entgegenschallte! Mit einem Freudenrufe riß sie sich aus dem Arme des Gatten und stürzte in das Zimmer, wo ihr Rädchen vom Arm der Wärterin entgegenlachte. Die

treue Alte, die auf Dohnas Befehl wirklich mit dem Kinde in einem Zimmer des oberen Stockwerks eingesperrt worden war, hatte ihrem Lieblinge durch eine List das Leben gerettet. Nachdem der Lichtensteiner, der als Wache vor der Stubenthüre stand, auf alle ihre Bitten um Nahrung taub geblieben war, guckte sie verzweiflungsvoll und hilfesuchend zum Fenster hinaus. Da sah sie im Nebenhofe den Lehrling des befreundeten Nachbars, und nun kam ihr ein rettender Gedanke.

„Hans,“ rief sie, „komm und hilf mir, die Lichtensteiner wollen unser Kind Hungers sterben lassen!“

Wie eine Ake kletterte der Junge über den Zaun und fing geschickt die Kleine auf, die von der Wärterin in ein großes Tuch gebunden, an dem starken Wiegenbände zum Fenster hinuntergelassen wurde.

Diesen Weg machte das Kind im Laufe des Tages wiederholt und wurde so am Leben erhalten. Von Herzensgrunde dankten die Eltern der treuen Person und brachten dann dem Herrn ihr Lobopfer dar.

Wenige Tage nach dieser Begebenheit — von Dohna war bis jetzt nichts weiteres gegen die Geheule erfolgt — stand Gebel trübe sinnend am Fenster seiner Studierstube und schaute auf die Gasse hinab.

Da kam mit einemmal ein seltsamer Zug um die Ecke. Ungefähr zehn bis zwölf Lichtensteiner ritten die Straße herauf, und gebunden, zwischen den Pferden, schritt bloßen Hauptes eine stattliche Greisengestalt, hinter der weinend und gebückt ein altes Mütterchen herschlich.

„Meister Drabsch, lieber Gevatter!“ schrie der Diaconus in großem Schrecken und stürzte aus dem Zimmer hinaus zu dem Gefangenen. „Mein alter Freund, was hat man mit Euch vor?“

„Sie wollen sehen, ob sie mich in Glogau leichter katholisch machen können als hier,“ antwortete der Märtyrer heiter lächelnd.

„Darum werde ich mit meinem Weibe jetzt dorthin transportiert. Aber es ist vergebliche Mühe, denn: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Gebel war außer sich über die an dem Achtzigjährigen verübte Grausamkeit und wandte sich bittend an den Anführer. Doch der sagte nur: „Spart Euch die Mühe, Reher, und laßt Eure Hand von dem Alten. Ihr kommt auch noch zeitig genug an die Reihe.“

Trotz dieser Abweisung aber gab der Pastor dem werten Freunde noch das Geleit bis vor die Stadt, und manch ernstes, heiliges Wort redeten die beiden miteinander. Zuletzt fragte der Geistliche den Greis, was er denn für ein schweres Paket in den gefesselten Händen trage.

„Das ist meine liebe Bibel, Herr Magister. Von der trenne ich mich nicht, denn ich muß den Herren in Glogau die Wahrheit meines Glaubens schwarz auf weiß beweisen.“

Gebel wandte sich erschüttert ab und nahm dann, auf des Anführers Gebot, Abschied von dem betagten Ehepaare. Wie ein Vater segnete Drabsch den Diakonus und folgte darauf mit seinem schwachen Weibe getrosten Mutes seinen Peinigern.

So weit hatte ich die Geschichte selber miterlebt. Den weiteren Verlauf hat mir neulich mein Wirt, der Heideläufer, als er mit einer Holzfuhr in Schwiebussen gewesen war, berichtet:

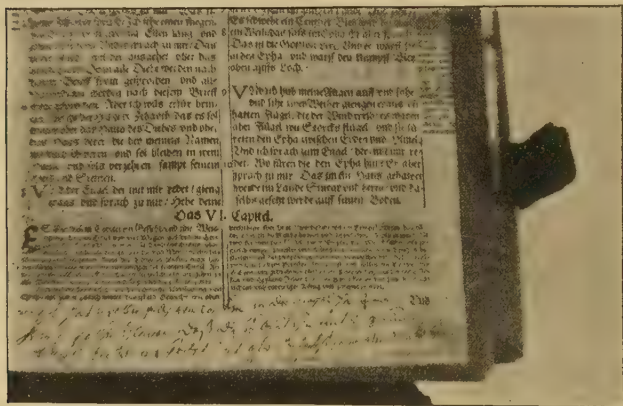
Als nach mühevoller, tagelanger Wanderung die betagten Eheleute in Glogau ankamen, begann man sie alsbald von neuem zu bearbeiten. Aber alle Quälerei war umsonst!

In der Pfarrkirche, vor zahlreich versammelten Zeugen, bekannte Hans Drabsch treu und fest seinen lutherischen Glauben und berief sich in allen Streitfragen auf seine Bibel, die vor ihm auf dem Tische lag.

Zuletzt faltete er betend die Hände über dem aufgeschlagenen Buche und beteuerte mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme,

daß er nun und nimmermehr von seinem evangelischen Bekenntnisse lassen würde.

Da ergriminten seine Peiniger und schlugen die dreizehn Pfund schwere Bibel so heftig zu, daß dem Alten die Finger zerquetscht wurden und das Blut umherspritzte. *)



Nach Wochen, als man müde wurde, die beiden treuen Alten zu quälen, entließ man sie endlich in die Heimat. Krank und elend kamen sie dort an und sind nicht lange darauf in Frieden heimgegangen.

Und nun wieder zurück zu jenem Augenblicke, wo Gebel von dem betagten Freunde Abschied genommen hatte.

*) In jener denkwürdigen Bibel von 1594 ist in Sach. 5 ein großer, bräunlichroter Fleck, darunter steht geschrieben: „Dieser Rothe Fleck ist Blut und haben in der großen Reformation (sath. 1628) in Schlesiens unsere ihr Eltern Vatter, Ein greiß Von 80 Jahren, welcher dieße Bibel in Händen gehabt, und nicht hat wollen fahren lassen, in der glogauischen Pfarr-Kirchen so zu Schlagen, daß Dießes Blut ihm unter Seinen Nägeln her Vorgespritzt, ist aber doch, nebst seiner alten Mutter (Frau) beständig bey der Evangelischen Religion geblieben.“

Als der Diaconus traurig nach Hause kam, empfing ihn die Nachricht, daß er die Stadt mit den Seinen binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen habe. Es war bekannt geworden, daß er heimlich zu seinen armen, geplagten Pfarrkindern in die Häuser ging, die Bedrückten aufrichtete, tröstete, ihnen das Evangelium predigte und sie vor allen Dingen zur Standhaftigkeit ermahnte.

Da suchte Dohna sich diesen gefährlichen Rezer vom Halse zu schaffen und verfügte die Ausweisung der Geistlichen: Johannes Gebel und Johann Feierabend mußten die Stadt verlassen.

Dem alten hochbetagten Primarius, Michael Tzetschnobius, dagegen erlaubte man wunderbarerweise, in seinem kleinen Hause auf der Schwemme wohnen zu bleiben. Wahrscheinlich hielt man den Greis, seiner großen Gebrechlichkeit wegen, für gänzlich ungefährlich.

Am 22. Dezember 1628 verließ unser verehrter Magister Gebel mit Frau und Kind die Stadt. Eine zahllose Menge gab dem geliebten Seelsorger das Geleite fast bis nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe Wilkau. Von dort aus wollte der Pastor nach Müncheberg im Brandenburgischen gehen, allwo er Freunde und Verwandte hatte.

Vor dem Abschiede erfuhr er von den Schwiebussern noch viel Liebe. Wer es irgend hatte und konnte, steckte dem gänzlich Mittellosen Geld und Kleinodien zu, damit er wenigstens für den Anfang nicht auch noch leibliche Not zu erleiden brauche.

Zulezt betete Gebel mit der verlassenen Gemeinde, segnete sie und bestieg dann den bereit gehaltenen Wagen, der ihn über die Grenze bringen sollte. Still und traurig kehrte die Menge seiner Begleiter in die Stadt zurück, und die bange Frage: „Was wird nun aus uns werden?“ bewegte aller Herzen.

Während sich solches alles in der lieben, armen Vaterstadt zutrug, herrschte auch in unserem Hause eitel Leid und Kummer. Die schlimmen Wunden des Vaters wollten nicht heilen, und

der Schmerz um die so jählings verlorene Mutter lag immer noch wie ein Bann auf uns. Dazu kam das wüste Treiben der Lichtensteiner! Daß Gott erbarm! was mußte man da alles erdulden! In Hof und Haus wirtschafteten die Unholde wie die Türken, und es war gerade, als ob die Eigenthümer nichts mehr zu sagen hätten!

Das Schlimmste jedoch war der Besuch des katholischen Gottesdienstes, zu dem man täglich gezwungen wurde. Die Schläge und Prüffe, die ich deshalb habe ausstehen müssen, sind nicht zu zählen! Aber ach, mit Freuden hätte ich noch einmal so viel leiden mögen, wenn ich dadurch das Unheil von meinem liebsten Bruder hätte abhalten können!

Ich habe schon erzählt, daß mir die unausgesetzten Bemühungen des römischen Pfarrers um den begabten Knaben große Sorge verursachten, denn ich witterte hinter dieser Freundlichkeit des Mannes gegen ein Kezerkind eine besondere Absicht.

Ich hatte mich nicht getäuscht und konnte bald erkennen, wie uns Renatus nach und nach entfremdet wurde. Der große Eindruck, den der Tod der Mutter auf das leichtbewegliche Herz des Jungen gemacht zu haben schien, war leider nicht nachhaltig. Die im Hause herrschende Trauer- und Krankheitsstimmung behagte dem Leichtsinn wenig, und so griff er denn mit Freuden zu, als ihn Pfarrer Kadau aufforderte, täglich zum Ballspiel zu ihm zu kommen.

Umsonst beschwor ich weinend den Bruder davon zu bleiben.

„Ich weiß nicht, was du willst, Hanna,“ sagte er mürrisch. „Dort ist es tausendmal unterhaltlicher, als bei uns.“

„Nun gut, so will ich mit dir spielen,“ entgegnete ich kurz entschlossen. „Den kranken Vater kann derweil die Magd versorgen.“

Einen Augenblick schwankte der Knabe, dann rief er leicht hin: „Daß nur, du verstehst es doch nicht. Ich weiß auch gar nicht, warum ich nicht zu Pfarrer Kadau gehen soll? Er ist

immer so nett und freundlich zu mir. Auch in der Kirche gefällt es mir ganz gut. Die vielen schönen Bilder, die bunten Gewänder, der Gesang! Ich finde alles sehr unterhaltend und begreife nicht, warum ihr darüber so ärgerlich seid?"

Ich war sprachlos vor Entsetzen! So weit war es also mit meinem Bruder, dem Sohne der treuesten Lutheraner, gekommen! Angstvoll dachte ich nach, ob ich mir selber einen Teil der Schuld daran zuzuschreiben habe. Aber nein, ich hatte Menatus mit größter Liebe umgeben und niemals durch Vorwürfe und Strenge zurückgestoßen.

Ich sah ein, daß ich mit Reden und Gegengründen bei dem zum Glücke noch so jungen Bruder nichts ausrichten würde, und hielt ihn darum verschiedenemal mit List von dem Besuche des Pfarrers zurück. Doch nur zu bald entdeckten die Lichtensteiner mein Tun und führten den Knaben im Triumph davon.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen!

Am Abend desselben Tages ließ mir Kadau sagen: „Er behielt den Knaben von jetzt an ganz bei sich, denn er habe eingesehen, daß ich nicht verstünde, Kinder zu erziehen.“ Mir drohte bei dieser Botschaft das Herz still zu stehen! „Herr, Herr, warum konntest du solches zulassen!“

Dann aber versuchte ich alles mögliche, um des Bruders wieder habhaft zu werden. Ich tat einen Fußfall vor Dohna und Kadau und flehte sie um Christi willen an, mir Menatus herauszugeben.

Ich erntete nur Spott und Hohn, und Dohna sagte kalt: „ich hätte gar kein Recht mehr auf den Bruder, da dieser ‚freiwillig und ungezwungen‘ zu dem Pfarrer gekommen sei und erklärt habe, katholisch zu werden.“

Ich wußte, daß dies eine Lüge war, aber ich bat bescheiden, so möchte man mich den Knaben nur noch einmal sehen und sprechen lassen. Allein auch diese Bitte wurde mir aus guten Gründen abgeschlagen, und ich mußte unverrichteter Sache an das Bett des todkranken Vaters heimkehren.

Diakonus Gebel, der zu jener Zeit noch in der Stadt war und von dieser gar himmelschreienden Gewalttat hörte, kam alsbald mit seinem Weibe und tröstete mich: „Verzweifelt nicht, Jungfrau Hanna,“ sagte er ernst, „Gott wird die Seele des Knaben auch in den Händen der Feinde bewahren! Ich bin gewiß, der Sohn so treuer Bekenner und Märtyrer geht dem Herrn nicht verloren! Früher oder später kehrt Renatus zu Euch zurück.“

Einige Tage später war der liebe Vater so weit, daß ich ihm die traurige Geschichte erzählen konnte. Er erschrak zuerst furchtbar, sagte aber dann zuversichtlich: „Laß mich nur erst gesund sein, Hanna; dem Vater können und dürfen sie den Sohn nicht vorenthalten. Solches ließe wider alles Menschenrecht!“

Von da an ging es mit dem Kranken wunderbar vorwärts. Es war, als ob die Sorge um Renatus alle Kräfte anspannte. Schon am 21. Dezember war der Vater imstande, zwar noch in Binden und auf mich gestützt, zu Dohna zu gehen und den widerrechtlich fortgenommenen Sohn zu verlangen. Der Erfolg dieses Schrittes war derselbe, wie bei mir.

Dohna stellte alle Rechte des Vaters auf Renatus in Abrede, da der Knabe „freiwillig katholisch geworden“ und somit jeder elterlichen Gewalt entriickt sei. Es gäbe nur ein einziges Mittel uns zu Willen zu sein, und das wäre der Übertritt unserer ganzen Familie zum katholischen Glauben. Sobald der Vater sich durch Eid und Unterschrift verpflichten würde, mit all den Seinen für immer zur alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren, solle ihm der Sohn ausgeliefert werden. Dieses Verlangen konnten wir natürlich niemals erfüllen, und so wurden wir denn mit harten Worten unverrichteter Sache entlassen.

Wie uns beiden nach diesem vergeblichen Gange zu Mute war, kann ich unmöglich beschreiben! Gott allein weiß, was wir gelitten haben, und doch bedauerten wir nicht einen Augenblick,

um unseres teuren Glaubens willen dieses schwerste Opfer gebracht zu haben! Doch das Trauerspiel, darin wir unfreiwillig mitwirken mußten, war noch nicht zu Ende!

Zwei Tage nach diesem, am 23. Dezember 1628, erhielten Vater und ich die Weisung, unverzüglich die Stadt zu verlassen. Wahrscheinlich fürchteten Dohna und der Pfarrer, daß unsere Anwesenheit für Kenatus gefährlich werden könne, denn sicherlich waren sie der Gesinnung des Knaben nicht so gewiß, wie sie sich uns gegenüber den Schein gaben. Ja, ich glaube noch heute ganz bestimmt, daß mein armer Bruder nur mit Gewalt von ihnen zurückgehalten wurde.

Also wir hatten die Stadt binnen einer Stunde zu verlassen. Ich war empört über die Grausamkeit, mit der man einen Todkranken, denn des Vaters Wunden waren meist noch offen, in die Winterkälte hinaustrieb.

Doch Aufschub oder gar Weigerung gab es natürlich nicht! Es blieb uns nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich unser Bündel zu schnüren. Ich nahm auf des Vaters Geheiß die Bibel und das Hausbuch, während er nur für den Notfall etwas Geld zu sich steckte, da uns geboten war, mit „Hinterlassung aller Habe davon zu gehen“. Weinend nahmen dann Knecht und Magd von uns Abschied. Zuletzt knieten wir betend an der Hauschwelle nieder und befahlen uns und die Vaterstadt dem Schutze Gottes.

Eine Stunde später befanden wir uns auf der Straße nach Bräz, denn wir wollten vorerst nach Lissa gehen, wo der Vater Freunde und Verwandte hatte. Langsam, fast nur im Schneeschritte, kamen wir vorwärts, denn des lieben Kranken Wunden schmerzten in der Winterkälte doppelt, und die von mir gebotene Unterstützung beim Gehen war auch nur schwach.

Als wir so kaum eine Meile zurückgelegt hatten, merkte ich plötzlich, daß eilende Schritte hinter uns her kamen. Erschrocken zog ich den Vater beiseite, weil ich eine neue Gefahr

im Anzug währte. Allein diesmal war es nichts, sondern liebe Freunde, Joachim Pfeffer und seine Elisabeth, Flüchtlinge gleich uns, begrüßten uns hocheifrent. Der Baccalaureus nahm gleich des Vaters Arm und unterstützte den Schwachen so wirksam, daß meine Hilfe entbehrlich wurde.

Da gesellte ich mich denn zu meiner Freundin Elisabeth und hörte von ihr die Geschichte ihrer Bedrängnisse und Flucht: Joachim Pfeffer hatte um des Glaubens willen viel Not und Qualen ausstehen müssen. Elisabeth jedoch war, dank der Vorsorge ihres Vaters, von allen Verfolgungen verschont geblieben, trotzdem die Lichtensteiner verschiedenemal nach ihr gefahndet hatten. Der Baccalaureus entdeckte nämlich auf dem Boden des Schulhauses ein für Fremde unauffindbares Versteck. Dorthin brachte er die Geliebte und rettete sie auf diese Weise vor den Nachstellungen des Feindes. Als er mit den übrigen Lehrern den Ausweisungsbefehl erhielt, gelang es ihm bei dieser Gelegenheit, auch seine Frau unbemerkt aus der Stadt zu schaffen. —

Unter solchen Gesprächen waren wir endlich, es mochte wohl Mitternacht sein, in der großen polnischen Heide angelangt. Hier wollten wir bei einem bekannten Forstaufseher, einem Glaubensgenossen, die erste Station machen. Doch wußten wir nicht genau, ob dieser Heideläufer nicht inzwischen selber vertrieben worden war. Vorsicht schien darum geboten, und Herr Pfeffer ging zunächst allein auf das Forsthaus zu und klopfte leise.

Nach geraumer Zeit öffnete sich behutsam ein Fensterladen, und die bekannte Stimme des Försters rief: „Wer da?“

Ein inniges „Gott sei Dank!“ entfuhr Pfeffers Lippen, und staunend erkannte der andre den Baccalaureus.

„Herr Pfeffer, Ihr? Um Gott, wie kommt Ihr bei nachtschlafender Zeit in die polnische Heide?“

Gilg klärte Joachim den Erschrockenen auf und dieser lief schnell und weckte sein Weib, damit sie für die Halberstarrten ein Warmbier bereiten solle.

Bald saßen wir alle wohlgeborgen im warmen Wohnzimmer des Heideläufers und erquickten uns an dem wohllichmeckenden, heißen Tranke.

Mit Staunen und Entsetzen hörten unterdessen die teilnehmenden Wirte von dem, was sich inzwischen in Schwiebussen zugetragen hatte, und viele Tränen flossen, als wir des ehrwürdigen Meisters Hans Drabsch und anderer Märtyrer gedachten.

Am andern Morgen erwachten wir erst gegen Mittag und unser erster Blick fiel auf einen herrlichen Tannenbaum, den der Förster in aller Frühe aus dem Walde geholt, so gut als möglich ausgepukt und mit einigen Lichtlein besteckt hatte. Erst jetzt beim Anblicke des Christbaums fiel uns ein, daß ja heut heiliger Abend sei.

Ach, ein so trauriges Christfest hatten wir noch nie erlebt! — Tiefes Wehgefühl überschlich uns, wenn wir daran gedachten, wie schön wir noch vor einem Jahre das liebe Fest feiern durften. Jetzt waren wir arm, vertrieben, heimatlos! und mußten froh sein, daß uns der barmherzige Jäger in christlicher Liebe aufnahm!

Unterdessen hatte unsere freundliche Wirtin den Tisch gedeckt und mit allem besetzt, was Küche und Keller bot. Mit herzlichen Worten lud sie uns nun zum Zulangen ein, und mit innigem Dank genossen wir die Wohlthat der guten Menschen.

Als der Abend kam, bat uns der Heideläufer, mit ihm die Geburt des Heilandes zu feiern. Schnell waren die dürstigen Lichter angezündet, und nun gestaltete sich eine ergreifende Christfeier unter dem brennenden Weihnachtsbaume im einsamen Forsthause in der großen polnischen Heide! Herr Pfeffer, der ursprünglich Theologe ist, hielt eine herzbewegliche Ansprache, und als wir zum Schlusse anstimmten: „Vom Himmel hoch, da komm ich her,“ bis zum letzten Verse:

„Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn.
Des freuet sich der Engel Schar,
Und singet uns solch neues Jahr!“

da fühlten wir uns nicht mehr verlassen auf der Flucht, sondern wie Kinder im Vaterhause und mit unseren Wirten verbunden und eins im evangelischen Glauben! — —

Nachdem wir die Feiertage still und fromm verlebt hatten, schied zu Anfang des neuen Jahres Herr Pfeffer mit seinem Weibe von uns, um nach Neustädte! zu gehen, wo er eine Anstellung im Kirchen- oder Schulsach zu finden hoffte. *)

Wir konnten die Freunde leider nicht begleiten, denn der liebe Vater lag schwer krank darnieder. Die lange Wanderung in der Winterkälte hatte den Wunden nicht gut getan. Wachend

*) Da wir Joachim Pfeffer in dieser Erzählung nicht mehr begegnen, sei hier in Kürze sein ferneres Schicksal mitgeteilt: Es gelang dem vielgeprüften Glaubenshelden wirklich, in Neustädte! Anstellung zu finden, und zwar erwählte ihn die dortige evangelische Gemeinde zu ihrem Seelsorger. Allein auch hier sollte er sich nicht allzulange der Ruhe erfreuen. Er mußte abermals um seines Glaubens willen flüchten und zeigen, daß er der würdige Enkel seines Großvaters sei und sein einst an dessen Sarge getanes Gelübde treulich zu halten wußte! — In Lissa endlich kam er zur Ruhe und starb dort als Pastor der evangelischen Gemeinde, hochbetagt und hochgeehrt, am 21. April 1678. Sein jüngster Sohn, Paulus Pfeffer, wurde nachmals regierender Bürgermeister zu Budissin. Der Schreiber der inhaltreichen und zuverlässigen Schwiebusser Chronik, der erst 1800 verstorbene Pastor Knispel, schließt seinen Bericht über die Pfeffersche Familie wörtlich also: „Der jüngere Sohn dieses ehemaligen Schwiebusser Baccalaurii, Paulus Pfeffer, Doktor beider Rechte, war regierender Bürgermeister zu Budissin und nur erst ganz kürzlich verstorben, als ich An. 1742 in diese Stadt kam, um auf dem Gymnasio daselbst mein Studiren fortzusetzen. Ich bekam noch die Leichenpredigt zu lesen, die ihm der damalige Pastor Sekundarius und nachmalige Primarius zu Budissin, M. Lange, gehalten hatte. Sie handelte: ‚de desiderio infinito hominis finiti‘. Auch sahe ich eine gedruckte Sammlung von Liedern, die der Bürgermeister Pfeffer gedichtet hatte und die sehr erbaulich waren. Man wird mir diese Abschweifung vergeben: Es war mir ein ganz besonderes Vergnügen, einen so rührenden Beweis von der Vorsorge Gottes für eine Familie zu erfahren, die aus meinem Vaterlande ihren Ursprung hatte.“

Samuel Gotthilf Knispel,
Pastor zu Schwiebus.

und betend saß ich an des Teuren Lager. Ach Gott, wie würde alles enden! Konnte es denn des Herrn Wille sein, mir auch noch das letzte Gut zu nehmen, das ich besaß? Doch Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken! Nach wochenlangem, schwerem Leiden entschlief mein lieber Vater sanft im Herrn. Unter tausend Tränen habe ich ihn im polnischen Walde zur letzten Ruhe gebettet.

Mein frommer Wirt, der Heideläufer, zimmerte selbst den Sarg und half mir mit den Seinen, den Toten in aller Stille würdig zur Erde zu bestatten.

Vor seinem Ende hat mich der Heimgegangene noch mit vollem Bewußtsein gesegnet und mir aufgetragen, alles in dies Buch zu schreiben. Zuletzt machte er es mir zur heiligen Pflicht, sobald es angängig wäre, wieder nach Schwiebussen heimzukehren, damit, wenn Renatus kommen sollte, die Schwester ihn empfangen könnte. — —

Drei Wochen ist nun der liebe Vater schon tot, und ich sitze noch immer hier im Forsthaus, in der polnischen Heide. Mein Wirt, der Förster, meint, es sei noch nicht geboten, jetzt schon nach Schwiebussen zu gehen, denn was er bei seinem letzten Aufenthalte daselbst gesehen und gehört habe, sei wenig befriedigend. Die armen Evangelischen werden nach wie vor gedrückt und gequält, und die Lichtensteiner hausen noch immer in alter, schrecklicher Weise.

Von meinem lieben Renatus hatte der Heideläufer nicht das geringste in Erfahrung bringen können. Ich fürchte sehr, daß der Knabe überhaupt nicht mehr in Schwiebussen ist. Hanna Pfeffer, die der Forstläufer bei dieser Suche traf, hatte auch die Befürchtung ausgesprochen, daß mein Bruder wahrscheinlich schon längst in ein weit entferntes Kloster gebracht worden sei.

Als ich mir diese Möglichkeit vergegenwärtigte, da hätte ich vor Schmerz fast vergehen mögen. Der einzige Sohn des evangelischen Märtyrers im katholischen Kloster! Ach, Herr, erbarme dich! Schicke den herzlieben Bruder wieder heim! —

Schwiebussen, Weihnachten 1630.

So bin ich denn durch Gottes Gnade wieder in der Vaterstadt und im Vaterhause, das mir auf eine merkwürdige und rührende Weise erhalten worden ist. Der alte Haushälter, oder besser Hausfreund unser Familie, der schon zu Lebzeiten meines Großvaters Hof, Garten und Feld in Ordnung hielt, hat bei der nach unserer Ausweisung erfolgten Einziehung unserer Güter diese für sein erspartes Geld erstanden und treulich weiter bewirtschaftet. Als es mir nun Anfang November dieses Jahres durch Fürsprache einiger Freunde gelang, wieder in die Stadt zu kommen, empfing mich Jost mit Freuden und führte mich im Triumph in „mein Haus“, wie er sagte.

„Für Euch, Jungfrau Hanna, nur für Euch habe ich es ja erworben,“ sagte er schmunzelnd. „Ich konnte doch das Gut meines Herrn nicht in fremde Hände geraten lassen! Wenn sein einzig Kind wäre wiedergekommen und hätte als Bettlerin vor der nun fremden Schwelle des Vaterhauses stehen müssen, hätt' ich mir ja die Augen aus dem Kopfe geschämt! Nein, da nahm ich lieber meine paar ersparten Groschen und kaufte alles. Freilich, eine schlimme Bedingung war dabei,“ setzte der treue Alte verlegen hiezu, „aber ich hoffe, der Herr wird mir, um des guten Zweckes willen, verzeihen. Ich bekam das Haus nämlich nur unter dem Versprechen, daß ich mich von jetzt ab zur katholischen Religion halten wolle. Ich muß also fleißig zur Kirche gehen. Im Herzen natürlich bin ich ein treuer Lutheraner geblieben, und der Besuch der Messe usw. ist mir eine solche harte Strafe, daß ich gewiß glaube, Gott wird mir schon, um dieser Bönitzenz willen, mein Unrecht vergeben. Alle Tage bitte ich ihn wegen meiner Heuchelei demüthig um Verzeihung und lese nach jeder Messe desto eifriger in Bibel und Predigtbuch.“

Mir kamen die Tränen ob solch köstlicher Treue gegen das vierte Gebot, und ich drückte in herzlicher Dankbarkeit des Alten Hand. Ach, wir alle, die zur Zeit in Schwiebussen wohnten,

machten es ja um kein Haar besser, als dieser fromme, einfältige Greis! Auch wir wurden regelmäßig zum katholischen Gottesdienste getrieben, und jede Weigerung, selbst krankheitshalber, kostete Geld- und Gefängnisstrafen! — Ausgewiesen zwar wurde niemand mehr, denn Dohna fürchtete, daß sich die Stadt allgemach ganz entvölkern würde, da sich schon mehr als die Hälfte ihrer Einwohner freiwillig ins Brandenburgische geflüchtet hatte. Es war darum jetzt aufs strengste verboten, Schwiebussen zu verlassen, und die Lichtensteiner hielten strenge Wacht.

Wir standen ja ganz und gar in der Gewalt der katholischen Obrigkeit, die es an keinen Martern und Qualen fehlen ließ, uns ihrem Willen geneigt zu machen. Im Herzen jedoch war die ganze Gemeinde gut lutherisch geblieben, und wenn Kaiser Ferdinand, der andere, in seiner Antwort auf das Statutum schreibt, daß: „die uralte, römisch-katholische Religion in Schwiebussen wieder in einem guten Flor stünde,“ so ist daran kein wahres Wort! „Der Flor“ ist nur äußerlicher Schein, das weiß Herr Kadau ganz genau und verfährt darum mit äußerster Strenge. Trotzdem kann er nicht hindern, daß heimlich in der Nacht in Kellern und Scheunen evangelischer Gottesdienst gehalten wird, und die meisten Kinder von Herrn Tzetschnovius längst evangelisch getauft sind, wenn sie der katholische Pfarrer zur Kirche bringen läßt. Auch viele Paare hat unser Pastor auf diese Weise getraut, also daß, wenn Revision erfolgen sollte, es sich herausstellen würde, daß auch nicht ein einziger Schwiebussler vom lutherischen Glauben gefallen ist.

Von meinem herzlichsten Bruder Renatus habe ich, Gott sei es geklagt! nichts weiter erfahren können, als daß er wirklich von Schwiebussen fortgebracht worden ist. Wohin? weiß niemand zu sagen, und Hanna Pfeffer, die mir eine rechte Trösterin meiner Einsamkeit geworden ist, erzählte mir, daß sie umsonst versucht habe, des Knaben auch nur ein einziges Mal ansichtig zu werden.

Ich kann also nichts weiter tun, als die ganze traurige Sache dem Herrn überlassen und fleißig für den Verlorenen beten.

Zu dieser großen inneren Not und Bedrängnis hat sich im verflossenen Jahre wieder die böse Krankheit, die Pest, gesellt, und die Menschen sterben wie die Fliegen.

Auch eine schlimme Hungersnot haben wir gehabt, und die Katholischen thaten alles Mögliche, sich diesen Umstand zu nutz zu machen. Sie boten den Darbenden Geld und Brot an, wenn sie sich endgültig verpflichten wollten, katholisch zu werden. Doch ist, Gott sei Dank, kein Einziger auf diesen Handel eingegangen! Wir haben unsere Not dem Herrn befohlen, und der hat zur rechten Zeit geholfen!

Ostern 1631.

Kadau hat leider entdeckt, daß unser alter Primarius Tzet-schnovius im geheimen evangelische Amtshandlungen verrichtete! Der treue Greis mußte schwere Strafe leiden und wird nun in seinem Hause wie ein Gefangener gehalten.

Der große Krieg zieht sich jetzt auch in unsere Gegend, und unsere Herzen schlagen in Furcht und Hoffnung zugleich. Wird uns Gustav Adolf, der evangelische Schwedenkönig, der jubelnd begrüßte Retter vom römischen Joche, wird er auch uns Hilfe bringen? —

Vorläufig freilich empfinden wir nur die große Plage der fortwährenden Truppendurchmärsche und Einquartierungen von Kaiserl. Seite. Denn seitdem König Gustav Adolf Stettin, Garz und Greifenhagen eingenommen hat, ziehen sich die geschlagenen Kaiserl. Truppen immer mehr in unsere Gegend.

Zum Glück läßt die gegenwärtig noch immer in der Stadt herrschende Pest die Soldaten nie lange hier weilen. Voll Furcht und Grauen machen sie sich immer sobald als möglich von dannen. Aus diesem Umstande ersieht man wieder einmal, wie Gott selbst das Übel zum Guten wenden kann.

Weihnachten 1632.

Wir werden nach wie vor um des Glaubens willen geplagt, und es ist schon dahin gekommen, daß man die verstorbenen Protestanten nicht mehr auf dem, doch ursprünglich evangelischen Gottesacker beerdigen läßt. An Wegen und Zäunen, in Feld und Garten, werden sie ohne Sang und Klang eingescharrt! Nun, Gott der Herr wird am Auferstehungstage die Stätten schon zu finden wissen, wo seine treuen Bekenner schlafen!

Meiner guten Freundin Hanna Pfeffer ist große Freude und zugleich großer Schmerz zuteil geworden. Rittmeister Manuel von Lenzen, dessen Hand sie einst, trotz ihrer großen Liebe, um des Glaubens willen ausschlug, ist an einem Sommertage schwer verwundet bei der noch immer Geliebten eingekehrt und hat gebeten, bei ihr sterben zu dürfen.

Wer beschreibt der treuen Hanna leidvolles Glück! Tag und Nacht wick sie nicht vom Lager des Todwunden, der endlich sanft und still in ihren Armen starb. Vor seinem Ende hatte sie noch die traurige Genugthuung, ihn aus vollster Überzeugung zum Luthertume übertreten zu sehen.

Zu spät für ihr beiderseitiges, irdisches Glück! Doch Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und was er tut, ist immer wohlgetan!

Januar 1633.

Hanna Pfeffer ist ihrem Bräutigam in die Ewigkeit nachgefolgt! Als in den ersten Tagen des neuen Jahres die böse Pest mit erneuter Heftigkeit auftrat, erlag ihr auch die treue Armen- und Krankenfreundin. Wohl ihr! sie hat alles Leiden dieser Zeit überwunden!

März 1633.

Gestern wurde unser hochverehrter, alter Primarius, Herr Michael Tzetschnobius, in seinem Garten unter dem Birnbaume ohne Sang und Klang begraben. Gott schenke ihm die ewige Seligkeit!

Ach, wie gern hätten wir dem frommen, treuen Pastor ein ehrliches Begräbniß geschafft! Aber alle Bitten an zuständiger Seite waren vergeblich!

„Die Schweden kommen!“ Möchten sie uns Ruhe und Glaubensfreiheit bringen!

Ostern 1633.

Über Bitten und Verstehen hat der Herr unsere Gebete erhört! Wir haben volle Glaubensfreiheit! und indem ich dies niederschreibe, zittert meine Hand vor Freuden!

Der schwedische General Baudis, der Mitte März mit seiner gesamten Reiterei nach Schwiebussen kam, setzte gleich die katholischen Geistlichen ab und schaffte Ordnung in der Stadt. Die geflohenen und vertriebenen Bürger kehrten aus den Grenzstädten zurück, und der ganze Rat wurde wieder mit evangelischen Männern besetzt. Auch Abraham Hirschkorn kam mit den Seinen und nahm alsbald den Bürgermeistersitz ein.

Als auf diese Weise die gute, alte Ordnung wiederhergestellt war, berief man vor allen Dingen den vertriebenen Herrn Diaconus Gebel zurück und machte ihn zum Pastor Primarius.

Wie damals an jenem betäubten Scheidetage die Bürger ihrem Seelsorger fast bis Willkau das Geleit gegeben hatten, so zogen sie ihm jetzt nun wieder in freudiger Hast entgegen. Ein vielhundertstimmiges: „Willkommen!“ erscholl, als man des Wagens mit den lieben Reisenden ansichtig wurde. Als das Gefährt hielt, trat Abraham Hirschkorn mit dem Magistrat heran und sagte freudestrahlend: „Gott zum Gruß, Herr Magister! Der Herr segne Euren Eingang!“

Da sprang Gebel vom Wagen und fiel dem alten Freunde freudeweinend um den Hals: „Gott sei ewig Preis und Ehre, daß er uns diesen frohen Tag geschenkt hat!“ Nun begann ein freudig Grüßen hin und her, und auch Frau Dora und die beiden Kinder bekamen ihr reichlich Teil.

„Gottwillkommen allesamt in der lieben Heimat!“ rief Hirschkorn

und reichte der „verehrten Frau Gevatterin Gebel“ und seinem Patenkinde, Katharina Baptista, fröhlich die Hände. Langsam bewegte sich nun der ganze Zug nach der Stadt zurück.

Als man am Kreuzzthore ankam, begannen alle Glocken zu läuten, und Hirschkorn stimmte an:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen!
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!“ usw.

Brausend fiel die ganze Gemeinde ein; und so unter den Klängen des Schutz- und Trutzhiedes Dr. Luthers zogen die um ihres Glaubens willen Vertriebenen in tiefster Bewegung in die Heimat ein.

Am andern Tage fand der erste, evangelische Gottesdienst statt und gestaltete sich zu einer allen Teilnehmern unvergeßlichen Dank- und Siegesfeier! Freudeweinend saß Jung und Alt in den Bänken, und als Gebel die Kanzel bestieg, erscholl es, wie aus einem Munde:

„Herr Gott! Dich loben wir,
Herr Gott! wir danken Dir!“

Den Text zur Predigt lieferte dem Hrn. Pastor des einstigen Schwiebusscher Rektorats, Jakobus Ebertus (der nachgehends Doktor und Professor der Theologie zu Frankfurt a./O. wurde) bekanntes Lied: „Du Friedefürst, Herr Jesu Christ.“

Am Nachmittage des denkwürdigen Sonntages fand dann noch eine ergreifende Feier statt: Auf Befehl des schwedischen Generals, der noch in der Stadt weilte, sollte unser verstorbener Primarius Tzetschnovius, dem unter katholischem Regimente ein ehrlich Begräbniß verweigert war, ausgegraben und nun mit allen kirchlichen Ehren in der Pfarrkirche neben seinen vorangegangenen Amtsbrüdern beigesetzt werden. Der Bürgermeister hatte dazu schon alles Nötige vorbereiten lassen, und zur bestimmten Stunde zogen unter dem Geläute der Glocken Geistlich=

keit, Magistrat und Schule, nebst vielen schwedischen Soldaten, nach dem Ruheplaze des alten Pastors. Der Totengräber und seine Gehilfen öffneten das Grab, und bald war der Sarg herausgehoben und von der Erde gereinigt. Nun nahmen die Träger den Schrein auf ihre Schultern, und unter fortwährendem Geläute, ging der Zug nach der Pfarrkirche, wo die Gemeinde bereits vollzählig versammelt war.

Primarius Gebel hielt dem heimgegangenen Amtsbruder über: „Ei, du frommer und getreuer Knecht“ eine gar erbauliche Grabrede, und manch Auge wurde naß um den alten, langjährigen Seelsorger. Nach beendeter Feier setzte man den Sarg unter dem Altare der Kirche neben Jakob Schickfuß und Magister Pfeffer bei. Möge der müde Leib des Gottesmannes in Frieden dort ruhen bis zum Tage der Auferstehung!

Am Abende dieses ersten evangelischen Sonntages ging ich zu meiner Freundin, Frau Dora Gebel, der ich alle Begebnisse der letzten Jahre ausführlich erzählen mußte. Bitterheiße Tränen weinte sie, als ich vom Tode ihres lieben Pflegebruders Manuel von Lenzen und seiner Braut Hanna Pfeffer berichtete.

„Ach, warum erkannte der fromme Katholik nicht eher die Wahrheit des Evangeliums!“ seufzte sie. „Dann konnte Manuel seine Hanna heiraten, gab das wilde Soldatenleben auf und lebte jetzt vielleicht mit seinem holden Weibe in Glück und Zufriedenheit auf dem väterlichen Erbgute!“ —

Weihnachten 1634.

In ziemlicher, äußerer Ruhe und vollster Glaubensfreiheit haben wir die letzten beiden Jahre verlebt! Wer niemals Glaubensnot und -verfolgung erlitten hat, kann sich unmöglich vorstellen, wie hoch wir die freie Ausübung des lutherischen Bekenntnisses schätzen!

Alle Unbequemlichkeiten und Lasten des Krieges sind leicht zu tragen im Vergleiche mit der Schreckenszeit unter den Dichtensteinern! Und obgleich die immerwährende Einquartierung keines-

wegs zu den Annehmlichkeiten zählt, wollen wir solches alles gern leiden, wenn uns nur fernerhin die Glaubensfreiheit erhalten bleibt!

Von meinem Bruder habe ich bis jetzt trotz aller getanen Nachforschungen auch nicht die geringste Nachricht erhalten können! O, wie schwer ist doch der Gedanke zu ertragen, daß er widerstandslos römischer Gewalt und römischen Einflüssen anheimgegeben ist!

Weihnachten 1637.

Daß Gott erbarm! was haben wir doch im verflossenen Jahre für Elend ausstehen müssen!

Ich saß am Abend des 6. Juli 1637 ahnungslos bei Dora Gebel. Da ertönte mit einemmal auf der Straße ein wüstes Lärmen und Geschrei, und als wir erschrocken zum Fenster hinaussahen, zog eben ein ansehnlicher Zug Soldaten plündernd und raubend durch die Stadt. Wie wir nachher hörten, waren es Soldaten des Generals Bannier, die auf dem Rückzuge begriffen, fengend, mordend und brandschlagend das Land durchritten.

Voll Schrecken steckte der Primarius gleich uns Frauen und Kinder in einen großen, verborgenen Wandschrank, dann schritt er ruhig den schlimmen Gästen entgegen. Die fingen auch gleich in einer Weise zu haufen an, daß uns himmelangst wurde. Alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde davon geschleppt, und als die Räuber endlich abgezogen, standen wir vor einer geradezu unglaublichen Verwüstung!

Vom Pfarrhause aus begab sich die wilde Horde nach der Kirche und plünderte auch diese rein aus. Was noch sonst für Schandtaten von den Schweden verübt wurden, will ich hier übergehen! Ich wagte mich an jenem Abende überhaupt nicht nach Hause, sondern blieb bei Gebels, bis die schlimmen Gäste fort waren. Wie ich mein Heim wieder fand, kann man sich ungefähr denken! Es brauchte Wochen, ehe einigermaßen Ordnung geschafft wurde!

Und doch war diese Blünderung noch lange nicht die schwerste Züchtigung, die uns traf! Ach, von neuem sollten wir der nur so wenige Jahre genossenen Religionsfreiheit beraubt werden! Die Kaiserl. Truppen gewannen schon im Sommer in unserer ganzen Gegend die Oberhand, und nach und nach verbreitete sich das traurige Gerücht, daß es mit dem evangelischen Leben in Schwiebussen nun bald ein Ende haben würde.

Und so war es leider Gottes auch. Bereits am 29. September 1637 empfangen sowohl der Magistrat als auch der Pfandesinhaber drohende Befehle, die lutherischen Geistlichen, Herrn Gebel und seinen Diakonus Michael Schönknecht, abzusetzen und dem katholischen Pfarrer Peter Stadau die Kirche einzuräumen.

Zur nachdrücklichen Unterstützung dieser Forderung langten auch alsbald Kaiserl. Soldaten an. Bereits am 4. Oktober 1637 war alles wieder in katholischer Gewalt, und Gebel mit den Seinen abermals auf der Flucht!

So war denn also wieder die vorige schreckliche Zeit der Religionsverfolgung in Schwiebussen eingelehrt! Dazu plagte uns die kaiserliche Einquartierung unter dem General Peter Gölke, die Ausgang dieses Jahres auch noch nach der armen Stadt kam, auf eine fürchterliche Art und Weise!

Manch einer will jetzt verzagen und meint, solch doppelt Elend sei auf die Dauer nicht zu ertragen! Nun freilich, wenn wir nicht noch den starken Helfer da droben hätten, möchte man den Kleinmütigen recht geben!

„Aber Deine Güte Herr, macht es, daß wir noch nicht gar aus sind!“

Gott hat uns auch äußerlich nicht ohne Trost und Auf- richtung gelassen!

Herr Primarius Gebel, unser treuer Seelsorger, hat es diesmal nicht über's Herz gebracht, die arme Gemeinde ganz zu verlassen. Er hat die Seinen von Wilkau aus allein nach Müncheberg geschickt, und ist selber beim Pfarrbauer in Wilkau geblieben.

Von dort aus kommt er jeden Sonnabend, unter allerlei Verkleidung, in die Stadt und hält hie und da in den Häusern Gottesdienst. Ja, er hat sogar gewagt, am hellen Tag eine alte Kranke aufzusuchen und ihr das heilige Mahl zu spenden!

Wöchte er nur recht, recht lange unentdeckt seinen heimlichen, gesegneten Weg gehen können! Zwar die Verkleidung, die der mutige Mann gewählt hat, ist ausgezeichnet gelungen, so daß selbst die besten Freunde ihn nicht zu erkennen vermögen, ehe er redet. Als er das erstemal, als alter Bauernknecht, mit einem Sacke Kohl zu Abraham Hirsckorn in die Stube trat, wies dieser den Eindringling unwillig hinaus. Da nahm Gebel die weiße Perücke ab, und nun erkannte der andere mit unendlicher und großer Freude den werten Gast.

Die Folgen dieser Hirtentreue unseres Seelsorgers sind natürlich nicht ausgeblieben, und Herr Kadau beklagt sich bitter über die Starrköpfigkeit der keckerischen Gemeinde. Ich glaube es gern! Der arme Mann hat nicht viel Freude an seinen erpreßten Pfarrkindern! Kein Sonntag vergeht, ohne daß er nicht die Kaiserliche Obrigkeit entbieten müßte, ihm die leere Kirche mit Gewalt zu füllen!

Weihnachten 1638.

Mehr denn ein Jahr lang hatte Herr Gebel die Gemeinde in evangelischer Weise versorgt, ohne daß die römischen Geistlichen dahinter kamen. Endlich jedoch traf es sich so unglücklich, daß die Gegenpartei seine Anwesenheit in Schwiebussen entdeckte. Doch gelang es ihm, Gott sei Dank, sich noch beizeiten in Sicherheit zu bringen!

Acht Wochen lang hielt er sich in der Umgegend verborgen. Dann erschien er wieder in der Stadt, und diesmal derartig unkenntlich, daß ihn selbst seine eigne Mutter nicht erkannt hätte. Die blonden Haare waren kurz verschnitten und schwarz gefärbt, und Kinn und Lippen bedeckte ein ebenfalls schwarzer Knebelbart. Gekleidet war er in das buntfarbige, abenteuerliche Gewand der

reisenden Doktoren und Zahnbrecher. Auch geberdete er sich ganz und gar nach Art dieser Leute.

Sehr zu statten kam dem „Herrn Dr. van Bleeg“, so hatte er seinen Namen verdreht, daß die Stadt abermals von schwerer Krankheit heimgesucht und darum jede Hilfe willkommen war. So mietete er sich denn ganz offenkundig in einer Herberge ein und besuchte von dort aus alle Tage seine Kranken, denen er auf diese Weise ein geistlicher und leiblicher Helfer wurde, da er vor der Theologie wirklich die Arzneikunde studiert hatte!

Julii 1639.

Der Primarius ist abermals in seinem segensreichen Wirken entdeckt worden, aber Gott sei Dank, auf wunderbare Weise entkommen!

Wochenlang lebte „Dr. van Bleeg“ hier in aller Ruhe, und selbst die zugezogenen Katholiken lobten seine Tüchtigkeit, ohne eine Ahnung davon zu haben, wer in dieser Hülle steckte. Da kam eines Tages eine Abteilung Kaiserlicher in die Stadt, und noch am selben Nachmittage sah Gebel etliche davon mit mehreren katholischen Einwohnern nach der Pfarrkirche ziehen. In unerklärlicher Neugier schloß er sich dem Zuge an und war auch bald nicht mehr im Zweifel, was der Zweck dieses Ganges sei.

In das Grabgewölbe der Kirche, wo die treuen evangelischen Pastoren den letzten Schlaf schliefen, wurden die Fremden geführt, und die zugezogenen Schwiebuser Katholiken machten nun den Vorschlag, die Verstorbenen in ihrer Ruhe zu stören und in irgend einem Garten zu vergraben.

Gebel erschraf furchtbar. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, die Ruhe der frommen Männer gestört zu wissen, und in der unvorsichtigsten Weise sprach er seine Entrüstung über solches Vorhaben aus.

Mißtrauisch sahen ihn die Katholiken darob an, und einer sagte unwillig: „Was gehen Euch diese Reker an, Herr Doktor? Warum ereifert Ihr Euch ihretwegen?“

„Weil es Christenpflicht ist, die Toten, welcher Glaubens und Standes sie auch sind, in ihrer Ruhe zu lassen,“ entgegnete der Pastor ernst.

„Ach was, mit Ketzern ist das eine andere Sache,“ rief der verblendete Mann, und drang mit seinen Genossen stürmisch auf den kaiserlichen Offizier ein, ihnen zu willfahren.

In größter Aufregung hörte Gebel alles mit an! „Herr, Herr! laß es nicht zu!“ betete er inbrünstig.

Und siehe da! Der vernünftige Offizier wies die Sprecher zur Ruhe und sagte ernsten Tones: „Laßt diese Toten ruhen! Gott hat sich das Gericht über sie vorbehalten!“*)

Ein leises: „Gott sei Dank!“ entschlüpfte des Pastors Lippen, argwöhnisch aufgefangen von den Katholiken, die ihn von nun an mit mißtrauischen Blicken beobachteten.

Zwei Tage darauf, als er ahnungslos zu einem Kranken ging, legte sich plötzlich von hinten eine schwere Hand auf seine Schulter, und eine höhnische Stimme rief: „Haben wir dich endlich, du verfluchter Ketzerspaff!“

Doch in schneller Geistesgegenwart schüttelte Gebel die Hand ab und sprang in eine Hintergasse, von wo aus er, durch Gärten und Höfe, die Straße nach Wilkau erreichte. Doch bald waren ihm auch die Verfolger hier auf den Versen, und schon gab er sich verloren. Da wurde ihm ein Sturz in eine Fuchsgrube zur Rettung! Während er zum Tode erschöpft in dem tiefen Loche lag, eilten die Verfolger rechts und links an ihm vorbei. Bis zum späten Abende blieb er in der Grube liegen, dann ging er vorsichtig nach Wilkau, wo er erfuhr, daß man bereits allenthalben nach ihm geforscht habe. Nun sah er mit Trauer ein, daß seines Bleibens hier nicht länger war, und machte sich noch in derselben Nacht auf den Weg nach Müncheberg zu den Seinen, die er länger denn ein und ein halbes Jahr nicht mehr gesehen

*) Eigene Worte des kaiserlichen Offiziers!

hatte. Von Müncheberg aus schickte er uns durch einen treuen Mann Botschaft von seiner glücklichen Ankunft.

Weihnachten 1639.

Heut, als am Weihnachtsheiligabend 1639, hat der Herr unser Gott der hartbedrängten evangelischen Gemeinde von Schwiebusen unbeschreiblich große Freude gewähret!

Wir haben wieder Glaubensfreiheit! Mein Herz geht in Sprüngen, und fast ist es mir wie ein Traum, daß ich soeben aus dem ersten, öffentlichen, evangelischen Gottesdienst zurückgekommen bin.

Der General Lilienhoeft, der im Herbst mit seinen Truppen hier einrückte, setzte alsbald den katholischen Geistlichen ab und berief unsern Primarius Gebel aus Müncheberg zurück. Heut mittag ist der treue Mann, zur Freude der ganzen Gemeinde, aus der Fremde zur Heimat gekehrt, und heut abend hat er uns die Christnacht gehalten!

War das ein ergreifender Gottesdienst! So lange ich lebe, werde ich diese Stunde nicht vergessen!

Schon lange, ehe die Glocken riefen, war das weite Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt und strahlte im Glanze der unzähligen Weihnachtslichter, denn nach guter, alter Sitte hatte ein jeder Besucher seine Christkerze mitgebracht und angezündet. Gleich vorn in den Bänken saßen viele schwedische Offiziere und Soldaten, allen voran General Lilienhoeft.

Nachdem das Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her,“ zu Ende gesungen war, bestieg Gebel die Kanzel, und hielt über den Engelspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ eine herzbewegliche Predigt.

Zum Schluß sangen wir alle stehend:

„Ein' feste Burg ist unser Gott.“

In manch ernstem Männerauge sah ich bei dem hehren Gesange versthohlene Freudentränen blinken. Denn ob es gleich kein

Weihnachtslied war, so paßte doch gerade heute an diesem Freudentage nach langer, bitterer Glaubensverfolgung, kein ander Wort besser auf uns, als der herrliche Schluß des Lutherliedes:

„Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib!
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn!
Das Reich muß uns doch bleiben!“

Ach, mein Gott, was hätte ich doch darum gegeben, wenn ich in dieser köstlichen Stunde meinen herzlieben Bruder auf dem Jünglingschore gewußt hätte! Immer, immer noch keine Spur von dem schmerzlich Vermißten! Elf Jahre waren es neulich, daß er mir entrissen wurde; zweiundzwanzigjährig ist er nun, und da sollte er wohl jetzt soviel Willen und Verstand haben, die fremden Fesseln zu zerreißen!

Manchmal zweifle ich überhaupt an seinem Wiederkommen. Vielleicht ist er schon längst gestorben, während die alternde Schwester Tag und Nacht seiner Wiederkehr harrt! Aber nein, er muß heimkommen! Es kann gar nicht anders sein! Sollte Gott nicht hören das Schreien seiner Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen? „Ja, Herr, ich glaube! Du wirst ihn erretten in einer Kirzle!“

Weihnachten 1640.

In Kriegsunruhe und Plage ist das verflossene Jahr vergangen. Manchmal wurde es schier zuviel, aber dann trösteten wir uns mit der köstlichen Glaubensfreiheit und dankten Gott von Herzen für dies höchste Gut! Ach, was ist es doch jetzt wieder für eine Lust, in die Kirche zu gehen!

Die Stadt ist übrigens so ziemlich aufgebaut. Ich habe nämlich in dem Unglücke und Gewirr ganz vergessen, zu melden, daß am 1. Oktober 1640 abermals ein großes Feuer in der Stadt wütete und siebenundvierzig Häuser in Asche legte. Der Brand entstand in dem Gehöfte der Frau Tobias Mößnerin durch

die Unvorsichtigkeit eines Leibschützen des Kapitäns Kämpfendorf. Was für Jammer dadurch angerichtet wurde, ist leicht zu ermessen! Da meines Vaters Haus wiederum verschont geblieben, nahm ich so viel Obdachlose auf, als nur irgend Platz hatten.

Weihnachten 1642.

Wieder die alte Geschichte! Tagtäglich Einquartierung das ganze Jahr hindurch!

Da der Generalmajor Stallhaus mit einem Schwedischen corps d'Armee über elf Monate im Kreise lag, hatten wir unausgesetzt von seinen Völkern unliebsamen Besuch. Dann kamen die Polackischen und Silienhoedischen Regimenter in die Stadt und quartierten sich auf 19 volle Wochen ein! Es ist ein reines Wunder, wo immer noch die Nahrung für so viel Menschen und Vieh herkommt!

Im August kam die ganze schwedische Armee von Glogau heruntermarschirt und lagerte in der Gegend. Die Kaiserlichen versuchten nun, Glogau zu nehmen, konnten aber nichts ausrichten.

Am 18. August ging eine Kaiserliche Partei mit 500 Pferden durch die Stadt und aßen alles auf, was an Nahrungsmitteln vorhanden war. Kaiserliche und Schweden wechseln immer ab, und nach einem jeden derartigen Besuche ist man um so und so viel ärmer geworden!

Weihnachten 1644.

Die freie Religionsübung dauert, Gott sei Dank, fort und so können wir das andere, was uns an Kriegslasten aufgelegt ist, wohl in Geduld tragen!

Als im August 1643 der Kaiserliche General Krafau mit 13 Regimentern aus Böhmen nach Frankfurt a. O. und dann Pommern marschirte, nahm er seinen Weg auch über Schwiebusen. Ihm folgte am 20. September desselben Jahres der schwedische General Königsmark mit einem Armeekorps. Als dieser mit seinen Truppen nach einigen Tagen abzog, war in der

ganzen Stadt weder Fleisch, Brod, noch Korn aufzutreiben! 1644 quartierte sich das gesamte Lilienhoeck'sche Regiment viermal auf Wochen bei uns ein und verursachte uns viel Beschwerden.

Weihnachten 1646.

Es ist merkwürdig, was eine Stadt aushalten kann, ehe sie zu Grunde geht! Wenn man zusammenfasset, was wir in den Kriegsjahren an Einquartierung, Plünderung, Feuer, Raub und Mord gelitten haben, kann ich mich nicht genug wundern, daß man immer noch lebt und satt zu essen hat!

Im Jahre 45 und 46 ging es ganz besonders schlimm in Schwiebussen zu; wollte ich alle Einzelheiten erzählen, so könnte ich Bücher voll schreiben! Als wir 1646 die geforderte Fourage und Kontribution wegen Unvermögens nicht leisten konnten, bekamen wir militärische Exekution, die auf eine fürchterliche Weise in der Stadt hauste! Es geschahen Greuel, die niemand nach-erzählen kann! Wer mit dem bloßen Leben davontkam, dankte Gott.

Zu allem andern Unglücke geriet auch in diesem Jahre nicht die Ernte, so daß überall Noth und Jammer herrschte!

Weihnachten 1648.

1647 und 1648 waren, wie alle vorigen Jahre, für uns Angstjahre! Jetzt ist, Gott sei Lob und Dank, Friede, aber noch bis zum letzten Augenblicke des Kampfes haben wir fürchterliche Plagen ausstehen müssen! Schweden und Kaiserliche wetteiferten, uns Übels anzutun!

Nun, es ist ja alles überstanden, und wir wollen nicht weiter klagen, sondern dem Herrn für seine gnädige Bewahrung in aller Gefahr von ganzem Herzen Dank sagen!

Möge er in Gnaden geben, daß wir bei wiederhergestellter Ruhe und den alten Verhältnissen auch unsere Religionsfreiheit behalten dürfen!

Januar 1649.

Großer Gott! Dir sei ewig Lob und Dank! Mein Bruder ist heimgekehrt! Raum vermag ich die Freude zu fassen!

Allein und in Erinnerung verloren, saß ich am Abende des Dreikönigstages am flackernden Kaminfeuer. Da pocht es mit einem Male an die Thür, und ehe ich noch rufen konnte, trat ein großer, dunkelgekleideter Mann herein. Schweigend, wie um Erlaubnis fragend, blieb er an der Schwelle stehen, und betroffen forschend blickte ich auf den seltsamen Eindringling.

Da nahm er die weit herabfallende Kappe vom Haupte, und nun beschien das Licht hell sein schönes, trauriges Gesicht mit den dunklen Augen. Allmächtiger! Wie wurde mir da mit einemmal zumute.

„Renatus!“ schrie ich laut.

Da lag der Heimgekehrte weinend zu meinen Füßen. „Schwester Hanna, kannst du mir vergeben! Darf ich bei dir bleiben?“

Lachend und weinend vor Freude schlang ich meine Arme um des schmerzlich Betrauernten Hals. „Gottwillkommen daheim, mein Bruder! Der Herr segne deinen Eingang!“

Da küßte er meine Hände, und sein vordem so düsteres Gesicht hellte sich wunderbar auf.

„Und du fragst nicht, mit welcher Gesinnung ich das Haus meiner Väter betreten habe?“

Ich lachte froh.

„Was soll ich fragen? Daß du überhaupt wiederkommen bist, ist mir Bürgschaft genug. Und nun wollen wir vorläufig nicht weiter darüber sprechen, denn du bist erschöpft und hungrig, und es ist billig, daß ich dir ein Mahl bereite, wie es sich für den heimgekehrten Sohn dieses Hauses schickt.“

„Sage lieber ‚für den verlorenen Sohn‘,“ schaltete Renatus traurig ein.

„Nein, für den Wiedergefundenen!“ rief ich und schaute glücklich in des so lange Entbehrten Gesicht.

Da nickte er leise. „Wiedergefunden, ja wiedergefunden! Gott sei Dank dafür!“

Ehe ich ging und alles für den Bruder einrichtete, holte ich

meinen treuen Freund und Hausgenossen, den fast neunzigjährigen Host herbei und weidete mich an der Freude des lieben Greises. Mein Vater konnte über die Rückkehr seines Sohnes glücklicher sein, als dieser fromme, alte Knecht!

Nach geschehener Abendmahlzeit nahm ich das Hausbuch und übergab es, nach des seligen Vaters Geheiß, Menatus. Der ergriff es mit zitternden Händen und ging still damit auf sein Zimmer.

Als er am andern Morgen herunterkam, waren seine Augen trübe vom Wachen und Weinen.

„Ich habe alles gelesen, Hanna,“ sagte er traurig. „Hier, nimm das Hausbuch wieder und führe es im Sinne der frommen Vorborden weiter, denn niemals soll meine, des gewesenen Abtrünnigen Hand, ein einzig Wort hierin schreiben.“

Umsonst versuchte ich ihn umzustimmen. Er blieb fest bei seiner Meinung, und so mußte ich ihm endlich zu Willen sein.

Nachher erzählte er mir unaufgefordert sein ganzes Leben, vom Tage der Entführung an bis heute. Großer Gott! was kam da alles zur Sprache! Von welchen Ränken, Listen, schrecklichen Greueln und andern bösen Dingen mußte ich hören!

Unmöglich kann und darf ich in diesem Familienbuche alles ausführlich wiedergeben! Nur so viel, als zum Verständniß nötig, sei hier von meines armen Menatus Leben und Leiden erzählt.

Als er damals an jenem verhängnisvollen Tage von der katholischen Obrigkeit widerrechtlich zurückbehalten wurde, war dies keineswegs mit seinem Willen geschehen. Nur angedrohte, harte Strafe und auf der andern Seite lockende Versprechungen ließen endlich seinen Widerstand aufhören. Da man dem armen Jungen alle Tage fälschlicherweise versprach, er solle bald wieder zu Vater und Schwester gebracht werden, wurde er schließlich ruhiger und sein angeborenes, fröhliches Wesen gewann die Oberhand.

Diese Stimmung benutzte Kadau, um den Knaben zu einer förmlichen Erklärung seines Übertritts zur römischen Kirche zu

nötigen. (War dies nämlich geschehen, so hatte nach damaliger, himmelschreiender Rechtsverdrehung der evangelische Vater nicht den geringsten Anspruch mehr auf sein katholisch gewordenes Kind.) Doch diesmal hatte sich der Pfarrer verrechnet! Keine Gewalt vermochte Renatus zur Unterschrift zu bewegen, und Kadau sah ein, daß er sich in dem Leichtsinne getäuscht hatte. Es mußten andere Wege zur Gewinnung dieses Kindes getan werden!

Wenige Tage darauf erhielt Renatus zu seinem Abendbrote ein Glas Wein. Nach Knabenmanier stürzte er es in einem Zuge hinunter und merkte zu spät den sonderbaren Nachgeschmack des Getränkes. Doch ehe er lange darüber nachsinnen konnte, überfiel ihn eine unbeschreibliche Müdigkeit und er schlief ein.

Als er erwachte, sah er sich verwundert um und ein entsetztes: „Wo bin ich?“ entfuhr seinen Lippen. Mit noch zwanzig gleichaltrigen Knaben lag er in einem großen Schlaffsaale, dessen vergitterte Fenster auf einen von hohen Mauern umgebenen Hof gingen.

Lachend und schwachend umringten die andern Jungen den erschrocken um sich starrenden neuen Kameraden. Aber dieser verstand weder ihre, noch sie seine Sprache. Erst als er in lautes Weinen ausbrach, lief einer hinaus und kam bald darauf mit einem finster aussehenden Manne zurück. Der trat auf Renatus zu und bedrohte ihn heftig, ruhig zu sein. Auf die verzweifelten Fragen und Bitten des armen Knaben gab er keinerlei Antwort, und erst als er fortging, sagte er auf deutsch: „Sowie du vernünftig bist und versprichst, zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, sollst du wie ein Prinz gehalten werden. Andernfalls haben wir für Widerspenstige genug Schreckenskammern.“

Mehrere Tage blieb Renatus trotz aller Drohungen fest. Als man aber Ernst machte und ihn die Folterkammer sehen ließ, da brach der Widerstand des kaum Zwölfjährigen. Geduldig ließ er alles über sich ergehen und wurde nun feierlich in die katholische Kirche aufgenommen.

Von da an hörten alle Quälereien auf und er hatte äußerlich ein herrliches Leben, dessen Genüsse nur von Zeit zu Zeit durch die Stimme des Gewissens beeinträchtigt wurden. Die Bilder von Vater und Mutter erschienen vor seinem geistigen Auge und ließen ihn, ob seines Abfalls, nicht zur Ruhe kommen. Befriedigung für Geist und Seele fand der Heranwachsende in den toten Ceremonien der römischen Kirche immer weniger, und in den einsamen Stunden der Nacht suchte er sich oftmals die Lehren seines väterlichen Bekenntnisses ins Gedächtnis zurückzurufen. Allein dies gelang ihm nur ungenügend, und der dadurch entstehende Zwiespalt trieb den Armen immer wieder von neuem in die ihm reichlich zu Gebote stehenden Zerstreuungen und Genüsse.

Renatus war nämlich in dem böhmischen Kloster, in das man ihn zuerst brachte, nur wenige Jahre geblieben. Als man seine glänzende Begabung erkannte und seiner Gesinnung vollkommen sicher zu sein wähnte, schickte man ihn in eine große, berühmte katholische Erziehungsanstalt, wo er neben bedeutendem äußerem Wissen auch das Gift des im geheimen hier herrschenden Unglaubens einsog. Aber das machte weiter nichts aus, wenn man nur äußerlich der katholischen Kirche anhing und diente! Ungläubig durfte man sein, aber beileibe nicht lutherisch-gläubig! —

Auf Bestimmung seiner Oberen studierte Renatus die Rechtswissenschaften, weil man sich in diesem Fache bei seiner Begabung und Redegewandtheit den meisten Nutzen von ihm für die Kirche versprach.

Die Schilderung der Studienjahre mit der sich daran schließenden Zeit voll Sinnengenuß, Leichtsinn und Gottlosigkeit war für mich bitter schmerzlich zu hören! Alles, alles war den jungen Leuten erlaubt, wenn sie nur dabei stets der katholischen Kirche und Geistlichkeit die Ehre gaben!

Ich mußte lebhaft daran denken, daß mein teurer Vater einst gesagt hatte: Renatus würde erst durch viel Noth, Anfechtung und Fall hindurchgehen müssen, ehe er sich das von seinen Vätern,

durch Blut und Tränen, erworbene Kleinod der reinen Lehre im Geist und in der Wahrheit zu eigen machen würde! O, wie wörtlich ist doch dieser Ausspruch in Erfüllung gegangen!

Tief, tief ist mein armer Bruder gefallen! Er hat seinen Glauben verleugnet, er ist ein Spötter geworden, er hat die, deren Bekenntnis er früher angehörte, verfolgt! Aber trotz alledem hat der Herr unsere Gebete erhört und hat ihn nicht verloren gehen lassen! Pastor Gebel, der mit den Seinen meine Freude teilte und eine lange Unterredung mit dem Heimgekehrten hatte, sagte mir, er habe nicht oft eine so tiefe, demütige und lebendige Erkenntnis des Heils wie bei Menatus gefunden! Ach, wie glücklich machte mich dieser Ausspruch! — Wie aber ist er endlich zur Wahrheit gekommen?

Er hatte einst über einen Ketzer, einen Lutheraner, zu Gericht zu sitzen und versuchte, ehe der Mann der Folter übergeben wurde, ihn durch alle Künste seiner glänzenden Beredsamkeit für die katholische Kirche zu gewinnen. Mit glühenden Farben schilderte er die Herrlichkeit des Papsttums und seiner Anhänger und als der Gefangene zu lächeln begann, meinte er gewonnen zu haben.

Und was war die Antwort des armen, Folter und qualvollen Tod vor Augen habenden Ketzers: „Gebt Euch keine Mühe, Herr Doktor. Ich weiß, an wen ich glaube, und ich weiß auch, daß Ihr an nichts glaubt! Und da sollte ich meinen köstlichen, beseligenden und seligmachenden lutherischen Glauben für ein von Euch selber nicht aus Überzeugung, sondern nur um der Ehre willen verteidigtes Bekenntnis hingeben? Nun und nimmermehr! Lieber eines zehnfachen Todes sterben! Obgleich ich glaube, daß wirklich fromme und überzeugungstreue Katholiken ebenso wie ich selig werden können, so weiß ich doch auch ganz gewiß, daß ich selber nur im Luthertume und aus Gnaden selig werden kann! Wehe dem, der aus Todesfurcht, oder gar um irdischer Vorteile willen, seinem Bekenntnisse untreu wird!“ —

Des gefesselten Mannes Augen leuchteten, als er solches sprach, der Richter aber mußte seinen Blick verwirrt zu Boden schlagen.

„Wehe dem, der um irdischer Vorteile willen seinem Bekenntnisse untreu wird!“ Wie ein Schwert ging dieses Wort durch des Abtrünnigen Herz und ließ es nicht mehr zur Ruhe kommen! Selbst im betäubendsten Rausche der Weltlust hörte er des Märtyrers Rede und sah seine gaubensvoll leuchtenden Augen.

Da hielt er es endlich nicht länger aus! Bei Nacht und Nebel schlich er in die Zelle des Gefangenen und ließ sich von ihm das Licht des Evangeliums anzünden! Ach, wie wohl und wehe wurde da seiner armen Seele! Mit Freuden warf er den erborgten Unglauben von sich und erkannte demüthig seine große Schuld. Gern und willig ließ er, der Gelehrte, sich von dem armen Handwerker unterrichten und zum rechten Glauben zurückführen.

Und nun regte sich in ihm auch wieder die Sehnsucht nach Heimat und Vaterhaus. Als ihm die rechte Stunde gekommen schien, entwich er heimlich mit seinem Lehrmeister und wandte sich über die Grenze nach Schlesien.

Februar 1649.

Wie ist doch Renatus so ernst und still geworden! Von dem früheren leichtlebigen und leichtfertigen Wesen besitzt er keine Spur mehr. Nun, mir ist er gerade so besonders lieb, weiß ich doch, daß ihm sein evangelischer Glaube zur Herzenssache geworden ist, und daß er ihn in Noth und Tod nicht wieder verleugnen wird. — — —

In der Freundschaft herrschte erst großes Staunen über des längst Totgeglaubten Heimkehr, und manch einer sah ihn mißtrauisch an. Jetzt aber ist der kluge und stets gefällige Rathgeber bei allen beliebt, und jedermann glaubt, daß er ein aufrichtiger Protestant ist.

13. April 1649.

Heute nachmittag haben wir unsern verehrten Seelsorger, Herrn Primarius Johannes Baptista Gebel, zur letzten Ruhe getragen.

Nach kurzer Krankheit ist der fromme Mann am Ostermittwoch sanft im Herrn entschlafen. Groß ist der Seinen und unser aller Schmerz, aber: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ Wer weiß, warum Er seinen treuen Diener in den besten Jahren aus einer überaus gesegneten Tätigkeit genommen hat? Will Er ihn vielleicht zur Ruhe bringen, ehe der Sturm der Religionsverfolgungen von neuem beginnt? Wir stehen jetzt wieder unter österreichischer Oberhoheit und Kaiser Ferdinand III. ist noch immer ein abgesagter Feind aller Evangelischen.

Pfingsten 1651.

Meine bangen Ahnungen haben mich nicht betrogen! Es ist abermals vorbei mit unserer Glaubensfreiheit. Anfang dieses Jahres kam mit einemmal strenger Befehl, Kirche und Schule den Katholiken zu überliefern und die lutherischen Pastoren und Lehrer zu vertreiben. Bereits am 3. Mai des Jahres war alles wieder in katholischen Händen, und der Stadtschreiber, Martin Köhricht, ein aus Böhmen eingewanderter Katholik, tat sich dabei besonders hervor. Zum Danke dafür ist er jetzt Ratsältester geworden! Die evangelische Gemeinde hat in der nun wieder papistischen Kirche ein überaus trauriges Pfingstfest verlebt!

Ich war froh, daß ich in dieser schweren Zeit Renatus an meiner Seite hatte, und von ganzem Herzen dankte ich Gott, als ich in den erneuten Verfolgungen und Bedrückungen seine Standhaftigkeit und Bekenntnistreue gewahrte. Was der Knabe einst in jugendlichem Leichtsinne fehlte, macht der Mann nun wieder gut! An des vertriebenen Diakonus Stelle hält er heimlich in Kellern und verborgenen Gemächern evangelischen Gottesdienst und achtet weder Geld- noch Gefängnisstrafen.

Eine unendliche Freude war es mir, daß Renatus meinen bringenden Bitten nachgegeben und eine junge Frau in das einsame Haus seiner Väter geführt hat. Die Erwählte aber heißt Katharina Baptista Gebel, die Tochter meiner lieben Freundin Dora und unseres heimgegangenen Seelsorgers! Hätte ich wohl vor wenig Jahren gedacht, daß meine alten Augen noch soviel Glück im Elternhause schauen würden! Ja, meine Klage um den verlorenen Bruder hat der Herr verwandelt in einen Reigen!

Wenn wir jetzt Glaubensfreiheit hätten, dann bliebe meinem Herzen nichts mehr zu wünschen übrig! Zu meiner großen Genugthuung traute der Herr Diaconus noch zwei Tage vor seiner Ausweisung das junge Paar.

Weihnachten 1652.

Der neue katholische Pfarrer, Herr Franziskus Willerus, hat keine große Freude an der Gemeinde Schwiebussen! Selbst mit Gewalt bringt er keinen Protestanten in seine Kirche. Die wenigen zugezogenen Katholiken ausgenommen, ist das große Gotteshaus sonntäglich leer. Auf den Dörfern dagegen, wo zurzeit noch lutherisch gepredigt wird, sind die Kirchen überfüllt, denn wer von den Städtern irgendwie gesund ist und laufen kann, geht mit den Seinen aufs Land zum evangelischen Gottesdienste. Möchte dieser tröstliche Zustand nur recht lange anhalten!

August 1653.

Leider Gottes sind nun auch die lutherischen Dorfgeistlichen vertrieben, und ihre Kirchen am 18. Juli d. J. mit katholischen Priestern besetzt worden! Auch die ringsum wohnenden evangelischen, adligen Herrschaften, die die ausgewiesenen Pastoren heimlicher Weise beherbergten, haben bei hoher Strafe den Befehl erhalten, solches in Zukunft zu unterlassen. Damit aber nun ihre Untertanen die evangelischen Wahrheiten nicht gänzlich vergessen möchten, halten jetzt viele der Standesherrn selber den Gottesdienst und lesen ihren Leuten aus lutherischen Büchern allsonntäglich vor.

Die 47 Dörfer des Schwiebasser Kreises, die mit der Stadt in einer Zeit Luthers Reformation angenommen hatten, haben sich auch in Not und Verfolgung, die sie ebenso wie wir erleiden mußten, treu bewährt. In allen Dörfern zusammen gibt es zurzeit, trotz aller Bedrückungen, noch nicht dreißig Katholiken.

Weihnachten 1654.

Meinem lieben Bruder Renatus ist eine Tochter geboren worden, und da er sie um keinen Preis katholisch taufen lassen wollte, hat er das kaum acht Tage alte Kind am 10. November d. J. drei Meilen über Land, ins Kurbrandenburgische, zur Taufe getragen! Trotz der herrschenden Kälte brachte er die Kleine wohlbehalten zurück und freute sich nicht wenig über seinen gelungenen Anschlag.

Als Herr Willerus kam und das Mägdlein zur katholischen Kirche bringen lassen wollte, mußte er zu seinem Arger erfahren, daß es zu spät war. Freilich wurde Renatus nun eine hohe Geldstrafe auferlegt und bei Wiederholung mit Gefängnis gedroht. Aber der Bruder und wir alle machten uns wenig daraus, und meine liebste Schwägerin Rätke, die echte Tochter ihres Vaters, sagte mit leuchtenden Augen: „Und wenn mir Gott noch zehn Kinder schenkt, so soll doch keines katholisch getauft werden! Ist Renatus verhindert, die Kleinen zur evangelischen Taufe zu bringen, so will ich selber sie auf meinen Armen hintragen, und wenn ich dabei durch Winterkälte und Schnee gehen müßte!“

Da küßte Renatus sein holdes, mutiges Weib und sagte ernst: „So soll es sein, Rätke! Du und ich, wir wollen mit Gottes Hilfe dafür sorgen, daß von den Sckerlen keiner mehr katholisch wird!“

Weihnachten 1656.

Fünf Jahre schon ist nun wieder alles in katholischen Händen, und nirgends ist Aussicht vorhanden, daß dieser traurige Zustand sich jemals ändern könnte. Dabei aber herrscht unter der evangelischen Gemeinde, gottlob! die größte Bekenntnistreue! Kein

einzigster ist bis jetzt, trotz aller Bedrückungen und Plagen, katholisch geworden!

Sehr schmerzlich ist es uns freilich, daß wir unsere lieben Heimgegangenen, wenn wir nicht den katholischen Priester nehmen wollen, ohne Sang und Klang beerdigen müssen. Außerdem erhalten wir eine Grabstätte auf dem großen Gottesacker, den doch ein evangelischer Bürger der Stadt geschenkt hat, nur für eine unverhältnismäßig hohe Summe. Für Arme ist es somit sehr schwer, ihre Toten unter die Erde zu bringen, aber die Liebe der wohlhabenderen Glaubensbrüder ist in diesen schweren Zeiten doppelt groß. Keiner läßt den andern im Stich, und der Reiche tritt für den Armen ein. Als neulich zwei mittellose Handwerker ihre Kinder zur Taufe ins Brandenburgische getragen hatten und dafür, nebst der Gefängnisstrafe, auch noch je zwanzig Reichstaler zahlen sollten, haben Renatus und ein anderer Bürger die große Summe gedeckt.

Mai 1657.

Am 2. April 1657 ist Kaiser Ferdinand III. gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Leopold I. ist leider gegen die Protestanten nicht um ein Haar besser gesinnt, sondern gleichfalls in den Händen der Jesuiten. Es ist somit keinerlei Aussicht vorhanden, daß wir in absehbarer Zeit Glaubensfreiheit erlangen werden!

Meinem Bruder Renatus ist am 25. Mai 1657, zur Freude der ganzen Familie, der erste Sohn geboren worden. Ehe noch dem Probst die befohlene Meldung davon geschah, hat der Vater das kaum zwei Tage alte Kind drei Meilen weit ins Brandenburgische zur Taufe gebracht, in der es den althergebrachten Namen „Michael“ erhielt. Kaum waren beide wieder glücklich heimgekehrt, da erschien in großem Zorn Herr Willerus und verlangte Rechenschaft über des Bruders „ungefährmäßiges Handeln“! Renatus aber, in der Freude über seine gelungene Tat, war gegen den Geistlichen höflicher denn je, und sagte ruhig:

„Mein Gewissen sagt mir, daß ich recht getan habe, und

weder Geld- noch Gefängnißstrafen werden mich von dieser Erkenntnis abbringen. Es ist wider jedes Menschenrecht, daß man einen evangelischen Vater zwingen will, sein Kind katholisch taufen zu lassen. Ihr seid doch sonst ein gelehrter und gebildeter Mann, Herr Willerus, ist Euch selber denn noch nie der Gedanke gekommen, daß man uns ein himmelschreiendes Unrecht zufügt?“

„Fällt mir gar nicht ein,“ entgegnete der Pfarrer barsch. „Auf jedes Kind, das in christlichen Landen geboren wird, hat einzig und allein die katholische Kirche, insonderheit der heilige Vater, der über alle Christen gesetzt ist, ein Anrecht, und darum soll und muß es katholisch getauft werden. Ihr sollt darum Eurer Strafe nicht entgehen, Herr Sckerle, und da es im Wiederholungsfalle ist, wird diese Bön um das Doppelte erhöht werden.“

Renatus lächelte leise über den Eifer des zornigen Mannes. „Treibt es, wie Ihr wollt, Herr Probst. Unser Luthertum treibt Ihr uns dadurch noch lange nicht aus.“

Sehr ärgerlich ging Herr Willerus von dannen, und wenige Tage später saß mein Bruder im Stock. Erst nach Wochen kam er leiblich sehr elend, aber geistig höchst zufrieden, wieder heraus. „Ich bin froh, daß ich sühnen darf, was ich einst fehlte,“ sagte er heiter auf seiner Frau Bedauern über sein krankhaftes Aussehen.

Weihnachten 1659.

Wir haben in den letzten beiden Jahren, außer unter Glaubensverfolgung und Bedrückung, wieder sehr viel durch Kaiserliche Cinquartierung leiden müssen. Trotzdem der große Krieg schon lange beendet ist, sind wir eigentlich noch nicht sehr zur Ruhe gekommen. Renatus meint, weil Schwiebussen in Frontispicio hostis liegt, sei es der Stadt in Kriegszeiten von alters her schlecht gegangen und würde wohl auch in Zukunft so bleiben. *)

*) Ist tatsächlich geschehen! Sowohl in dem siebenjährigen Kriege, laß auch 1806—13 hat Schwiebus namenlos gelitten.

Vom 27. Januar 1659 bis 12. Juli haben wir ununterbrochen Einquartierung gehabt, die nicht zum besten hauste. Das wenigste war immer noch, daß nach einem jeden solchen Besuche alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Am 3. August, 5. September und 13. November erfolgten große Durchmärsche der Kaiserlichen Truppen, die nach Stettin hinauf gingen und für die wir Nahrungsmittel und Fourage liefern mußten.

Das liebe Weihnachtsfest haben wir in Folge dieser Unruhen recht trübselig verlebt. Ich mußte dabei lebhaft an die Zeit von 1637—50 denken, wo wir auch fortwährend militärischen Besuch hatten. Aber damals erfreuten wir uns andererseits vollkommener Glaubensfreiheit, und konnten darum die irdische Noth viel leichter tragen!

In meines Bruders Haus und Familie steht es sonst, gottlob, aufs bestel! Die Kinder gedeihen zu aller Freude, und meine liebe Schwägerin Käthe tut mit mir, der alternden Jungfrau, wer weiß wie schön. Menatus ist zu meiner unendlichen Genugthuung ein ganzer Mann geworden: Ernst, fest, fromm und treu, gleicht er jetzt mitunter in Gesinnung, Wort und Gebärden so sehr unserem seligen Vater, daß ich manchmal freudig erschrocken zusammenfahre.

Er ist es auch, der die verwaiste Gemeinde unermüßlich zur Beständigkeit ermahnt. Allsonntäglich abends hält er heimlich evangelischen Gottesdienst, an dem die Nachbarn und Bekannten abwechselnd teilnehmen. Noch nicht ein einziger aus der Gemeinde ist bis jetzt abgefallen! Die Handvoll Katholiken, die sich zu Herrn Willerus halten, sind sämtlich aus Böhmen und anderen Ländern zugezogen.

Weihnachten 1664.

Ein Jahr vergeht nach dem andern, aber im religiösen Leben der armen Stadt ist immer noch keine Besserung eingetreten. Nach wie vor werden wir Protestanten bedrückt und gequält. Ob ich wohl noch die Zeit erleben werde, wo ein jeder wieder

frank und frei seinem Gott im Geiste und in der Wahrheit wird dienen können? Ach, mein ganzes Hab und Gut wollte ich mit Freuden für solches Glück hingeben!

Ich war heute früh mit einem Teller kräftiger Suppe im Stocke, allwo wieder zwei Männer um ihres Glaubens willen gefangen saßen. Beide, arme Arbeiter aus unsern Dörfern Scampe und Riegersdorf, haben ihre Kinder zur Taufe in die brandenburgische Grenzkirche getragen. Dafür liegen sie nun hier schwer gefangen und sollen außerdem noch vierzig Reichstaler Strafe zahlen! Daß viele Geld werden wir Glaubensgenossen aufbringen, aber vom Stocke konnten wir sie leider nicht befreien. Nun ist der eine im Gefängnis schwer krank geworden, und auf vieles Bitten hat man uns erlaubt, ihn mit besserer Nahrung zu versehen. Heute traf mich die Reihe, dem Patienten seine Suppe zu bringen, und bei dieser Gelegenheit bin ich von dem armen Gefangenen recht erbaut und getröstet worden. Statt zu jammern und zu klagen sang der Arme mit seinem Leidensgenossen geistliche, liebliche Lieder und sagte dann voll heiterer Zuversicht zu mir: „Ei, mir geht es ganz vortrefflich! Da ich um meines Glaubens willen solches leiden muß, rechne ich es mir zur Ehre und nicht zur Schmach!“

Noch viele andere gute Worte redete der einfache, fromme Mann, so daß ich viel fröhlicher ging, als ich gekommen war!

Ach, daß doch alle Glaubensgenossen stets der Gesinnung dieses Bruders bleiben möchten! Aber es will mich bedünken, als ob in letzter Zeit hie und da einige etwas lauer geworden wären! Der jahrelange Mangel eines Geistlichen macht sich immer fühlbarer. Es fehlt die Anregung und Behaltung im Luthertume, welches geschieht durch Anhörung von Wort und Predigt und fleißige Benutzung der heiligen Sakramente! Wollen wir jetzt zum Tische des Herrn gehen, so müssen wir meilenweit über Land ins Brandenburgische wandern, und haben dabei sehr heimlich zu verfahren, damit uns die katholische Obrigkeit nicht

abfaßt. Darüber ist denn manch einer der endlosen Placereien müde geworden und geht gar nicht mehr oder höchst selten zum h. Abendmahl, was natürlich auf seine Gesinnung und Standhaftigkeit den übelsten Einfluß hat.

Ach, möchte sich der Herr doch endlich wieder unser erbarmen und uns die Pforten der Glaubensfreiheit aufthun!

Weihnachten 1666.

Was ich im stillen fürchtete, ist geschehen! Drei hochangesehene Bürger unserer Stadt sind um äußerer Ehren und Vorteile willen katholisch geworden! Bitter schmerzlich ist es mir, solche Nachricht in dies Buch zu schreiben! Da möchte ich viel lieber von Kriegs- und anderm Unglück berichten!

Wie aber ist die traurige Geschichte geschehen? Am 3. Februar 1666 kamen der Ober-Amtsrat Franz Friedrich Pauschner, Freiherr von Schlegenberg, und der Ober-Fiskal Herr von Gied als Kaiserl. Kommissarien nach Schwiebusen oder „Schwiebus“, wie es jetzt heißt, um die gewöhnliche Ratskür zu halten. Bei dieser Gelegenheit erklärten sie feierlich im Namen des Kaisers, daß hinfort nur katholische Männer in den Rat gewählt werden sollten. Den alten, gebliebenen Ratmännern wurde daraufhin eine Frist gestellt, bis wannen sie katholisch zu werden hätten oder andernfalls fortgejagt würden. Die neu zugewählten Ratmänner dagegen, nebst dem neuen Stadtrichter, der an Stelle des abgesetzten evangelischen Georg Hirscht kam, mußten alle schon Katholiken sein.

Nun hatte Theodor Sommerfeld, der Sohn des gewesenen Bürgermeisters Daniel Sommerfeld, schon lange mit Neid und Verdruß gesehen, wie seine katholischen Mitbürger begünstigt und zu allen Ehrenstellen herangezogen wurden, obgleich sie manchmal höchst ungebildet und untüchtig dazu waren, während er selber ganz andere Einsicht und Klugheit besaß. Schon wiederholt hatte er zu Renatus seinem Unwillen darüber Luft gemacht und zuletzt gar gesagt: „Es lohnt sich eigentlich römisch zu werden, denn wir Evangelische führen doch in Wahrheit ein rechtes Hundeleben.“

Aufs höchste erschrocken hat mein Bruder dem Schwankenden diese Rede widerlegt, aber leider hat seine Mahnung und Bitte nicht gefruchtet! Bei Gelegenheit der vorerwähnten Ratskür trat Sommerfeld zur katholischen Religion über und wurde daraufhin Stadtrichter. Seinem Beispiele folgten alsbald der Kürschnermeister Jakob Prüfer und Abraham Hirsckorn. (Doch ist dieser Hirsckorn kein Nachkomme jenes treuen, evangelischen Bekenners von anno 1628!)

Als die traurige Nachricht vom Übertritte dieser drei Männer bekannt wurde, herrschte überall große Niedergeschlagenheit und Trauer.

„Herr, verleihe uns allen Treue und Beständigkeit bis an unser Ende!“ betete Renatus am Abend dieses Tages unter Tränen.

Als später Sommerfeld in geschäftlichen Angelegenheiten zu uns kommen mußte, stellte er ihn ob des getanen Schrittes mit ernstern Worten zur Rede. Da sagte Sommerfeld höhnißlich: „Nun, Sckerle, Ihr am wenigsten seid berechtigt, mir Vorwürfe zu machen! Wer ist denn eher katholisch geworden, Ihr oder ich?“

„Aber Gott sei Dank! ich bin's nicht mehr!“ rief Renatus inbrünstig.

Ich jedoch konnte mich nicht enthalten und sagte unwillig: „Oho, da ist doch noch ein großer Unterschied! Erstens: Renatus war ein unmündiges Kind, als solches geschah, und Ihr seid ein reifer Mann! Zweitens wurde mein armer Bruder durch grausame Gewaltmittel zum Übertritt gezwungen, Ihr aber habt freiwillig den Glauben Eurer Väter verleugnet, um zu Ehren und Reichthum zu kommen! Merkt Ihr nun, daß zwischen Renatus und Euch keinerlei Ähnlichkeit ist?“

Sommerfeld wurde dunkelrot, als ich solches rief, und entgegnete giftig: „Hütet Eure Zunge, Jungfer Sckerle, es könnte Euch übel bekommen, mich zu reizen!“

„Ich fürchte Euch nicht,“ antwortete ich ruhig. „Tut immerhin, was Ihr nicht lassen könnt. Es ist ja eine alte, traurige Er-

fahrung, daß die zum Katholizismus übergetretenen Protestanten die größten Feinde ihrer früheren Glaubensgenossen werden.“

Zornig ging der Renegat davon, Renatus aber sagte traurig: „Wie schmerzlich ist es, daß ich mir solchen Vorwurf machen lassen muß!“

Weihnachten 1669.

Am 2. November des Jahres hat der neue Landeshauptmann George Abraham, Freiherr von Dyhern, die letzten evangelischen Männer, die sich standhaft weigerten katholisch zu werden, endgültig aus Rats- und Schöppenstühle gestoßen! Die Namen dieser treuen Bekenner sind: Bartholomäus Gellert, Gottfried Langhans und Johann Schulz.

Dafür ist Theodor Sommerfeld, in Anerkennung seines großen Eifers für die katholische Religion, zum Bürgermeister ernannt und in den Adelsstand erhoben worden! Sein Ehrgeiz hat also durch den Abfall wirklich das vorgesteckte Ziel errungen! Ob er sich aber auch in seinem Gewissen so glücklich und ruhig fühlen mag? Ich bezweifle es!

Erquickung und Trost über den schmerzlichen Abfall Sommerfelds und der andern zwei gewähren einem immer wieder die unzähligen Proben von Treue und Standhaftigkeit, die man in der Gemeinde erlebt. So sitzen zum Beispiel zur Zeit drei Bürger in Stock, weil sie gemeinsam ihre drei Kinder zur evangelischen Taufe nach Nidern trugen. Der eine von ihnen ist der reiche und vornehme Tuchkaufmann, Herr Tobias Schulze, der andere Herr Sigmund Specht, wohlangesehener und wohlhabender Kaufmann, und der dritte, Hans Ullmück, ein armer Schuhmacher! An einem naßkalten Oktobertage hatten sie zusammen ihre neugeborenen Söhnlein, unter mancherlei Gefahr, heimlich bei Nacht nach dem brandenburgischen Grenzdorfe getragen und den Pastor herausgeklopft. Der war zum Glücke an derartige nächtliche Störungen längst gewöhnt, stand eilends auf und ließ die Bittenden eintreten. Während seine Gattin die hungernden

Kindlein mit warmer Milch erquidte, weckte er den Küster und bereitete alles in der Kirche zur Taufe vor, denn Herr Schulze hatte gebeten, daß er die Kleinen am geweihten Orte in den Bund der Christen aufnehmen möchte.

Das war eine gar ergreifende Feier, die gleich darauf begann! Und als die Taufformel durch das nächtlich=stille Gotteshaus ertönte, und der Geistliche die Köpfe der Täuflinge mit dem heiligen Wasser nekte, da glaubten die Anwesenden alle die Nähe des Herrn zu spüren.

Jeder der Väter hielt sein Kind auf den Armen. Das erste Söhnlein des reichen, vornehmen Tuchmachers war in feines, weißes Linnen und kostbare Spitzen gehüllt, und mit zärtlichem Vaterstolze sah Herr Schulze auf den Erben. Der arme Schuhmacher aber wiegte mit nicht geringerer Liebe sein sechstes Kind im groben, rothfarrierten Kissen!

Stand und Reichthum trennte äußerlich diese drei Männer, aber in dieser ernsten, heiligen Stunde fühlten sie sich als Brüder und eng verbunden im evangelischen Glauben.

Als die heilige Handlung vorüber war, legten Schulze und Specht harte Talerstücke in das Opferbecken. Almüß aber zog verschämt ein dünnes Silberringlein hervor und sagte leise: „Der katholische Pfarrer nahm mein letztes Geld. Darf ich Euch diesen geringen Schmuck für Eure Liebe bieten, Herr Pastor?“

Erschüttert wies der Geistliche den Ring zurück. „Behaltet Euer letztes Kleinod, mein lieber Freund! Geht mit Gott alle drei! Der Herr schenke Euch bald Frieden und Religionsfreiheit!“

Mit herzlichem Danke und Händedrucke schieden die Väter von dem Pastor und zogen dann eilends ihre Straße heimwärts, galt es doch, noch vor Tagesanbruch die Stadt zu erreichen, damit sie ungesehen in ihre Häuser kommen konnten! Glücklich gelang ihnen dies! Aber der Probst hatte dennoch von dem Geschehenen auf unerklärliche Weise Kenntniß erhalten, und die Strafe ließ nicht lange auf sich warten! Seit mehreren Wochen

fiken die Armsten im Stocke, und sollen außerdem noch viel Geld zahlen! Renatus hat die drei Märtyrer gestern heimlich besucht und konnte nicht genug von ihrer Treue und Standhaftigkeit erzählen!

Kein einziger von ihnen wollte, wie sie gesagt hatten, für alle Reiche der Welt mit Theodor Sommerfeld tauschen!

Julii 1671.

Am 6. Juni d. J. hat sich allhier eine recht traurige Begebenheit zugetragen. Gebatter Martin Knobels einziges Kind, Michael, ein schöner, zehnjähriger Knabe, ist beim Pfingstschießen elendiglich erschossen worden, weil er seinen Eltern ungehorsam war! Ach, daß sich doch alle Kinder an diesem Falle eine Lehre nehmen möchten!

Es war am 6. Juni vormittags, da zogen, wie alljährlich, die Bürgerschützen zum Preißschießen aus der Stadt. Natürlich lief die liebe Jugend in hellen Haufen neben dem stattlichen Zuge her, und allen voran tat es Michael Knobel, trotzdem der Vater ihm beim Weggange befohlen hatte, im Hausgarten zu bleiben. Doch bei einer Biegung um die Straßenecke erblickte der Meister seinen unfolgsamen Jungen und winkte ihn unwillig zu sich. „Michael,“ sagte er streng, „ich habe dir doch verboten mitzukommen, da die liebe Mutter Angst hat, es könnte dir auf dem Schießplatze ein Unfall zustoßen, weil ich diesmal als Hauptmann nicht auf dich Obacht geben kann. Du gehst also auf der Stelle nach Hause und spielst im Garten.“

Widerspruch wagte der Knabe nicht, aber er ging mit so trotzigem Gesichte davon und machte daheim so wenig Hehl aus seinem Unmute, daß die Mutter vorwurfsvoll sagte: „Schäme dich, Michael, du bist doch alt genug, um einzusehen, warum wir dir heut dies Vergnügen nicht erlauben können. Wenn ich gesund wäre, so würde ich dir ja von Herzen gern alle Herrlichkeiten da draußen zeigen; aber leider geht es doch nicht. Komm, sei mein folgsamer Sohn und stecke ein ander Gesicht auf. Du

kennst doch das vierte Gebot?" Aber die guten Reden machten wenig Eindruck auf den störrischen Knaben. Mit finsternen Blicken schaute er auf die Gasse hinaus, wo noch immer Jung und Alt zum Festplatze zog, und brummte ungezogene Worte vor sich hin. Die Mutter seufzte leise und blickte traurig auf ihren Einzigen, der ihr schon oft durch Trotz und Ungehorsam Tränen entlockt hatte.

Nach einer Weile wandte sich der Knabe und wollte schweigend das Zimmer verlassen.

„Bohin, Michael?" rief Frau Anna besorgt.

„In den Garten," kam es mürrisch zurück.

„Dann versprich mir aber in die Hand, mein Sohn, daß du wirklich nicht weiter gehst."

Bögernd kehrte der Junge um und reichte der Mutter mit abgewandtem Gesichte die Hand.

Im Garten vergnügte er sich zuerst mit Spazenschießen, einem Zeitvertreibe, den ihm der Vater aufs strengste untersagt hatte. Als er endlich des grausamen Spieles überdrüssig wurde, fiel ihm ein, wie herrlich sich seine Kameraden jetzt wohl auf dem Schießplatze amüsieren würden! Adam Langhans und Martin Tiebel hatten ihm Wunderdinge von allem Sehenswerten erzählt. Da gab es ein echtes Kasperl-Theater, einen Feuerfresser, Gaukler, Seilspringer und Würfelbuden! Alles freute sich und war lustig. Er allein saß hier im stillen Garten und sah und hörte nichts. Die Eltern waren auch gar zu streng! Wenn er nur wenigstens ein einziges Mal hätte über den Festplatz gehen dürfen! Wer wußte es denn, wem konnte es schaden! Und ohne zu überlegen und an das Verbot zu denken, kletterte der leichtsinnige Knabe über den Zaun und eilte in flüchtigen Sätzen nach dem Festplatze.

Da er wußte, daß der Vater den Vormittag über in der Schießhalle beschäftigt war, gesellte er sich ohne Scheu zu den Kameraden, die ihn mit Jubel begrüßten. Nun ging es von

einer Herrlichkeit zur andern, und in vollen Zügen genoß Michael die verbotene Freude. Als nichts mehr zu besichtigen war, beschloßen die Jungen, gemeinsam hinter den Kugelfang zu gehen, um dort Kugeln zu suchen.

Mittlerweile stand Martin Knobel ahnungslos in der Schießhalle und wartete auf den Ruf zum Königsschusse. Als er endlich an der Reihe war, überkam ihn plötzlich ein seltsam Gefühl, und er sagte zu seinem Nebenmanne: „Schieß du jetzt, Bruder. Mir flimmert es so merkwürdig vor den Augen.“

Bereitwillig trat der andere näher und gab seinen Schuß ab. Im selben Augenblicke ertönte ein gräßlicher Schrei, und die Anwesenden starrten sich entsetzt an. Knobel aber, der leichenblaß geworden war, stürzte nach dem Kugelfange hinaus. Dort angekommen, brach er mit einem Wehlaute in die Kniee, denn vor ihm lag zum Tode getroffen: sein Stolz, seine Hoffnung, Michael, sein einzig Kind! Unaufhaltsam quoll aus der Brustwunde das warme Blut, und umsonst versuchte der unglückliche Vater den verrinnenden Lebenssaft zu hemmen.

Erschüttert und teilnahmsvoll standen Freunde und Nachbarn daneben, und manch Auge wurde feucht, als der Meister starren Blickes seinen schönen, todwunden Jungen in die Arme nahm und langsam mit ihm nach Hause schritt.

In tränenlosem Jammer kniete Frau Anna an dem Lager des sterbenden Knaben.

„Mein Kind! mein einzig Kind!“

Da schlug Michael zum letzten Mal die schönen blauen Augen in klarer Besinnung zu den trostlosen Eltern auf. „Mutter, liebe Mutter,“ sagte er mit brechender Stimme, „sei nicht mehr böse. Ich will auch von jetzt ab immer das vierte Gebot halten!“

Gleich darauf verschied er sanft.

„Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden!“

September 1671.

Wir haben eine große, große Freude gehabt! Nach langen, langen Jahren ist es uns vergönnt gewesen, wieder eine evangelische Predigt zu hören!

Anfang August d. J. kam nämlich des wegen seiner Glaubens-treue abgesetzten Ratmannes Bartholomäus Gellert ältester Sohn Martin, der in Jena Theologie studierte, nach Hause. In dieser Zeit starb eine alte, evangelische Frau, und auf vieles Bitten wurde dem jungen Magister erlaubt, der Glaubensgenossin eine Parentation zu halten.

Wie sich denken läßt, war natürlich an dem besagten Tage, am 5. August, die ganze evangelische Gemeinde auf dem Gottesacker versammelt, und die einfache Abdankung gestaltete sich zu einem feierlichen, höchst ergreifenden Gottesdienste. In begeisterten Worten ermahnte der junge Geistliche zur Beständigkeit und schloß mit der Versicherung, daß der Herr solche Treue früher oder später gewiß mit Religionsfreiheit begnaden würde. Zum Schlusse sangen wir wieder unser altes Schutz- und Trutzhied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Selbst einige der aus Neugier mithinausgezogenen Katholiken sah man vor Rührung weinen. Bürgermeister Theodor von Sommerfeld jedoch, der von Amtswegen anwesend sein mußte, verzog keine Miene, sondern machte nachher dem jungen Redner strenge Vorwürfe über seine aufrührerische Predigt. Außerdem untersagte er ihm fernerhin jedes öffentliche und private Auftreten. Des waren wir alle recht betrübt, denn wir hatten gehofft, Herrn Gellerts Sohn würde uns während der Zeit seiner Anwesenheit in Schwiebus noch oftmals durch Predigten und Andachtsstunden erquicken.

Ach, möchte doch die Prophezeiung des Magisters von wegen der Glaubensfreiheit bald, bald eintreffen! Je älter man wird, desto größeres Verlangen trägt man nach der regelmäßigen Predigt des lautereren Wortes! O, wie glücklich war die fromme

Hanna, die nimmer vom Tempel kam mit Fasten und Beten! Hilf, lieber Herr, daß auch ich noch vor meinem Ende Dir frei und öffentlich im evangelischen Gotteshause mein Lob- und Dankgebet darbringen darf!

Weihnachten 1673.

Ich schreibe jetzt weniger, denn sonst: das herannahende Alter macht sich immer bemerkbarer. Die Hand kann die Feder nicht mehr so schnell und sicher führen. Doch bin ich soweit noch rüstig und gesund. Die Sckerle sind seit alters ein kräftiges und langlebiges Geschlecht gewesen. Menatus meint, ich könne bei meinem Aussehen und guten Zustande leicht die hundert Jahr erreichen.

Nun wie Gott will! Gefällt es ihm, mich noch die endliche Glaubensfreiheit sehen zu lassen, so werde ich diese Gnade mit Dank hinnehmen, ruft er mich eher heim: „Immerzu, mein Herr, ich bin bereit!“

Weihnachten 1674.

Am 10. Dezember d. J. habe ich meinen siebenzigsten Geburtstag im Kreise der treuen Meinen festlich begangen. Gott sei Dank für alle Gnade, die er mir während meines langen Lebens in so reichem Maße gewährt hat! Menatus und den Seinen geht es äußerlich gut. Wir vermiffen nichts als die Glaubensfreiheit!

Die Bedrückungen sind leider in den letzten Jahren unter Sommerfeld wieder heftiger geworden. Wo er kann, verfolgt dieser ehemalige Protestant seine gewesenen Brüder. Trotz alledem jedoch ist es ihm bisher nicht gelungen, irgend einen unserer Gemeinde zum Abfall zu bewegen. Nach wie vor tragen die evangelischen Väter ihre Kinder zur Taufe ins Brandenburgische, und die Brautpaare gehen heimlich meilenweit in die Grenzdörfer, um sich evangelisch trauen zu lassen. Und von Wien aus wird gewarnt, die Evangelischen nicht zu sehr zu bedrücken, denn die zunehmenden Auswanderungen schwächen die Steuerkraft des Landes höchst bedenklich.

10. Dezember 1684.

Heut habe ich mein achtzigstes Lebensjahr vollendet, und mit zitternder Hand schreibe ich dem Höchsten meinen Lob- und Dankpsalm nieder: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“

November 1685.

Heut, als am Martinitag 1685, hat sich meines herzlieben Bruders ältester Sohn Michael mit der jüngsten Tochter des gewesenen Ratmannes Bartholomäus Gellert ehelich verbunden. Die Braut, Jungfrau Beata, ist ein gar liebes Mädchen, klug, fromm, fleißig und sittsam, und ich glaube gewiß, daß mein Nefse eine gute Wahl getroffen hat. Möge des Höchsten reicher Segen fort und fort auf dem jungen Paare ruhen!

Ich schließe mit dem heutigen Tage meine Aufzeichnungen und übergebe meinem lieben Michael, dem Stammhalter unserer Familie, dieses Hausbuch. Möge er es allezeit zu Gottes Ehre und der Seinen Nutzen führen! Amen.

VI.

Im Namen Jesu!

Schwiebus, Januar 1686.

Mit einer sonderlichen Rührung und Scheu habe ich, Michael Sckerle, die Führung dieses hoch- und wertgehaltenen Hausbuches übernommen, denn es will mich bedünken, als sei ich dazu noch nicht würdig genug. Allein da mein lieber Vater aus gewissen Gründen sich standhaft weigert, Tante Hannas Nachfolger zu werden, bleibt mir nichts anders übrig, als Gehorsam zu leisten.

Februar 1686.

Ein gar herrlich Gerücht durchläuft die Stadt! Kaiser Leopold I. will den Schwiebusischen Kreis an Kurbrandenburg abtreten!

Wollte Gott, daß es wahr würde! Wem möchten wir wohl lieber in die Hände fallen, als dem Schützer aller verfolgten Protestanten, dem gottbegnadeten Hohenzollernfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen!

Es mag vielleicht unrecht sein, daß wir uns so leicht von unserm derzeitigen Herrscher trennen, aber wer, wie wir, seit länger denn hundert Jahren von den österreichischen Kaisern nichts weiter als grausame Härte, Verfolgung und Bedrückung erfahren hat, dem ist es wohl zu verzeihen, wenn er hoffnungsfreudig einem Regierungswechsel entgegenfieht, der ihm Glaubensfreiheit verspricht. Wollte Gott, daß es darum wahr würde, daß Kaiser Leopold dem Kurfürsten von Brandenburg für seine gerechten Ansprüche auf die Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau den gesamten Schwiebuser Kreis abtreten will!

Julii 1686.

Großer Gott! Dir sei ewig Lob und Dank! Wir sind brandenburgische Untertanen, und Glaubensfreiheit hat ihren Einzug in die so lange bedrückte Stadt gehalten!

Als meine greise Tante, Hanna Sckerle, die endgültige Freudenbotschaft vernahm, sank sie jubelnd auf ihre Knie und dankte dem Herrn unter Tränen. Mein lieber Vater war nicht minder beglückt. „Daß ich diesen Freudentag erleben darf, rechne ich mir als eine besondere Gnade des Höchsten an!“ rief er strahlenden Auges, und kniete samt der Mutter neben Tante Hanna nieder.

In der ganzen Stadt herrscht, wie sich denken läßt, unbeschreiblicher Jubel, und nur die wenigen Katholiken zeigen finstere Gesichter.

August 1686.

Am 14. August d. J. hat die feierliche Übergabe des Schwiebusischen Kreises an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg stattgefunden.

September 1686.

Da wir zurzeit natürlich noch keinen Pastor und ebensowenig ein Gotteshaus haben, so versammelte mein Vater neulich die Glaubensgenossen in unserem Hause zu einem ergreifenden Dankgottesdienste. Als wir zum Schlusse Dr. Luthers herrliches Triumphlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ anstimmten, habe ich starke Männer vor Freuden weinen sehen!

Großer Gott! ja unser Glück ist fast zu köstlich und noch kaum zu glauben! Schon manchen Morgen bin ich mit dem ängstlichen Gefühle aufgewacht, es könnte am Ende alles nur ein schöner Traum gewesen sein! Welche unendliche Freude dann, wenn man sich klar wird, daß es kein Nachtgebilde, sondern — Gott sei ewig Lob und Dank dafür! — volle Wahrheit ist, daß wir völlige Glaubensfreiheit haben und unserm Herrn frank und frei im Geist und in der Wahrheit dienen können!

Die die immer das Glück gehabt haben, unter dem Schutze protestantischer Fürsten ungestört ihrem Glauben leben zu dürfen, können nicht ermessen, wie uns zumute war, als wir die Gewißheit bekamen, daß wir hinfort ungestört evangelisch heißen und sein dürfen! Kein jahrelang Gefangener kann sich seiner endlichen Lösung mehr freuen, als wir unsrer wiedergewonnenen Religionsfreiheit! Gott gebe in Gnaden, daß wir ihrer nie wieder verlustig gehen mögen!

Weihnachten 1686.

Im Monat Dezember d. J. mußten die Ritterschaft und die Stadt dem neuen Herrn huldigen, und zu dem Ende gingen eine adlige und eine städtische Deputation nach Berlin. Die Deputierten der Stadt waren Bürgermeister von Sommerfeld, sein Schwiegersohn, der evangelische derzeitige Stadtschreiber Gottfried Dreher, und der Hofgerichtsschöppe Adam Langhans. Als die Deputation das Homagium ablegten, bezeugte S. Kurfürstliche Durchlaucht der Stadt Schwiebus Dero besondere Gnade und verehrten ihr Dero Bildnis, zwei weißseidene Fahnen mit goldenem

Laubwerke und dem kurfürstlichen Adler, zwei schöne Spiele und die zum Andenken an die Übergabe geschlagene Münze mit der Inschrift: Dux Crosn. et Schwiebus.

Pfingsten 1687.

Gott sei Dank, wir haben wieder einen evangelischen Pastor und regelmäßige Gottesdienste!

Nachdem am 1. Januar d. J. Herr Magister Kaspar König aus Züllichau die erste Predigt auf dem hiesigen Rathause gehalten hatte, empfahl er der Gemeinde seinen Stiefsohn Petrus Ernst Livius zum Geistlichen und mit Freuden gingen wir darauf ein. Daraufhin hielt Herr Livius am Sonntag Jubilate in Schwiebus seine Probepredigt und wurde dann am 14. Mai zum ersten evangelischen Pfarrer berufen.

Der Gottesdienst findet vorläufig auf dem Rathause statt, denn unsere liebe Kirche haben wir trotz der Glaubensfreiheit bis jetzt leider nicht zurückgehalten. Auch ist es sehr zweifelhaft, ob dies überhaupt geschehen wird. S. Kurfürstliche Durchlaucht wird wohl, um des lieben Friedens und Vertrages willen, den Katholiken die von ihnen seit 37 Jahren benutzte Pfarrkirche lassen, besonders da in dem Satisfaktions-Traktat ausdrücklich bedungen ist, „daß die Katholiken in allen ihren derzeitigen Rechten zu belassen sind“.

Für uns ist der Verlust des schönen Gotteshauses freilich sehr schmerzlich; doch wollen wir gern zufrieden sein, wenn man uns nur gestattet, dafür ein anderes zu errichten.

August 1687.

„Anno 1687, den 24. Julii ist Martin Knispels, Bürgers und Beckers alhier, Kind, Maria, von Herrn Petro Ernesto Livio, als Unserem Neuen Seelenforger, zum Ersten getauft worden, Und sind die Paten gewessen: die Frau Livin, die Frau Ruchlingin, Michael Wirsing.“*)

*) Abschrift aus dem wohlerhaltenen ältesten Schwiebuser Kirchenbuche.

Außer diesen Paten war bei dieser ersten öffentlichen evangelischen Taufe fast die halbe Gemeinde in dem großen Rathhause saale versammelt, also daß das Kind vor einer ungewöhnlich großen Anzahl von Zeugen in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurde.

Wir leben mit unserm neuen Pastor in gutem Einvernehmen, und meine Beata hat bereits Freundschaft mit des Herrn Livii Geliebten, die eine gar anmutige junge Frau ist, geschlossen. Auch der derzeitige Stadtschreiber Gottfried Dreher, der Schwiegersohn des Bürgermeisters Sommerfeld, ein treuer evangelischer Mann, verkehrt viel in unserm Hause. Die ehrwürdige Tante Hanna, die immer noch körperlich und geistig rüstig genug ist, hat ihre Freude an diesem feinen, frommen Kreise, und verfehlt nie, die werten Gäste, unter denen sich auch der andere evangelische Schwiegersohn Sommerfelds, Herr Jakob Rudolphi, befindet, zu begrüßen. Oftmals erzählt sie dann gar anregend aus ihrem langen, ereignisreichen Leben, also daß uns Jüngeren ihre Gegenwart stets zur Ehre, Freude und zum Nutzen gereicht. Überhaupt lieben und verehren wir alle die fromme Greisin von Herzen und werden einst ihr Fehlen unter uns schmerzlich empfinden.

Oktober 1687.

Am 24. Oktober d. J. ist unserm verehrten Seelsorger ein Töchterlein geboren worden. Die ganze Gemeinde nahm teil an diesem freudigen Ereignisse, ist doch die kleine Barbara Katharina seit sechzig Jahren wieder das erste evangelische Pastorenkind, das in Schwiebus das Licht der Welt erblickt hat! Herr Kilian von Sommerfeld auf Wilkau ließ sich gleich zum Paten ansagen, und Gottfried Dreher, Michael Lehmit, Frau Theodor von Sommerfeld und Frau Tobias Schulze waren seine Nebengevattern.

Februar 1688.

Am 19. Februar 1688 ist mir der erste Sohn geboren worden, der in der zwei Tage später stattfindenden Taufe die

Namen „Johann Christoph“ erhielt. Die Paten waren: Frau Pastor Livius, Frau Siegmund Specht und Herr George Kuchling. Die Freude der ganzen Familie über den Erben ist groß, und die greise Tante Hanna hat mit vor Freude zitternder Stimme das Kind gesegnet.

Mai 1688.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, unser allergnädigster Landesheerr und Schützer, ist zu unser aller unbeschreiblicher Trauer am 29. April 1688 zu seinen Vätern versammelt worden! Möge Gott dem frommen Herrn eine fröhliche Urständ schenken und ihm tausendmal vergelten, was er an uns Gutes getan hat!

Juli 1688.

Schlimme Gerüchte schwirren durch die Stadt! Es heißt, der Sohn und Nachfolger unseres hochseligen Herrn, Kurfürst Friedrich III., sei gesonnen, den Schwiebuser Kreis aus gewissen Gründen wieder an Kaiser Leopold abzutreten! Gott wolle uns in Gnaden bewahren, daß solche Vermutung Wahrheit werden möge! O, Allmächtiger, der Du uns die Glaubensfreiheit erst seit kurzem geschenkt hast, erhalte sie uns nun auch um Deiner Barmherzigkeit willen!

Juli 1690.

Gott sei Dank, hat sich bis jetzt in unserem Verhältnisse zu Brandenburg nichts geändert! Ja, S. Kurfürstl. Durchlaucht, Friedrich III., hat sogar die Gnade gehabt, uns die Erlaubnis zum Bau einer neuen evangelischen Kirche zu erteilen! Zu dem Zwecke waren am 15. Juli 1690 kurfürstliche Kommissarien hier, die den Platz zum Kirchbau ausgesucht und angewiesen haben. Desgleichen erhielten wir von S. Durchlaucht „recommendationes“ an auswärtige „Potentaten“, wegen „Kolligierung“ der zum Bau noch mangelnden Gelder. Auch der Schul- und Pfarrhausbau wurde uns gleicherweise gnädigst bewilligt.

Julii 1691.

Gott sei ewig Lob und Dank dafür: Der Bau unserer Kirche hat begonnen! Am 30. Juni 1691 legte der Kurfürstl. Verweser zu Crossen, Herr Ludwig von Brand, den Grundstein, und am Sonntag darauf hielt Herr Pastor Livius auf der neuen Kirchenstelle den ersten feierlichen Gottesdienst. Trozdem bei den ausgeschriebeneneu Kollekten wegen der schweren, kriegeriſchen Zeiten nur sehr wenig eingekommen ist, haben wir uns dadurch vom Beginne des Baues nicht abhalten lassen. Wir werden unsere Kirche mit Gottes Hilfe auch ohne fremde Unterstützung zustande bringen.

Julii 1692.

Der Bau unseres lieben Kirchleins schreitet rüstig vorwärts, und in einigen Jahren hoffen wir das Werk beendet zu sehen. Bis jetzt ist auch von wegen der Gelder noch keine Noth entstanden. Ein jeder gibt freudig so viel er kann, und der Arme mit dem Reichen zusammen tun willig Handlangerdienste. Die Zimmerleute und Maurer wohnen bei den Bürgern und werden auch von ihnen beköstigt. In meinem Hause hat der Zimmermeister Tobias Hermann aus Lagow mit seinem Altgesellen Quartier aufgeschlagen, und meine Beata macht es sich zur Freude, den Leuten die besten Speisen vorzusetzen.

Tante Hanna hat all ihre Wertsachen verkauft und den Erlös dafür zum Neubau gegeben. Die Freude der achtundachtzigjährigen Greisin über das sichtbare Fortschreiten des Werkes ist nicht zu beschreiben! Dabei ist die liebe Alte munterer und rüstiger denn je. Das Glück über die Erhörung ihrer Gebete scheint ihr neue Kräfte verliehen zu haben! Ich glaube jetzt ganz gewiß, daß sie die Einweihung der Kirche noch erlebt.

In der Verwaltung der Stadt sind einige Veränderungen eingetreten. Die katholischen, hochbetagten Ratmänner sind durch tüchtige, evangelische Kräfte ersetzt worden, und bei der Bürgermeister-Neuwahl ist 1688 Herr Jakob Rudolphi und 1692 Herr Gottfried Dreher Bürgermeister geworden.

15. Juni 1694.

Der Bau unserer theuren Kirche ist vollendet! Heute nachmittag wurde der Knopf auf den Turm gesetzt! Am 3. Sonntag post Trinitatis soll, so Gott will, die feierliche Einweihung sein! Überall in der Stadt herrscht Freude und herzlichster Dank gegen den gnädigen Gott, und jedermann bringt dem neuen Gottes-
hause noch eine letzte Opfergabe an barem Geld oder an Kirchen-
geräthschaften.

18. Juli 1694.

Gloria in excelsis Deo!

Heut, als am dritten Sonntage post Trinitatis, haben wir unter Gottes gnädigem Beistande unsere neuerbaute Kirche feierlich eingeweiht!

Schon in aller Morgenfrühe blies der Stadtpfeifer vom Rathhausturme herab einen Lob- und Dankchoral. Um 9 Uhr versammelten sich Behörden und Gemeinde auf dem Markte, und von dort aus ging es im festlichen Zuge, unter Absingung des Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott“ durch die geschmückten Straßen der Stadt nach der gleichfalls im herrlichsten Grün prangenden Kirche. Hier übergab Herr Bürgermeister Dreher den Schlüssel an Herrn Pastor Livius, und dieser öffnete im Namen Gottes die Thür des Tempels. Nach den gebräuchlichen Einweihungs-Zeremonien hielt der Geistliche eine herrliche Predigt über des Allmächtigen Barmherzigkeit und Treue, und darauf sangen wir alle nachfolgendes, von unserem derzeitigen Kammer-
amts-Direktor, Herrn Hans von Affig, zur heutigen Feier gedichtete Lied:

„Dreiein'ger, heil'ger, großer Gott!
Sieh' von des Himmels Höhen,
Wie hier vor Dir, Herr Zebaoth!
Die Deinen dankend stehen!
Merk' auf das Seufzen und Gebet,
Was jetzt zu Deinem Throne geht
Von dieser heil'gen Stätte!

Wir haben dieses Gotteshaus
Gebauet Deinem Namen!
Mit Dir ist es gezieret aus,
Daß wir samt unserm Samen
Die heil'ge Sakung und Dein Wort
An diesem, Dir geweihten Ort
Zum Seelenheil anhören!

Der Grund ist selber Jesus Christ!
Apostel und Propheten,
Ihr Wort der Pfeiler Grundfest' ist,
Darauf in allen Nöten,
Wie hoch die List der Feinde geht,
Die Gottesstadt doch lustig steht
Mit ihrem Zionsbrunnen!

Nun Herr! laß über dieses Haus
Dein' Augen offen stehen,
Laß, was hier Mund und Herz schütt' aus,
Dir tief zu Ohren gehen!
Hab' Achtung auf Dein Feur' und Herd.
Das Opfer, das hier wird gewährt,
Das laß Dir stets gefallen!

Hier woll'n wir unsre Kindelein
Dir in der Taufe schenken;
Die Katechismuslehre rein
In ihre Herzen senken,
Sie in des wahren Glaubens Frucht,
In Deiner Furcht, in Christenzucht,
Als Himmelspflanzen ziehen!

Hier wollen wir in wahrer Neu'
Auf tiefgebeugten Knieen
Die Sünden beichten ohne Scheu,
Und hier zum Kreuze fliehen!
Abbitten unsre Sündenschuld,
Vergebung suchen, Gnad' und Huld
In Christi Blut und Wunden!

Beim heil'gen Altar werden sich
Die müden Seelen laben,
Da unser Heiland, Jesus Christ,
Uns Sünder will begaben
Mit seinem wahren Leib und Blut,
In Tod gegeben uns zu gut
Und uns zum Heil vergossen!

Hier segnet man den Eh'stand ein,
Man bittet für die Kranken;
Dies Haus wird stets erfüllet sein
Mit Loben und mit Danken!
Hier wird man den Regentenstand,
Kirch', Schulen, Häuser, Stadt und Land
Dir täglich anbefehlen!

Herr, hebe nun zu segnen an
Dies Haus nach Dir genennet!
Daß es kein Feind zerstören kann,
Wie hoch sein Eifer brennet.
Stoß aus, was uns hier stören will!
Laß uns in diesem Tempel still
Dich ohne Ende loben!

Lob, Ehr' und Dank und Herrlichkeit!
Sei Dir, o Herr! gesungen,
Daß bei der jetzt betrübten Zeit
Es uns so weit gelungen!
Gib, daß, was wir jetzt fangen an,
Nicht eher Ende nehmen kann,
Bis Erd' und Himmel brechen! "*)

(Hans von Uffig, Burg- und Kammeramts-Direktor zu Schwiebus.
1694. Gestorben am 6. August desselben Jahres.)

Zu Ehren unseres allergnädigsten Landesherrn haben wir
unsere neue Kirche die „Friedrichskirche“ genannt. Gott gebe,
daß wir darin, unter dem Schutze der frommen Hohenzollern-

*) Dies Lied ist später in das Züllichauer Gesangbuch (Nr. 976)
aufgenommen worden.

fürsten bis an das Ende der Tage frei und öffentlich unsern teuren, evangelischen Glauben bekennen dürfen! Amen.

Zum Gedächtnisse an die Wiederaufrichtung der freien evangelischen Religionsübung in der Stadt Schwiebus hat Herr Pastor Livius in dem amtlichen Kirchenbuche der evangelisch-lutherischen Stadt- und Landgemeinde Schwiebus folgende Aufzeichnungen gemacht:

(hebräisch:) Der 135. Psalm v. 1—3.

Nachdem Anno 1686 den 14. Augusti Römische Kaiserliche Majestät die Stadt Schwiebus sambt dem herumliegenden Grehse an S. Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg durch gewisse Deputirte abgetreten undt übergeben und hochvermelte Churfürstl. Durchlaucht besagter Stadt das freye exercitium der Evangel. Religion gnädigst vergönnt, alß bin ich Petrus Ernestus Livius von Landsberg an der Warthe; Woselbstn ich biß ins 4te Jahr der Schulen alß Rector vorgestanden, den 14. May anno 1687 zum ersten Lutherischen Prediger hieher vociret, den 1ten July darauf ordiniret und dem VIII. Trin. von meinem Herrn Stiefvater, Herrn M. Caspar Königen, Pastor und Inspektor zu Büllich introduciret.

Beh meinem Anzuge habe ich noch den ganzen Rath mit Römisch Catholischen besetzt gefunden, ohne tit. Herrn Gottfried Dreher Wohlverordneten Stadt Secretario undt Rats Ältesten, alß welcher der erste Evangl. Rathsherr nach übergabe der Stadt gewesen ist.

In dem folgenden 1688sten Jahre hatte Herr Theodor von Sommerfeld, bißher gewesener Bürgermeister Röm. Cath. Religion, die Regierung abgetreten undt ist sein Schwiegersohn, Herr Jacob Rudolphi succediret undt der erste Evangl. Bürgermeister geworden.

In denen Gerichten waren Evangelische: Herr Sigismund Specht, alß Vice Richter, Herr Christoph Lausche, Herr Michael

Clemendt, Herr Tobias Schulke, Herr George Kuchling. Zu unserm Gottesdienste ist uns das Rathhaus eingeräumt worden, und sind zu Kirch-Vätern gesetzt worden: Herr Michael Clemendt und Herr Tobias Schulke, Bürger und Gerichts-Assessoren. Undt Wehl auch so Wol Zur erbauung dessen, was zur Verrichtung des Gottes-Dienstes erfordert wird, alß auch zur Anschaffung allerley Gerätheß nothwendige Handreichung geschehen müssen, alß werden allhier Billig die Nahmen derer angezeichnet, so hierinnen eine Heil. Freygebigkeit; Christ-rühmlichst von sich sehen laßen.“

(Folgen die Namen der Geber und das Verzeichniß ihrer Gaben.)

19. Juli 1694.

Die einzige Schwester meines Vaters, unsere verehrte Tante, Jungfrau Hanna Sckerle, die fromme Glaubensheldin und Bekennerin, ist soeben sanft entschlafen. Am Einweihungstage der neuen Kirche war die Greisin noch so munter und rüstig, wie man nur wünschen konnte. In ungetrübter Geistesklarheit nahm sie an allen Feierlichkeiten teil, und bezeugte ihre Freude an dem vollendeten Werke in so ergreifender Weise, daß viele der Anwesenden dadurch zu Tränen gerührt wurden.

Am Abend des herrlichen Tages sprach sie bei der Andacht im Familienkreise mit lauter Stimme den 103. Psalm und sagte dann mit heiterer Stimme gute Nacht. Am nächsten Morgen erschien sie nicht wie sonst zum Gebete, und ahnungsvoll blickte mein Vater mir zu. Leise gingen wir nun in ihr Zimmer hinüber und fanden die liebe Alte mit gefalteten Händen entseelt auf dem Bette liegen. Der Ausdruck ihres Gesichtes war so überaus schön und friedvoll, daß wir unwillkürlich unsere Knie beugten und dem Herrn für den sanften Tod dieser frommen Seele dankten.

Fast neunzig Jahre hatte sie auf dieser Erde zum Segen für viele wandeln dürfen; und als nun der höchste Wunsch ihres Urgroßvaters Hausbuch. (Familienbibl. 27. Bd.)

Lebens, der Inhalt ihrer heißesten Gebete, in Erfüllung gegangen war, als sie ihren Herrn wieder frei und öffentlich in einer eigenen evangelischen Kirche anbeten durfte, da nahm Gott diese seine treueste Dienerin plötzlich zu sich! So wie ihr Leben, so war auch ihr Ende: sanft, fromm und still! Hilf, lieber Herr, daß auch wir einst nach einem gottseligen Leben in gleichem Frieden heimfahren mögen!

„Amen, mein lieber, frommer Gott,
Bescher' uns all'n solch sel'gen Tod!
Hilf, daß wir mögen allzugleich
Bald in dein Reich
Kommen und bleiben ewiglich!“

(Dr. Johann Pappus, Professor und Pfarrer
in Straßburg, † 1610.)

August 1694.

Ihrer Bestimmung gemäß haben wir die liebe Verstorbene in aller Stille begraben müssen. „Gerade so, wie bei meinen seligen Eltern, soll es mit meiner Bestattung gehalten werden,“ hatte sie oft bei Lebzeiten geäußert. „Wenn ihr mich liebt, erfüllt ihr meinen Wunsch. Ich will nichts Besseres haben, wie all die frommen Bekenner und Märtyrer vor mir, die ohne Sang und Klang hinausgetragen wurden.“ Infolgedessen hielt Pastor Vivius am Sarge nur ein kurzes Gebet und segnete dann die Leiche ein.

Auch in das Kirchenbuch wollte Tante Hanna nicht eingeschrieben werden. „Nein, nein, Vater und Mutter stehen auch nicht darin. Ich gehöre noch zum alten Geschlechte, da ist solches nicht nötig. Bei euch Jungen mag es um der Ordnung willen nötig sein, aber mich laßt aus. Mein Name ist, will es Gott, schon im Buche des Lebens eingeschrieben, das ist genug.“ Sie ließ nicht eher Ruhe, bis ich ihr in die Hand versprochen hatte, alles nach ihrem Wunsche zu tun.

Vielleicht werden später manche lächeln über den letzten

Willen der lieben Alten. Ich aber verstand sie gar wohl! Wer so, wie sie, mit Pastor Joachim Pauli sprechen konnte:

„In allen meinen Jahren
Von zarter Jugend an
Hab' ich es wohl erfahren,
Wie schwer die Himmelsbahn!
Ich bin auf keinen Rosen
Gegangen jederzeit,
Wie etwa die Gottlosen
In stolzer Sicherheit,“ —

der trägt kein Verlangen darnach, nach dem Tode in Wort oder Schrift verherrlicht oder aufbewahrt zu werden!

Raum drei Wochen nachdem Tante Hanna zur Ruhe gegangen war, am 6. August 1694, starb im kräftigsten Mannesalter nach kurzer Krankheit unser allverehrter Kammeramts-Direktor, Herr Hans von Affig, der Dichter des Liedes: „Dreiein'ger, heil'ger, großer Gott!“ Ihn betrauern seine jugendliche Frau und mehrere unmündige Kinder, von denen das jüngste erst am 5. November 1693 geboren ist. Die Leiche des Entschlafenen wurde nach seiner Heimat Zettitz gebracht.

Abermals ist das schlimme Gerücht von der Abtretung des Schwiebusischen Kreises an Kaiser Leopold aufgetaucht und diesmal mit größter Bestimmtheit. In der Stadt herrscht in Folge dessen große Angst und Bestürzung, und die bange Frage: „Was wird aus uns werden?“ wird allenthalben laut. Ach, Gott und Herr, erbarme dich unser! Laß uns nicht abermals in die Gewalt der Römischen geraten!

Die gesamte ev. Bürgerschaft, mit dem Magistrate, hat an Kurfürst Friedrich III. ein herzbewegliches Schreiben gerichtet, worin Seine Durchlaucht gebeten wird, daß er, wenn ja die Abtretung des Kreises erfolgen sollte, doch vorher bei Kaiser Leopold uns Evangelischen die weitere Glaubensfreiheit sichern wolle. Daraufhin erhielten Stadt und Land vom Kurfürsten

eine schriftliche, in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßte Antwort, worin er ihnen fest zusagte, alles zu tun, um ihnen fernerhin die freie Religionsübung zu bewahren.

Weihnachten 1694.

Wir haben das liebe Weihnachtsfest recht still und besorgt verlebt, denn es ist leider zur Gewißheit geworden, daß Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, aus politischen Gründen, Schwiebus wieder an Oesterreich abgetreten hat! Die Weihnachtspredigt des Herrn Pastors Livius enthielt darum neben dem festlichen Loben und Danken eine demütige, inbrünstige Bitte um Schutz und Bewahrung in den kommenden Tagen.

Januar 1695.

Es ist geschehen! Wir sind wieder österreichisch! Am 10. Januar 1695 ist die Retradition des gesamten Schwiebuser Kreises an Kaiser Leopold erfolgt! Was diese Tatsache für uns und unsere Zukunft bedeuten mag, weiß Gott allein! Kurfürst Friedrich hat zwar aus allen Kräften für die Sicherstellung unserer Glaubensfreiheit gewirkt. Doch verspreche ich mir nicht allzuviel davon! Die österreichischen Herrscher haben bis jetzt uns Protestanten fast fast niemals Wort und Treue gehalten! Ich erinnere nur an den Majestätsbrief und dessen himmelschreiende Nichtachtung! Ich glaube darum ganz gewiß, daß wir früher oder später wieder die alten traurigen Zustände wie von 1628—1686 zu erwarten haben.

Die Katholiken in der Stadt triumphieren natürlichermassen, und der gewesene Bürgermeister von Sommerfeld sagte mir neulich ganz ungescheut: „Mit der evangelischen Herrlichkeit hat es nun bald ein Ende, mein lieber Sckerle. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Jetzt kommen wir wieder an die Reihe! Laßt uns nur erst die volle Gewalt haben!“

„Nun, ich hoffe zu Gott, Kaiser Leopold wird Kurfürst Friedrichs Fürbitte von wegen unserer Glaubensfreiheit be-

rücksichtigen," rief ich erregt. „Hat doch der gewesene evangelische Herrscher euch Katholiken dieselben Rechte und Gnaden wie uns, seinen Glaubensgenossen gewährt! Wenn der Kaiser gerecht sein will, muß er es nun mit uns, seinen evangelischen Untertanen, ebenso halten.“

„Gebt Euch nur keinen unnützen Hoffnungen hin," lachte Sommerfeld höhnisch. „Ich weiß es besser. Ich habe schon ein Böglein singen hören. Uebrigens, Kaiser Leopold ist, wie jeder-
mann bekannt ist, ein guter katholischer Christ, und als solcher hat er von vornherein die Pflicht, alle verirrtten Schäflein, sei es durch Güte oder Gewalt, in den rechten Schafstall zurückzutreiben. Ich gebe Euch daher den freundschaftlichen Rat: werdet gutwillig katholisch. Dann könnt Ihr es so haben wie ich, und werdet ein vornehmer, angesehener Mann, dem es weder an Geld noch Anerkennung mangelt.“

„Niemals, niemals!" rief ich empört. „Was denkt Ihr von mir? Nicht alle Menschen sind, um äußerlicher Vorteile willen, käuflich! Lieber evangelisch in Not, als katholisch Brot!"

Der also Abgewiesene sah mich mit einem bösen Blick an. „Nun, nun, Sckerle, hütet Eure Zunge! Ich könnte bei Gelegenheit an Eure anzügliche Rede denken! Eure Familie ist so wie so beim bischöflichen Stuhl übel angeschrieben.“

„Solches gereicht uns zur Ehre," entgegnete ich ruhig, „und dann, Herr von Sommerfeld, gedenkt Ihr nicht daran, daß Ihr mit Euren Maßnahmen gegen die evangelische Kirche auch Mitglieder Eurer eigenen Familie trifft? Eure eigne, fromme Frau ist, trotz aller Quälereien, mit ihren Töchtern gut lutherisch geblieben, und Eure beiden Schwiegersöhne, Herr Dreher und Herr Rudolphi, sind gleichfalls evangelisch.“

„Leider Gottes," rief Sommerfeld zornig, „aber ich werde schon noch Mittel finden, alle herumzubringen! Die Weiber sind immer halsstarriger, bei meinen Söhnen ist es mir besser ge-

glückt! Beide sind hochgestellte, katholische Geistliche und zur Zeit in Rom, wo sie mir, hoffe ich, recht nützlich werden sollen.“

Ich konnte mir ungefähr denken, was er damit meinte, und sagte ernst: „Belastet Euer Gewissen nicht allzusehr, Herr. Euer Sterbestündlein möchte Euch sonst zu schwer werden!“

„Das ist meine Sache,“ rief Sommerfeld verstimmt und ging ärgerlich davon.

Ostern 1695.

Noch ist alles, Gottlob! beim Alten, und wir erfreuen uns trotz Sommerfelds Reden noch derselben Glaubensfreiheit, wie unter Kurfürst Friedrich von Brandenburg. Die kräftige Fürsprache dieses leutseligen, evangelischen Fürsten scheint doch gute Früchte zu tragen. Hoffnungsfroh und freudig haben wir das liebe Osterfest begangen und dabei auch von Herzen für unseren Landesherrn, Kaiser Leopold gebetet, wollen wir ihm doch gerne fromme und getreue Untertanen sein.

November 1695.

Gott, der Herr, ist meinem Hause sehr gnädig gewesen, denn am 23. November dieses Jahres erfreute er mich und meine Beata samt den Großeltern durch die Geburt eines kräftigen Knaben, der in der heiligen Taufe den althergebrachten Stammnamen „Michael“ erhielt. Paten waren: Frau Pastor Livius, Frau Georg Kuchling, Herr Sigismund Specht, Herr Andreas Kube und Herr Hans Köhler. Es ist dies derselbe Herr Specht, dessen gemeinsamen Taufgang mit Tobias Schulke und Hans Ummütz nach Niekern Tante Hanna ausführlich beschrieben hat (S. 175 f.).

Bei dem Tauffchmause erzählte er Herrn Pastor Livius ein mehreres von der gefährlichen und beschwerlichen Wanderung durch die kalte Octobernacht, und besonders, daß sein Söhnlein so erbärmlich unterwegs geschrien habe, daß er es nur mit Mühe und Not habe beschwichtigen können. „Aber die Taufe nachher in der nächtlich-stillen Dorfkirche war desto schöner,“

schloß er. „Ewig unvergeßlich wird mir diese ergreifende Feier bleiben!“

Mein Vater nickte zustimmend: „Ich habe es auch erfahren und weiß, wie es tut! Bei Nacht und Winterkälte bin ich mit meinen neugeborenen Kindern meilenweit allein ins Brandenburgische gegangen! Welche Freude, wenn ich endlich, endlich das Grenzdorf erreicht hatte, und der Pastor nekte die Stirne der Kleinen mit dem Taufwasser! Es ist merkwürdig, daß solch schwer errungenes Gut meist doppelt Wert für uns hat! und noch merkwürdiger ist es, daß keinem einzigen der Neugeborenen der Weg durch Kälte, Schnee und Regen geschadet hat!“

Pastor Vivius hatte aufmerksam zugehört. „Ihr seid zu beneiden, meine Freunde, daß ihr um des Glaubens willen solches leiden durftet! Ich meine fast, Gott hat die Menschen ganz besonders lieb, die er durch derartiges Marthrium gehen läßt. Herr Menatus Scharle hat mir neulich ausführlich die Nöte und Verfolgungen seines Schwiegervaters, des ehemaligen hiesigen Pastors, Herrn Johannes Baptista Gebel erzählt, und da habe ich den frommen, treuen Mann und sein tapferes Weib von Herzen bewundert! Was hat doch jene trübe Zeit unter den Dichtensteinern für heldenhafte, todesmutige Bekenner geschaffen! Denkt nur an Drabsches, Pfeffers, Hirsekorns und die andern alle, die um ihres Glaubens willen mit Freuden Hab und Gut, Leib und Leben dahin gaben! Ich habe mich schon manchmal gefragt, ob ich selber in der Stunde der Versuchung wohl so glänzend bewähret würde!“

„Wer weiß, vielleicht müssen Ihr und wir schon in aller-nächster Zeit derartige Proben ablegen,“ sagte Bürgermeister Dreher, der auch zugegen war, trübe lächelnd.

Wir sahen ihn erschrocken an. „Um Gott, Herr Dreher, was wollt Ihr damit sagen?“

„Nichts anderes, als daß etwas gegen uns und unsere Glaubensfreiheit im Werke ist,“ entgegnete der Gefragte ernst.

„Noch weiß ich nichts Gewisses, aber aus einigen Äußerungen meines Schwiegervaters schließe ich, daß er wegen gänzlicher Schließung unserer Kirche schon seit längerer Zeit mit seinen geistlichen Herren Söhnen im eifrigen Briefwechsel steht. Wollte Gott, meine Vermutungen wären falsch! Aber ich glaube sicher, ich täusche mich nicht. Die außerordentlich gute Laune Sommerfelds läßt auf Urges schließen!“

„O weh, unsere liebe, neue Kirche sollte schon wieder geschlossen werden?“ rief meine Beata betrübt. „Ach, nein, das kann doch der Herr nicht zugeben!“

„Gottes Rat ist oftmals wunderbar und unserem eignen Willen ganz entgegen,“ sagte mein Vater leise. „Wen der Herr lieb hat, den straft und züchtigt er, um ihn auf diese Weise desto sicherer zu sich zu ziehen! Ich meinstetils bin ganz der Ansicht Herrn Drehers und halte dafür, daß wir früher oder später wieder in Glaubensnot geraten werden! Möge dann der Allmächtige uns allen gnädig sein, daß keiner von uns aus Furcht vor Strafe, oder gar um äußerer Vorteile willen, seinen Glauben verleugnet!“

„Amen!“ rief Herr Bivius inbrünstig, während wir andern, insonderheit die Frauen, uns einer gewissen Beklommenheit nicht erwehren konnten.

Sommer 1697.

Die Veränderung unserer Regierung von einer evangelischen in eine katholische macht sich immer fühlbarer. Die Kaiserlichen legen uns, wo sie nur irgend können, Steine in den Weg, und allgemach werden die Protestanten aus den öffentlichen Ehrenämtern ausgestoßen. Mein Vater meint, daß das nur der Anfang vom Ende sei!

Ach, lieber Herr, verhüte es in Gnaden! Wir wollen ja gerne Verachtung und Hintanzetzung ertragen, wenn uns nur die freie Übung unseres Bekenntnisses gelassen wird!

August 1698.

Am 5. August 1698 hat uns der treue Gott abermals ein Söhnlein geschenkt, das in der heiligen Taufe den Namen „Jakob“ erhielt. Wir haben diesmal kein frohes Tauffest gehalten, denn die Hand des Herrn liegt schwer auf unserer evangelischen Gemeinde und es hat ganz den Anschein, als wenn es bald mit aller Glaubensfreiheit ein Ende haben sollte. Gestern kündigte Sommerfeld uns an, daß die Schließung unserer Kirche schon so gut wie angeordnet wäre; er warte nur noch auf die Kaiserlichen Kommissarien, um den Akt vorzunehmen.

Ich glaube, mir traten vor Schmerz über solche Nachricht unbewußt die Tränen in die Augen, denn der andere sagte höhniisch: „Ihr seid sehr weichmüthig, Herr Sckerle. Wie wird es Euch da gehen, wenn erst aus allem Ernst wird?“

„Dann wird mir Gott selber Kraft zum Tragen und zur Beständigkeit verleihen,“ rief ich unwillig über den Spott des argen Mannes. „Denkt lieber daran, Herr von Sommerfeld, ob Ihr auch alles, was Ihr jetzt tut, dereinst vor des Höchsten Richterstuhl werdet verantworten können!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte ich mich um und ging davon. Es ist mir aus dem Gehörten nicht mehr zweifelhaft, was nun kommen wird!

Weihnachten 1700.

Länger denn zwei Jahre habe ich nicht mehr in das Buch geschrieben, denn es gab weder Neues, noch etwas Gutes zu vermelden.

Im ganzen und großen ist unser Zustand noch derselbe, wie anno 1698: Wir schweben immer zwischen Furcht und Hoffnung der Dinge, die da kommen sollen! Noch dürfen wir unsere Kirche zu den regelmäßigen Gottesdiensten benutzen und freuen uns dieser Gnade mit Bittern, aber Sommerfeld meint, daß im neuen Jahre ganz gewiß eine gründliche Änderung der Dinge eintreten würde. Der eifrige Katholik ist sehr ungehalten, daß

sich die Sache so verzögert hat. Wir aber, wir danken Gott für diese Frist und bitten, daß sie noch recht, recht lange währen möge!

25. April 1701.

Das Schreckliche ist geschehen! Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse sind wir abermals unserer Kirche und aller sonstigen Glaubensfreiheiten beraubt worden!

Gestern abend trafen zu unserem Entsetzen der Oberamtsrat, Graf von Schlegenberg, und der Assistenzrat, Graf von Myncrowski, in Schwiebus als Kaiserliche Kommissarien ein, und alsbald verbreitete sich in der Stadt wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß es sich um nichts Geringeres, als um die Schließung unserer Kirche handle! Eine Vermutung, die sich nur zu schnell bestätigte!

Am Morgen des 25. April 1701, diesem unglücklichen Tage, begaben sich die beiden Kaiserlichen Kommissarien, begleitet von ihren Dienern und folgenden katholischen Ratmännern und Helfern: Theodor von Sommerfeld, Georg Wehlisch, Jakob Buttke und Christian Schulz, nach der evangelischen Kirche. Der lutherische Bürgermeister, Gottfried Dreher, mußte auf ausdrücklichen höheren Befehl gleichfalls mitgehen. Eine große weinende Volksmenge schloß sich dem traurigen Zuge an.

Als man bei der Hauptthüre der neuen Kirche angekommen war, befahl Sommerfeld grausamerweise seinem protestantischen Schwiegersohne Dreher, das Gotteshaus zu versiegeln; und als dieser fromme, evangelische Christ sich standhaft weigerte, solches zu tun, da es gegen sein Gewissen gehe, rief er drohend und zornig: „Herr Sohn, vollziehe er seinen Befehl!“

Doch Dreher kehrte sich nicht an den Grimm des eifrigen Katholiken, sondern beharrte ruhig auf seiner Weigerung. Da rief Sommerfeld wütend: „Nun, so kostet es ihn sein Hab und Gut!“

„Darnach frage ich wenig,“ entgegnete fast heiter der treue Protestant, drehte der Kommission den Rücken und ging davon.

Zornig blickte Sommerfeld ihm nach und nahm dann mit Hilfe der Kaiserlichen selber die Versiegelung vor.

Als er das Kaiserliche Insiegel an die Thür der Kirche legte, ging lautes Weinen durch die umstehende Menge und selbst ergraute Männer schämten sich dieser Schmerzenstränen nicht. Sommerfeld aber blickte triumphierend auf die Betrübten und die Freude über seinen endlichen Sieg war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. Traurig gingen mein Vater und ich, die wir auch bei der Schließung zugegen gewesen waren, nach Hause, und unsere Frauen weinten bitterlich, als wir ihnen die schmerzliche Begebenheit erzählten.

Dreher's mutige Weigerung hat in der evangelischen Gemeinde überall Freude und Genugthuung hervorgerufen, und der Wunsch, ihm im Bekenntnis nachzueifern, erfüllt jedes Herz. Die vorige Verzagttheit ist fast gänzlich gewichen, und eine gewisse Märtyrersfreudigkeit ist über uns gekommen. Es ist merkwürdig und eine große Gnade Gottes, daß mit der zunehmenden Noth auch Mut und Widerstandskraft wachsen!

Gottfried Dreher hat übrigens allbereits die Folgen für sein treues Bekennen auf sich nehmen müssen! Er ist seines Amtes als Bürgermeister entsetzt worden, und hat noch außerdem harte Strafe erlitten! —

Einen Tag später.

Die Hiobsposten mehren sich. Soeben hat Herr Pastor Livius den Ausweisungsbefehl erhalten. Binnen acht Tagen muß der teure Mann mit Frau und fünf kleinen Kindern die Stadt verlassen haben. Schneller, als er gedacht, ist die Zeit gekommen, da er von seiner Standhaftigkeit Probe ablegen darf! Ich bin gewiß, er wird herrlich bestehen! Wer so wie er im Glauben und in der Demuth wandelte, der verleugnet seinen Herrn nicht um irdischer Vorteile willen. Auch der evangelische Lehrer, Herr Kantor Dumpfius, muß mit den Seinen zum Wanderstabe greifen.

3. Mai 1701.

Heut früh hat unser treuer Pastor Livius mit den Seinen die Flucht angetreten und seinen Weg über Rutschlau nach Züllichau genommen. Unter viel Weinen und Klagen begleitete die Gemeinde den verehrten Seelsorger aus der Stadt.

Ich mußte immer daran denken, wie er damals, am Tauf- tage meines Sohnes, das Martyrium Gebels bewundert und beneidet hattel! Ach nun war er selber auch so weit! Als wir mit den Flüchtlingen die Stadt hinter uns hatten, ließ Pastor Livius den Zug anhalten, wandte sich zu der trostlosen Menge und hielt über Amos 8, 11: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören,“ eine herzbewegliche Predigt. Er beklagte darin das traurige Schicksal der Gemeinde unter Tränen und empfahl sie als verlassene Schafe, die keinen Hirten hätten, der Treue und Aufsicht des obersten Erzhirten; hielt ihnen ihre Sünden, dadurch sie sich des göttlichen Wortes selbst beraubt und die Weissagung des Propheten an sich erfüllet hätten, nachdrücklich vor und versicherte sie zuletzt, daß Gott dem bußfertigen Sünder den Zugang zu seiner Gnade nicht verschließe, und daß er sich ihrer und ihrer Nachkommen wieder erbarmen werde. Dann nahm er unter großer Bewegung Abschied von seinen weinenden und klagenden Zuhörern und setzte seine Reise nach Züllichau fort. *)

*) Pastor Livius war nicht, wie ehemals Gebel, das Glück beschieden, in seine Schwiebuser Gemeinde als Geistlicher zurückzukehren, denn diesmal dauerten die Religionsverfolgungen und Bedrückungen ohne Unterbrechung von 1701—1741! Der vertriebene Pastor ging, wie schon gesagt, zuerst nach Züllichau. Von dort wandte er sich an den Hof nach Berlin, durch den er später zum Pastor Primarius zu Angermünde in der Uckermark befördert wurde. Sein in Schwiebus geborener Sohn folgte ihm darauf im Amte und schrieb, als die Vaterstadt endlich durch Friedrich den Großen die Glaubensfreiheit zurück erhielt, einen herzinnigen Glück- und Segenswunsch an den derzeitigen Schwiebuser Primarius Gerasch.

Traurig kehrten wir nach Hause zurück, und als wir dabei an der geschlossenen und verwaisten Kirche vorüber kamen, begannen meine Mutter und Beata heftig zu weinen: „Ach Gott! nun sind wir ganz verlassen!“ „Nein, nein, zaget nicht,“ rief mein Vater mit starker Stimme. „Wißt ihr nicht, daß der Herr gesagt hat: ‚Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen?‘ Und ob er jetzt auch eine Weile mit seiner Hilfe verziehet, so wird er sich unserer doch ganz gewißlich wieder erbarmen!“

Weihnachten 1702.

Es macht mir keine rechte Freude mehr, in dieses Buch zu schreiben, denn viel Gutes ist leider nicht zu berichten! In der Stadt geht es gar wüst zu. Trotzdem doch nur ein verschwindend kleiner Teil der Einwohner katholisch ist, haben sie alles Regiment vollständig an sich gerissen und aus Magistrat usw. jeden befreit, der nicht römisch werden wollte. Gott Lob, haben sie nur in drei Fällen bei fast beschränkten Leuten ihr Ziel erreicht! Der eine von ihnen, Christian Schulz, der Kürschner, der vordem „nichts war“, „nichts hatte“ und „nichts konnte“, ist durch die Annahme der katholischen Religion mit einemmal ein wohlweiser, angesehener Herr geworden!

Ich möchte trotzdem nicht in seiner Haut stecken! Wie ganz anders steht doch unser gewesener, frommer Bürgermeister da! Der hat für seinen Glauben Ehre, Ansehen und Vermögen dahingegeben und wird nächstens, weil man ihm von römischer Seite immer noch keine Ruhe läßt, aus seiner Vaterstadt auswandern! Ja, Herrn Gottfried Dreher kann sich ein jeder laue Protestant zum Vorbilde nehmen!

Ostern 1703.

Am Karfreitag ist mein lieber Vater im hohen Alter von 86 Jahren sanft und selig im Herrn entschlafen, und am Ostermontage haben wir ihn in aller Stille christlich zur Erde bestattet. Keine Glocke läutete zu der ernstesten Feier, und kein Geist-

licher sprach an dem offenen Grabe, leben wir doch wieder in der Zeit der Verfolgung und Bedrückung!

Troßdem waren unsere Herzen voll Trost und Hoffnung. Wer so in Fried' und Freude, wie Renatus Sæerle, seinem Herrn entgegenging, der brauchte keine irdischen Ehren mehr, der hatte das beste Theil, „die Krone des Lebens“, bereits empfangen!

Acht Tage später.

Die liebe Mutter hat den, der mehr denn 50 Jahre ihre irdische Stütze war, nicht lange überlebt! Ihre Sehnsucht nach dem Vorangegangenen war zu groß. Gestern früh ist sie getrost und fröhlich wie ein Kind heimgegangen. Schläft im Frieden, ihr liebsten Eltern! Wir vermissen euch gar sehr, aber wir hoffen, euch durch des Herrn Gnade dereinst da oben wieder zu sehen!

12. Dezember 1703.

Heute früh um 7 Uhr hat sich eine gar merkwürdige Begebenheit zugetragen. Der große, eiserne Kiesel an unserer Kirchthür sprang plötzlich ohne sichtbare Ursache mitten entzwei, das Schloß öffnete sich und die Thür tat sich von selber auf. Darüber entstand große Bewegung in der Stadt, und wir benutzten mit Freuden die Gelegenheit, in unser uns durch höhere Hand geöffnetes Gotteshaus zu ziehen und nach Jahren wieder an geweihter Stätte unsere Andacht zu verrichten.

Leider sollten wir nicht allzulange dieses Glück genießen! Theodor von Sommerfeld sorgte alsbald dafür, daß die Kirche wieder geschlossen wurde. O weh! über den argen Mann, der uns unsere Freude so bald störte!

Weihnachten 1704.

Vor acht Tagen habe ich mein neugeborenes Söhnlein „Gottfried“ heimlich zur Taufe ins Brandenburgische getragen, grade so, wie einst mein seliger Vater mich! Es war bitterkalt und ich dachte kaum, daß ich das Kind lebend heimbringen würde.

Aber siehe da, es hat ihm gar nichts geschadet! Nur mich nahm am andern Tage der Probst ordentlich vor und ließ mich tüchtig Strafe zahlen, hat mir auch im Wiederholungsfalle mit Stock und Gefängnis gedroht.

Nun, ich mache mir nicht viel aus seinem Schelten. Was meine Väter ertragen haben, kann ich auch ertragen!

Bittern Kummer bereitet es mir, daß mein Ältester, der neunjährige Michael, in die katholische Schule gehen muß. Glücklicherweise weiß der kluge Junge schon, warum es sich handelt, und meine Religionslehre, die ich ihm nach den gezwungenen Schulstunden erteile, macht großen Eindruck auf ihn.

Junii 1705.

Am 5. Mai 1705 ist Kaiser Leopold gestorben, nachdem er über 47 Jahr regiert hat. Sein Sohn, Joseph I., ist ihm nun in der Regierung gefolgt, und manche von uns versprechen sich eine Besserung in den bestehenden religiösen Verhältnissen. Ich meinstheils hege derartige Hoffnungen nicht, den Joseph ist ein ebenso eifriger Katholik als sein Vater. Unsere Hilfe steht allein bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!

Ach, wenn wir diesen Trost nicht hätten, was fingen wir dann an? Herrschen doch in der armen Stadt wieder dieselben Zustände, wie in den erst beschriebenen Verfolgungszeiten; Gott allein weiß, was wir leiden, und er allein kann auch helfen!

Unser gewesener gnädiger Landesherr, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, jetzt König Friedrich I. von Preußen, der ein herzliches Mitleid mit unserer kläglichen Lage hat, ist bis jetzt bei dem Kaiser für uns vergeblich vorstellig geworden. All seine Fürsprache hat nichts geholfen!

Juli 1706.

Übermaß ist die große Hauptthür an der Kirche mit einem starken Knall, ohne daß ein Niegel verletzt wurde, aufgesprungen! Am 6. Juni 1706, nachmittags 3 Uhr, ereignete sich solche wunderbare Begebenheit, und wir sahen dies als eine Aufforderung an,

dem Höchsten in der Kirche unsere Anbetung darzubringen. Die gesamte evangelische Gemeinde zog in das Gotteshaus und sang und betete darinnen mehrere Wochen nach Herzenslust!

Und wiederum war es der alte Sommerfeld, der uns dieses bescheidenen Glückes beraubte! In der Morgendämmerung des 3. Juli schlich dieser übereifrige Katholik trotz seines hohen Alters und trotzdem er fast erblindet war, zur Kirchentür und verschloß sie wieder, so gut er konnte!*)

*) Über diesen den Evangelischen so feindlich gesinnten Bürgermeister schreibt Pastor Knispel in seiner Chronik wörtlich folgendes:

„Der Burgemeister Theodor von Sommerfeld hat seinen Lebenslauf schriftlich hinterlassen. Er sagt darinnen, er sei 1632 den 8. September, als wegen der großen Beschwerden viele aus der Stadt Schwiebus geflüchtet, zu Bentzen in Pohlen in diese Sterblichkeit geboren, und darauf den 12. ejusd. zu der heiligen Taufe gebracht worden. Sein Vater sey Daniel Sommerfeld, gewesener Burgemeister und Syndicus bei der Stadt Schwiebus gewesen, die Mutter aber Frau Maria, des Geschlechts eine Kaldenbachinn gewesen. Hierauf gedenkt er seiner ersten Ehe mit der Jungfrau Anna Bogtinn, mit welcher er sich am 15. Febr. 1661 in der Pfarrkirche zu Schwiebus copuliren lassen; ohne zu melden, daß er das Tuchmacher Handwerk erlernt und nachgehends auch Oberältester dieses Gewerkes gewesen sey. Seiner Religionsveränderung gedenket er mit diesen eignen Worten: ‚Anno 1662 den 5. März bin ich ganz freywillig zu der alleinseligmachenden katholischen Religion übergetreten und habe in dem Kloster Paradies Confession getan.‘ (Er ist also schon über vier Jahr heimlich katholisch gewesen!) Er hält es weiter für eine große Ehre, daß er, wie er schreibt, ‚zween geistliche Herrn Söhne‘ hat, von denen der eine Weihbischof in Breslau war. Von seinen Ämtern schreibt er: ‚Anno 1666 den 20. Febr. hat eine hochlöbl. Königl. Amts-Commission mich zum Richter bey der Stadt Schwiebus bestellet. Anno 1666 den 9. März bin ich von dem hochlöbl. Königl. Großglogauischen Amte zum Hoferrichter Schwiebusischen Weichbildes eingesetzt, und das Juramentum in Glogau von mir in der Königl. Amtsstube darüber abgenommen worden. Anno 1668 am 1. Julii, auf Kaiserl. Befehl hat der Großglog. Herr Landeshauptmann, weil. Herr Georg Abraham, Freyherr von Dyhern, der Bürgerschaft bey der Stadt Schwiebusen mich zum Burgemeister vorgestellt und gewöhnlichen installirer. Anno 1672 am 1. Jan. hat die

Im übrigen hat dies wiederholte Aufspringen der Türen auf die evangelische Gemeinde ermutigend und belebend gewirkt. Wenn diese Begebenheit auch immerhin ihre natürlichen Ursachen gehabt haben mag, so hat sie doch sichtlich dazu gedient, Betrachtungen darüber anzustellen, daß der Herr, gleichwie er diese Schlösser durch Zeit und Verfall aufstat, uns ganz gewiß auch wieder den freien Zugang zu dem Gottesdienste in unsrer verschlossenen Friedenskirche öffnen kann und wird!

Weihnachten 1707.

Eine schöne Hoffnung ist uns vernichtet worden!

Kaiser Joseph hatte, von König Karl XII. von Schweden wegen der Verfolgung der evangelischen Schlesier hart bedrängt, mit diesem nordischen Fürsten 1706 die sogenannte „Altranstädtsche Konvention“ geschlossen. Danach sollte den so lange gequälten Protestanten volle Religionsfreiheit gewährt und ihnen 125 der ungerechterweise entrißenen Kirchen zurückgegeben werden.

Beim Bekanntwerden dieser Bedingungen ging ein Jubelschrei durch das ganze evangelische Schlesien, und auch wir blickten hoffnungsfroh in die Zukunft. Wir hatten uns getäuscht! Weil Schwiebus zum Erbfürstentume Glogau gehörte, war der armen Stadt nicht ausdrücklich und namentlich in der Konvention ge-

hochlöbl. Schlesische Kammer zum Zolleinnehmer mich dahier bestellen lassen. Gleichwie ich nun alle meine Ämter wider meinen Willen annehmen müssen; also habe ich solche auch, als die Stadt 1686 an Churbrandenburg übergeben worden, aus erheblichen Ursachen nach und nach freywillig resigniret und abgetreten; absonderlichen damit ich dem lieben Gott zu dienen desto bessere Gelegenheit erhalten könne. Wie sorgfältig ich aber meinen Ämtern vorgestanden, davon will ich nichts sagen, denn es werden andere mir alles Gutes und Rühmliches nachzureden wissen.“

Dieses letzte mögen seine neuen Glaubensgenossen getan haben! Denn die Evangelischen geben ihm schuld, daß er sie durch seine Briefe, die er an seine geistlichen Herrn Söhne nach Rom geschrieben, um ihre Kirche gebracht hat.

Samuel Gotthilf Knißpel

(1763) Pastor zu Schwiebus.

dacht worden, und aus diesem Grunde haben wir so gut wie gar keinen Nutzen von König Karls gnädiger Vermittlung. Wir erhalten weder unsere Kirche, noch die sonstigen Rechte der freien Religionsübung zurück!

Wir haben übrigens im verflossenen Jahre verschiedene Mal unliebsamen kriegerischen Besuch gehabt. So kam z. B. der berüchtigte Parteigänger Schmiegelsky mit seiner ganzen Bande in die Stadt und hauste sieben Tage in wenig angenehmer Weise. Wer weiß, wie lange sie noch geblieben wären, wenn nicht der umliegende Adel, denen die Räuber alles Vieh genommen hatten, sich bewaffnet hätte und in die Stadt marschiert wäre. Der kommandierende Kavaler stellte seine Leute schußfertig auf dem Markte auf und ließ dann den Chef der Freipartei fragen, ob er das gestohlene Vieh herausgeben und dann gutwillig die Stadt verlassen wolle. Zum Glücke willigte Schmiegelsky ein, und so wurde ein großes Blutvergießen verhindert.

Weihnachten 1709.

Ein wenig von den Vorteilen der Ultrastädtischen Konvention ist doch noch auf uns gekommen! Wir dürfen unsere Kinder jetzt wenigstens ungestraft auswärts evangelisch taufen lassen, wenn wir nur sonst die Gebühren in der Stadt bezahlen!

Ach, warum konnte nicht auch unsere Kirche unter jenen 125 sein! Das schöne, neue Gotteshaus ist durch die Verwahrlosung ganz heruntergekommen! Es ist so recht ein Bild unserer armen, geprüften Gemeinde, die ohne jegliche geistliche Pflege nach außen hin einen traurigen Anblick bietet.

Im Innern freilich ist es, Gott Lob, noch besser bestellt! Trotz aller Nöten und Quälereien ist keiner mehr vom Glauben gefallen, und an Stelle des fehlenden Pastors besleißigt sich ein jeder Hausvater, den Seinen die Lehren unseres teuren Bekenntnisses einzuprägen und im Gedächtnisse zu erhalten.

Der schwere Tod des katholisch gewordenen Abraham Hirse-

korn ist übrigens vielen eine ernste Mahnung zur Treue und Standhaftigkeit geworden. Dieser am 2. Januar 1708 verstorbene Mitbürger, der durch seinen Übertritt zur römischen Kirche große äußere Vorteile erwarb, sagte auf dem Totenbette zu seiner Wärterin in größter Angst: „Wie gut hat es sich doch katholisch gelebt, aber wie böse, wie böse stirbt es sich nun katholisch!“ Wahrlich eine ernste Warnung für alle die, die um des guten Lebens willen ihrem Glauben untreu werden wollen!

Weihnachten 1710.

Es ist immer noch keinerlei Besserung in unseren Religionsverhältnissen eingetreten. Nach wie vor werden wir gedrückt, verfolgt, verachtet und an allen Orten geängstigt! Alle unsere Bitten, die wir deswegen neuerdings Kaiserlicher Majestät unterbreiteten, sind umsonst gewesen, und auch König Friedrich I. von Preußen hat sich vergeblich für uns bemüht. *)

Seine diesbezüglichen vielfachen Vermittlungsversuche waren sowohl bei Kaiser Leopold als auch Joseph ganz umsonst: Die katholische Geistlichkeit verhinderte stets die guten Wirkungen so wichtiger und von so mächtigen Personen getanen Vorstellungen! Gottes Stunde ist noch nicht gekommen! Geduldig müssen wir uns in seinen unerforschlichen Rathschluß fügen, und um unserer Sünde willen demüthig solche Strafe auf uns nehmen!

17. April 1712.

Heut ist die verschlossene Thür unserer Kirche zum drittenmal, und ohne daß ein Niegel verlegt wurde, von selber aufgesprungen. Mit Freuden sind wir alle da gleich in das geöffnete Gotteshaus gezogen, und haben den Herrn gemeinsam von Herzen gebeten, uns gnädiglich bald die Glaubensfreiheit wiederzugeben.

*) Die Wiedergabe der diesbezüglichen Originalbriefe mußte leider aus Raumangel unterbleiben. D. Verf.

Juli 1712.

Über zehn Wochen lang durften wir uns unserer Kirche freuen. Dann konnten etliche katholische Männer solches nicht mehr mit-
ansehen! Am 5. Juli vormittags gingen der Bürgermeister
Christoph Wenzel Langer und der Ratmann Caspar Künzel und
schlossen die Thüre wieder zu! Ob die Verblendeten wohl im
Ernst meinen, Gott einen Dienst damit zu tun?

Bürgermeister Langer sagte mir nämlich auf meine inbrünstige
Bitte, die Kirche offen zu lassen: „Wo denkt Ihr hin, Meister
Scherle? Solches ist meine Pflicht und geschieht zu Gottes und
des Kaisers Ehre und Nutzen!“

„Zu des Kaisers Ehre und Nutzen?“ wiederholte ich betrübt.
„Herr Langer, ich bitte Euch, denkt doch einmal ernstlich nach,
ob dies wirklich der Fall ist! Seht Euch die durch die fort-
währenden Religionsverfolgungen entvölkerte, verarmte und gänz-
lich heruntergekommene Stadt an, ob sie in ihrem jetzigen Zu-
stande dem Kaiser zum Nutzen gereicht? Vor dem Beginne der
päpstlichen Gegenreformation war Schwiebus eine volkreiche,
wohlhabende, blühende Stadt, die ihre Abgaben und Steuern
reichlich und pünktlich zahlte, und gar oftmals den jeweiligen
Herrschern große Geldsummen vorstrecken konnte! Jetzt aber, jetzt
haben wir kaum noch das notdürftige Leben und können mit
Mühe unsern staatlichen Verpflichtungen nachkommen! Der größte
Theil der vermögenden Bürgerschaft ist längst, um Ruhe zu haben,
ins Brandenburgische und Polnische gezogen, so daß die einstige
Einwohnerzahl von Schwiebus auf ein Viertel ihrer früheren
Stärke zusammen geschmolzen ist! Sagt nicht: ‚Das habe der
Krieg getan.‘ Wie oft ist die Stadt in den früheren Jahr-
hundertern von Feinden belästigt worden und hat sich dennoch
wieder immer ganz schnell und völlig erholt, wie alle Orte, die
Glaubensfreiheit genießen!

„Denkt nur daran, wie Schwiebus in den kurzen Jahren
unter brandenburgischer Herrschaft in so erfreulicher Weise anfang

aufzublühen! Die in die Nachbarländer verzogenen Stadtbürger kamen wieder und alles gewann schon einen heiteren, wohlhabenden Anstrich. Handel und Gewerbe hoben sich in wunderbarer Schnelle und allenthalben wurde froh und fröhlich gearbeitet! Da erfolgte die unglückliche Retradition des Kreises, und alles war wieder vorbei! Die kaum Zugezogenen machten schleunigst, daß sie wieder davon kamen, und wir, die wir aus zwingenden Gründen bleiben mußten, sind gänzlich verarmt! Ja, seht Euch nur die Stadt an! So wie sie jetzt ist, ist sie ein Werk der römischen Unbulsamkeit! Ich sage Euch, es wird nicht eher besser werden, bis wir Glaubensfreiheit erlangen! Ihr müßt doch selber einsehen, daß Schwiebus in seinem jetzigen, elenden Zustande keinem zum Nutzen und keinem zur Freude gereicht! Wenn ich an Eurer Stelle wäre, so würde ich alles Mögliche tun, der Stadt bei der Regierung die Glaubensfreiheit zu erwirken. Glaubt mir, auf diese Weise würdet Ihr dem Kaiser ungleich größeren Nutzen schaffen, als mit unserer Verfolgung und der Schließung unserer Kirche!“

Ranger hatte mir wider Erwarten ruhig zugehört und sagte nun fast zustimmend: „Ihr mögt in vielen Stücken recht haben, Herr Sckerle, aber ich kann nicht anders. Meine Religion gebietet mir, Andersgläubige mit allen Mitteln in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurück zu bringen zu suchen.“

„Aber Ihr müßt doch endlich eingesehen haben, daß Ihr Euren Zweck doch nicht erreicht,“ rief ich unwillig. „Wenn die Regierung so fortfährt gegen uns zu wüthen, geht die Stadt schließlich ganz und gar zu Grunde! Ich weiß wieder von etlichen Familien, die die ewigen Quälereien satt haben und nächstens ins Brandenburgische ziehen wollen.“

„Das wäre!“ entgegnete der Bürgermeister ärgerlich. „Das darf nicht geschehen! Das muß ich zu verhindern suchen.“

„Verhindert lieber die himmelschreienden Ungerechtigkeiten gegen uns Evangelische. Dann habt Ihr andere Maßregeln

zum besten der Stadt nicht nötig," sagte ich ernst und ging davon. Früchte hatte meine offene Rede bis jetzt leider nicht getragen. Doch muß ich es Langer zum Ruhm nachsagen, daß er mich deswegen auch nicht in Ungelegenheiten gebracht hat.

Auf den meisten Dörfern des Schwiebuser Kreises sieht es übrigens, Gott sei es geklagt, ebenso traurig wie bei uns aus! Nachdem sie fast ein Jahrhundert mit größter Standhaftigkeit alle Verfolgungen erduldet hatten, sind neulich vier Ortschaften auf eine wenig schöne Weise gänzlich katholisirt worden. Das Dorf Leimniz machte den Anfang. Zuerst wurde der Ortsschulze von den Klostergeistlichen aus Paradies durch lockende Versprechungen betört, und dann kam die Gemeinde an die Reihe. Die Patres ließen eine Tonne Bier anfahren, und als diese leer getrunken und die meisten Bauern berauscht waren, folgten sie, durch Drohungen und Versprechungen gezwungen, dem Beispiel ihres Ortsvorstehers.

Auf diese Weise wurde Leimniz, Minnersdorf, Lugau und Neudörfel 1710 katholisch gemacht. Wer sich ja noch weigerte, mußte Haus und Hof verlassen! Nur einigen alten, evangelischen Wirten erlaubte man, bei ihrem Glauben zu bleiben, wenn der Sohn, der das Bauerngut erbt, die römische Religion annahm. Nach diesem ging es über Gräg und Oppelwitz her. Allein die Einwohner dieser Dörfer waren standhafter, und die Macht und List der Gegner scheiterten an der Glaubensstreue dieser einfachen Bauern. Auch die Bewohner der übrigen Dörfer des Kreises blieben treu und gingen lieber arm und mittellos ins Polnische oder Brandenburgische, ehe sie katholisch wurden.

Weihnachten 1720.

Ein Jahr vergeht nach dem andern, aber keines bringt uns Hilfe! Kaiser Karl VI., der am 17. April 1711 seinem Bruder Joseph in der Regierung folgte, hat leider auch kein Herz für uns arme Evangelische! Ja, unsere Lage ist fast noch trauriger

als früher! Wenn man nicht den festen Glauben hätte, daß der Herr endlich, endlich! doch helfen wird, so könnte man verzagen!

Dazu haben wir seit Sommer 1719 große Teuerung, und der Scheffel Korn kostet 5 Reichstaler, eine Summe, die in gegenwärtigen jammervollen Zeiten kaum die besser gestellten Bürger erschwingen können!

Weihnachten 1723.

Unser Verlangen nach der Predigt des unverfälschten göttlichen Wortes wurde im verflossenen Jahre so stark, daß wir, aller Mißerfolge ungeachtet, einmütig beschlossen, abermals bei des Kaisers Majestät alleruntertänigst um unsere Glaubensfreiheit und Wiederöffnung der Kirche zu bitten. Der katholische Magistrat, der nachgerade auch einzusehen begann, daß mit unserer Unterdrückung die Stadt immer mehr herunter kommt, ließ sich auf unser Ansuchen willig finden, den beiden Deputierten unserer evangelischen Gemeinde ein Unterstützungsschreiben mitzugeben. Ich will nicht unterlassen, dieses Schriftstück hier wörtlich mitzutheilen:

Allerdurchlauchtigster usw. usw.

Ihre Kaiser- und Königl. Majestät geruhen aus begelegten allergnädigst zu ersehen, was die hiesige Evangelische Bürgerschaft, wegen Wiedererlangung ihres hiesigen, Evangelischen, öffentlichen Gottesdienstes, in ihrem 1701 versiegeltem und von Holz und Leimen erbauten Gottes Hause an dieselbe allerunterthänigst, wehmütigst geflehet, und diese ihre Preces, zur erlangenden, Kaiserl. allergnädigsten Resolution, vermittelt unserer pflichtschuldigsten zu begleiten, von uns gebeten.

Nachdem wir nun alle ihre, in obgemeldeten precibus angeführte motiven der Wahrheit ganz conform befunden, dieses noch halb wüßt liegenden, und von Märkischen auch Polnischen confinen ringsum umgebenen Ortes Anbauung hiernächst anders nicht, als durch allergnädigste Wieder-

schenkung des hiesigen, öffentlichen, Evangelischen exercitii religionis, wie solches vorhero allhier gewesen, erlanget werden kan, zumahlen da viele aus denen benachbarten, ausländischen Städten alsdann sich mit ihren Familien so gleich wieder hierher begeben, und den armseligsten Ort in kurzen Jahren völlig populös machen, mithin das Kaiserl. Allerhöchste Interesse, nach allen Orten sehr augmentiren würden: Als haben solches alles zur Kaiserl. allergnädigsten Resolution allerunterthänigst zu begleiten, kraft unserer Amtspflichten, uns nicht entbrechen können, in allerunterthänigster devotion ersterbende,

Allerdurchlauchtigster usw.

Allerunterthänigste treuegehorksamste.

Schwiebus,
den 6ten
September
1623.

Burgemeister, Senior und Rathmanne.
Christian Wenzel Langer, Burgemeister.
Franz Ludwig Dorner, Senior.

Jakob Prüfer,
Christian Schulz,
Franz Schubarth,
Jakob Rudolph,
Rathmanne.

Nachdem wir dies Unterstützungsschreiben von unserem Magistrat erlanget hatten, wandten wir uns auch noch an die Kreisstände, und baten sie in einem Schreiben unterm 7. September 1723, bei Sr. Kaiserl. Majestät unsere allerunterthänigste Preces mit dero Attestato zu sekundieren. Diese bezeugten demnach willigst, daß die von uns getanen Vorstellungen, ohne die allergeringste Ausnahme, völlig begründet und kein anderes und besseres Mittel vorhanden sei, dem Sr. Kaiserl. Majestät oft geklagten Notstande dieses Ortes abzuhelpen, und ihn zu dero höchstem Interesse wieder in Aufnahme zu bringen als die Restitution des Evangelischen Gottesdienstes.

Mit diesen beiden Unterstützungsschreiben und einer sorgfältig ausgearbeiteten Bittschrift gingen nun die beiden Deputierten direkt nach Wien an den kaiserlichen Hof, während die gesamte evang. Gemeinde sie mit ihren heißen Gebeten begleitete. Doch es war nicht des Herrn Wille uns unsern sehnlichsten Wunsch zu erfüllen! Nachdem wir wochenlang in größter Spannung und Hoffnung der Heimkehr unserer Abgesandten entgegen gesehen hatten, kamen sie eines Tages höchst niedergeschlagen an und verkündeten uns traurig, daß ihre Mission fehlgeschlagen sei: Se. Kaiserl. Majestät habe befohlen, daß alles beim alten bleiben solle!

Wer beschreibt unsere Enttäuschung! Ich glaube, so viel Tränen wie nach dieser unglücklichen Botschaft, sind bald nicht in Schwiebus geweint worden!

Ostern 1725.

Anstatt der erhofften Erleichterung sind unsere Religionsbeschwerden fast noch größer geworden! Der Kaiser hatte unterm 27. Juni 1716 wegen der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen ein Edikt ergehen lassen, wonach, wenn keine schriftliche Ehepакten vorhanden wären, die Söhne nach des Vaters, die Töchter aber nach der Mutter Religion erzogen werden sollten.

Diese an sich billige Verordnung wird jetzt von der katholischen Geistlichkeit zu unendlicher Bedrückung mißbraucht. Der Pfarrer geht in den Häusern umher und stellt ordentliche Inquisitionen an, ob unter unsern Vorfahren irgend jemand der katholischen Religion angehört habe, es sei nun Großvater, Großmutter, oder gar noch ein weiterer Vorfahr! Hat er nun Personen gefunden, deren Ahnen katholisch waren, dann verlangt er von den Nachkommen schlechterdings, daß sie römisch werden sollen und zwingt die Armen mit Gewalt, zu ihm in den katholischen Religionsunterricht zu kommen.

Neulich traf dieses Schicksal ein siebenzigjähriges Ehepaar, und die beiden Alten jammerten, während sie zum Propste ge-

führt wurden, so erbärmlich, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen! Doch kein Bitten und Hinweis auf ihr hohes Alter half ihnen! Als sie sich standhaft weigerten, katholisch zu werden, wurden ihre Namen, nebst denen vieler anderer getreuen Bekenner, nach Breslau an das bischöfl. Vikariat=Amt gemeldet. Daraufhin kam von dorthier der Bescheid, diese Widerspenstigen sämtlich auf den Bischofsitz nach Breslau zu transportieren. Zugleich erhielten alle Obrigkeiten und Herrschaften den strengen Befehl, bei hundert Dukaten Strafe die Festnahme solcher Personen schleunigst zu veranlassen.

Wer ermißt den Jammer dieser Ärmsten! Weinend fielen sie ihren Peinigern zu Füßen, und baten himmelhoch, sie in der Heimat zu lassen. Aber als sie auf die Frage, ob sie dann auch gutwillig katholisch werden wollten, mit einem festen „Nein!“ geantwortet hatten, schleppte man sie erbarmungslos, Männer, Weiber und Kinder, nach Breslau, um sie dort nachhaltiger zu bearbeiten!

Bis jetzt ist noch keiner von ihnen zurückgekehrt! Auch hat man nicht das Geringste von ihrem Ergehen vernommen! Möge Gott den Bekennern in Gnaden beistehen und uns alle vor solchem Schicksale bewahren! Ich schwebe jetzt manchmal auch in großer Angst, denn meines Weibes Großmutter mütterlicherseits ist noch katholisch gewesen und auch gestorben. Zum Glück weiß von diesen Umständen kein Fremder, denn besagte Greisin hat nicht in Schwiebus gelebt. Gebe der Herr, daß nie jemand hinter dies Geheimnis kommen möge, denn sonst wäre es um meine Beata geschehen.

Weihnachten 1725.

Endlich wissen wir, wie es unseren armen Glaubensgenossen in Breslau ergangen ist. In einer stürmischen Novembernacht lag ich schlaflos auf meinem Bette; da vernahm ich plötzlich leises Klopfen am Fensterladen. Zuerst erschrak ich nicht wenig, denn in dieser bösen Zeit muß man immer auf das schlimmste

gefaßt sein. Wie, wenn doch jemand herausbekommen hätte, daß meiner Frau Ahne römisch war? Wenn sie jetzt nun kamen und meine Beata holten? Mit pochendem Herzen lag ich und lauschte, ob ich mich vielleicht geirrt habe. Da klopfte es wieder, und eine gedämpfte Stimme rief: „Better Sckerl, Better Sckerl, erbarmt Euch, laßt mich ein! Ich bin es, Hans Abt, den sie nach Breslau geschleppt haben!“

Aufs höchste erstaunt, sprang ich nun in die Höhe und kleidete mich an, indem ich auch zugleich meine Frau weckte, damit sie dem armen Flüchtlinge etwas Warmes bereite. Dann öffnete ich vorsichtig die Thür und ließ den Harrenden ein. Mit einem leisen: „Gott sei Dank!“ trat der erschöpfte Mann ins Zimmer und sank kraftlos auf einen Stuhl. Erst nachdem wir ihm eine Portion Warmbier eingefloßt hatten, kam er etwas zu sich und erzählte nach und nach, wie traurig es ihm und seinen Gefährten ergangen sei. Schon unterwegs hatten sie die unmenschlichste Behandlung, Schläge, Spottreden und Bedrohungen erdulden müssen, aber das war noch gar nichts im Vergleich zu dem, was sie in Breslau erwartete. Auf dem Bischofsstige verfuhr man mit diesen angesehenen, frommen Leuten ärger, als mit den gemeinsten Verbrechern! Nachdem man sie mit Versprechungen und Drohungen vergeblich bearbeitet hatte, katholisch zu werden, sperrte man sie in finstere unflätige Gefängnisse, belegte sie mit Eisen und Banden, und ließ sie dann tagelang hungern und dursten.

Viele erlagen bald diesen Quälereien; andere traten notgedrungen zur römischen Kirche über, um, sobald sie dadurch in Freiheit gesetzt wurden, die Flucht ins Brandenburgische zu ergreifen und dort so schnell wie möglich wieder evangelisch zu werden. Freilich verloren sie auf diese Weise ihr sämtliches, in der Heimat befindliches Hab und Gut. Wieder andere waren ganz fest bei ihrem: „Nein!“ geblieben und schmachteten zurzeit noch hinter dunklen Gefängnismauern!

Meiner Frau Better, Hans Abt, war es gelungen, aus solchem Gefängnisse zu entkommen. Gänzlich entkräftet und mittellos, hatte er sich wochenlang durchs Land gebettelt, bis er endlich die Heimat erreichte, wo er noch Weib und Kind hatte, die er mit sich ins Brandenburgische nehmen wollte. Dies jedoch mußte in größter Heimlichkeit geschehen, damit er nicht etwa abermals ergriffen und nach Breslau zurückgebracht wurde.

Ich bereitete dem armen Better deshalb in einer abgelegenen Bodenkammer ein Lager, versah ihn mit Speise und Trank, und schloß ihn dann sorgfältig ein, damit nicht etwa Knecht oder Magd hinter seine Anwesenheit kämen! Am nächsten Morgen benachrichtigte ich in aller Stille die Angehörigen des Flüchtlings, und diese, hocherfreut über des längst totgeglaubten Vaters und Waters Rettung, ließen willig ihr Häuschen im Stiche und machten sich zur Flucht fertig. Was sie an Geld und Werthsachen besaßen, verbargen sie unter ihren Kleidern, und gingen dann, unauffällig wie zu einem Spazierwege, um die Mittagszeit aus der Stadt nach Niddern zu. Dort sollten sie der Verabredung gemäß, auf den Vater warten, denn diesen konnte ich natürlich nur bei Nacht aus dem Orte bringen. Gott sei Dank, glückte unser Plan vollkommen, und heute befindet sich die ganze Familie in Sicherheit und wohlgeborgen im Brandenburgischen.

Abt schickte mir neulich durch einen Grenzbauern, der mit Frucht in die Stadt kam, Botschaft, wie gut es ihm ginge, und ließ mir zugleich sagen, ich möchte es nur auch so machen wie er. Jedesmal wenn er mit den Seinen ungestört und in Frieden zur Kirche zöge, freue er sich von neuem, daß er endlich die Glaubensfreiheit erlangt habe! Ich freue mich auch von Herzen über des Betters Glück, aber befolgen werde ich seinen Vorschlag kaum. Wir Sckerle hängen allesamt zu fest an der Heimat und wollen hier lieber Ungemach erdulden, als in der Fremde in Ruhe leben, Freilich, wenn es endgültig hieße: „Heimat oder Glauben,“ dann würden auch wir ohne Klage in die Verbannung

gehen! Denn höher wie alles irdische Hab und Gut steht uns unser lutherisches Bekenntnis!

Weihnachten 1725.

Was ich im stillen so lange gefürchtet habe, ist eingetroffen!

Der Propst hat entdeckt, daß meiner Beata Großmutter katholisch war! Als er neulich zu uns kam, um gewohntermäßen nach etwa angeschafften lutherischen Büchern zu spähen, entdeckte er auf einem Sims ein kleines, in braunes Leder gebundenes Büchlein, das er mit den Worten: „Aha, gewiß von dem Erzklerker Luther!“ an sich nahm und öffnete. Wie erstaunte er, als er nun sah, daß es ein katholisches Gebetbuch, Beatas Andenken an die verstorbene Großmutter, war. „Was, was? Frau Scharl, ein rechtgläubiges Gebetbuch in Eurem Hause?“ rief er überrascht, um gleich darauf lauernd hinzu zu setzen: „So, seid Ihr am Ende gar aus einer katholischen Familie?“

„Behüte Gott!“ entgegnete meine Frau eifrig, „mein Vater, der Ratman Bartholomäus Gellert, hat um seines evangelischen Glaubens willen Stellung und Vermögen dahin gegeben!“

„Aber wie kommt dann das katholische Buch in Eure Hände?“ forschte der Pfarrer weiter und sah Beata scharf an.

Diese, der Lüge und Verstellung unbekannte Dinge waren, und die darum den Zweck der Frage nicht ahnte, antwortete, ehe ich noch einen Wink geben konnte, ganz harmlos:

„Dies Buch ist ein Andenken an meine Großmutter.“

„So war Eure Großmutter also katholisch?“ rief der Propst triumphierend. „Oho, das ist mir lieb zu hören!“

Jetzt ging meiner armen Frau ein schreckliches Licht auf! Erbleichend trat sie zurück und sah den Frager so ängstlich an, wie die Taube den Habicht. „Ich, ich weiß nicht, wie ihr dazu kommt,“ stotterte sie in größter Verlegenheit. „Ich weiß schon genug,“ lachte der Pfarrer. „Ihr gehört jetzt uns und werdet in nächster Zeit öffentlich zur alleinseigmachenden Kirche zurückkehren.“

„Niemałs, niemałs,“ weinte Beata. „Ich bin und bleibe evangelisch.“

„Schwerlich,“ entgegnete der andere kalt. „Ihr werdet Euch inzwischen besinnen, Frau Sderl. Ihr kennt doch das Geseß und seine Folgen für die Widerspenstigen! Wenn Ihr binnen acht Tagen nicht gutwillig katholisch seid, bin ich gezwungen, Euch nach Breslau zu schicken, und was Eurer dort wartet, mag ich gar nicht sagen!“ Mein armes Weib war einer Ohnmacht nahe bei diesen herzlosen Bedrohungen. Doch schüttelte es trotzdem den Kopf und sagte fest:

„Ich bleibe lutherisch!“

„Das wird sich finden!“ lächelte der Propst spöttisch.

Da konnte ich mich nicht länger halten. Unwillig und alle Klugheit vergessend, rief ich:

„Pfui, Herr, wie mögt ihr die arme Frau so peinigen! Geht, geht, ich könnte sonst vergessen —“

„Vergeßt nicht, daß ich die Macht über Euch habe,“ unterbrach mich der Pfarrer scharf. „Ich gehe jetzt und lasse Euch Bedenkzeit. Wenn ich in acht Tagen wiederkomme, ist die Frau entweder katholisch, oder wird nach Breslau transportiert!“

Als der Bedrücker fort war, saßen wir beide lange wie betäubt. Dann brach Beata in lautes Weinen aus. „Ach, Michael, daß ich von dir und den Kindern fort muß nach Breslau!“ Tröstend umschlang ich die Gebeugte. „Sei ganz still, Beata, ich lasse dich nicht allein ziehen! Wo du hingehst, da gehe ich auch mit! Einundvierzig Jahre sind wir zusammen gepilgert und sollten nun eins das andre in der Not verlassen? Nein, da sei Gott vor!“

Als meine Frau endlich ruhiger wurde, sagte sie leise: „Gott sei Dank, Michael, daß unsere Töchter alle jung gestorben sind! Damals meinte ich ihren Verlust nicht ertragen zu können, und heute preise ich den Allmächtigen, daß sie auf diese Weise der römischen Kirche entriückt sind!“

Ich nickte. „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ Wie oftmals haben wir gerade die Wahrheit dieses Spruches erfahren müssen! Laß ihn uns auch jetzt beherzigen, liebstes Weib! Ohne des Herrn Wille fällt ja kein Haar von unserem Haupte, und auch die heutige schwere Prüfung erfolgte unter seiner Zulassung!“

Unterdessen waren unsere Söhne heimgekommen und erfuhren nun mit Entsetzen, was sich inzwischen begeben hatte. Michael lief gleich aufs Rathaus und rief den Schutz der Behörden an.

Doch ach, wer schützt, wer darf uns Evangelische schützen! Umsonst boten wir all unser Hab und Gut zur Rettung der geliebten Gattin und Mutter! „Entweder freiwillig katholisch, oder nach Breslau,“ hieß die stete Entgegnung.

Meine tapfere Beata war unterdessen ganz still und getrost geworden. Sie, die zuerst so erschrak und zagte, sagte nun fast heiter: „Angstigt Euch nicht meine Liebsten. Gott wird alles gut machen! Ich bin gewiß, er läßt mich nicht nach Breslau ziehen!“ Wir andern aber konnten ihre Hoffnung nicht teilen. Noch nicht einer von denen, die wegen ihrer katholischen Vordern der römischen Kirche angehören sollen, sind bis jetzt der Gewalt des Propstes entronnen!

In Angst und Sorge sahen wir infolgedessen das liebe Fest herankommen, und noch niemals haben wir solchen betäubten h. Abend verlebt! „Nun danket alle Gott,“ das wir gewohnt sind zum Schluß des Festes zu singen, wollte gar nicht recht über unsere Lippen. Vier Tage ist es jetzt her, daß der Pfarrer uns jenen unglücklichen Besuch machte, noch vier Tage, dann — —

Ich kann es nicht ausschreiben, es ist zu schmerzlich! Ach Gott und Herr, hilf uns!

Vier Tage später.

Gott hat geholfen, wenn auch auf andere Weise als wir dachten und erhofften! Einen Tag vor der Abführung nach

Breslau hat Er meine Beata zu sich genommen in die ewigen Hütten! Als der Probst kam, sein Opfer zu holen, fand er nur die friedlich-schöne Hülle der selig Entschlafenen und mußte unverrichteter Sache abziehen. So schmerzlich unserem schwachen Herzen auch diese unerwartete Lösung ist, so müssen wir andererseits doch dem Herrn Lob und Preis dafür sagen! Tausendmal besser ist es in die Hände des barmherzigen Gottes als in die Gewalt der römischen Kirche zu fallen!

Ostern 1727.

Es ist sehr einsam bei uns geworden, seitdem die Seele des Hauses, die treue Gattin und Mutter, die irdische Wohnung mit der oberen Heimat vertauscht hat. Ich habe deshalb meinen Sohn Michael schon wiederholt gebeten, sich zu verheiraten, damit junges, frisches Leben in das stille Haus komme. Doch der Jüngling, der jetzt schon 32 Jahre zählt, hat keine Lust dazu.

„Laßt mich, liebster Vater; in dieser traurigen Zeit halte ich es nicht für angebracht, ein Weib heimzuführen. Wer steht mir denn dafür, daß sie meine Kinder nicht nach meinem Tode katholisch machen?“ erwidert er auf alle meine diesbezüglichen Neben.

Unsere liebe Kirche wird haufällig. Es ist ordentlich merkwürdig, wie schnell ein unbenutzt dastehendes Gebäude dem Verfall entgegengeht! Freilich kommt ja hinzu, daß wir nicht die geringste Reparatur vornehmen dürfen! Was fällt muß liegen bleiben. Kein zerbrochenes Fenster, kein fehlendes Schloß wird erneuert!

Das Herz tut mir manchmal weh, wenn ich daran denke, daß sie vielleicht schon in zehn, zwanzig Jahren zum Abbruche reif ist, die Kirche, die wir erst anno 1791 mit soviel Liebe, Freude und Eifer zu bauen begannen!

Und nirgends Hilfe, nirgends der Retter in Aussicht! Unausgesetzt werden die Bedrückungen fortgesetzt, und selbst die geringste Vergünstigung versagt man uns. Martin Tiebel, der

reiche Kaufmann, hat schon verschiedenemal gebeten, die Kirche auf seine alleinigen Kosten wieder herstellen zu dürfen. Umsonst! Selbst der Einwand, daß das zerfallene Gebäude der Stadt nicht zur Ehre gereiche, half nichts.

Weihnachten 1731.

Den Weihnachtsheiligabend haben wir diesmal, wenn auch in aller Stille und Heimlichkeit, in unserer Kirche gefeiert. Das liebe Gotteshaus ist nämlich gegenwärtig in solchem Zustande, daß keine Thür mehr schließt und wir also ungehindert aus- und eingehen können. Es kommt mir manchmal fast vor, als ob feindliche Hände dem Verfall geschäftig nachhülften, doch will ich solches nicht mit Sicherheit behaupten, denn da wir keinen fehlenden Nagel ersetzen dürfen, geht die Zerstörung natürlich noch einmal so schnell vor sich. Wir sind übrigens dem Herrn sehr dankbar, daß wir wenigstens auf diese Weise hin und wieder an geweihter Stätte unsere Anbetung darbringen können. Ja, in den verflossenen drei Jahren sind wir manchmal ganz öffentlich in unser Gotteshaus gezogen! Das ging aber so zu:

Wenn die hiesige Gegend mit irgend einer Landplage, als Heuschrecken, Krankheiten u. a. heimgesucht wurde, dann mußten wir Evangelischen mit Gewalt in die katholische Kirche, um die wenigen Katholiken bei dem Bittgebete um Gottes Erbarmen und Hilfe zu unterstützen. Ich habe manchmal über diesen merkwürdigen Widerspruch des Propstes heimlich lachen müssen. Sonst hielt er uns Lutheraner für „Reher“, „Heiden“, „Ungläubige“, überhaupt für keine Christen; sowie aber irgend welche Not über die Stadt kam, wurden wir Evangelische gerufen und mußten den Katholiken beten und singen helfen!

Nun, das haben wir denn auch redlich getan und unsere herrlichen, evangelischen Buß- und Beichtlieder klangen doppelt erschütternd in der schönen massiven Kirche, die einst unsere lutherischen Väter unter großen Opfern gebaut hatten.

Manchmal zogen wir Evangelischen auch alle im langen Zuge von der katholischen Kirche in unsere evangelische hinüber und setzten dort die Andacht fort. Freilich war der Propst Bögner damit nicht recht zufrieden, denn er hatte Angst, daß wir, wenn wir allein wären, unsere Sache nicht so gut machen, insonderheit nicht inbrünstig genug für das Wohl der katholischen Obrigkeit bitten möchten. Doch ließ man uns, solange die Noth anhielt, ruhig gewähren, ein Zeichen, welchen Einfluß man unbewußt unseren Gebeten bei dem Herrn zuschrieb. War nachher alles wieder in gewünschter Ordnung, dann vergaß man natürlich schleunigst unsere Hilfe und bedrückte uns nach wie vor!

Als anno 1727—1731 die Heuschrecken in unzählbaren Schwärmen die hiesige Gegend verheerten, wurden wir auf die oben geschilderte Weise gar oft zum Beistande geholt. Bei einer solchen Gelegenheit unterstand ich mich einmal und sagte zum Pfarrer: „Herr Probst, wir müssen euch so oft helfen, so tut doch auch einmal ein übriges und helft nun uns! Verschafft uns unsere Glaubensfreiheit und unsere Kirche, und wir versprechen Euch, bis an unser Lebensende für Euer Wohl zu beten.“

Unwillig sah mich der Geistliche an. „Ihr seid ein vorlauter Mann, Herr Sckerl, trotzdem will ich Euch nach Gebühr antworten. Euch kann nur geholfen werden, wenn ihr ganz und gar zu uns kommt, also in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrt. Kaiser Karl VI. denkt nicht daran, den Evangelischen jemals die geringste Erleichterung zu gewähren. Es sind im Gegentheil in nächster Zeit wieder verschärfte Geseze für die Kindererziehung in gemischten Ehen und die Rückführung der Apostaten zu erwarten.“

„Nun, so möge geschehen, was des Höchsten unerforschlicher Rathschluß zuläßt,“ entgegnete ich ruhig. „Wir bleiben unter allen Umständen lutherisch, darauf könnt Ihr Euch verlassen!

Unsere Väter haben noch größere Noth denn wir erlitten und sind doch nicht um Haarsbreite von ihrem Bekenntnisse gewichen. Ihr Beispiel soll uns stets zum Vorbilde dienen.“

Ostern 1732.

Endlich hat Michael meinen Bitten nachgegeben und ein junges Weib in das einsame Haus geführt. Möge Gottes reichster Segen auf den Neuvermählten ruhen!

Wir haben übrigens vor der Hochzeit genau geforscht, ob nicht etwa irgend eine Vorfahrin der Braut katholisch gewesen sei, denn in heutiger Zeit kann man in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein. Als wir nach der Trauung in dem brandenburgischen Grenzdorfe eben heimgekehrt waren, erschien alsbald der Pfarrer und erkundigte sich angelegentlich nach allen früheren Verhältnissen und Anverwandten der jungen Frau. Gott sei Dank, war alles in Ordnung, und der Gegner konnte uns nichts anhaben! Aber die Angst hatten wir doch weg, und es wollte nachher gar keine harmlose Fröhlichkeit mehr zustande kommen. Wie herrlich muß es doch sein, wenn man solche Familienfeste ungestört feiern darf! In alles mengt sich hier die katholische Geistlichkeit! Bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, immer muß sie dazu kommen und uns auf irgend eine Weise ängstigen! Volle 31 Jahre sind wir jetzt unter dem schrecklichsten Drucke und können uns kaum noch vorstellen, wie es ist, wenn man in Glaubenssachen frei tun und lassen kann, was man will!

Ich bin nun bereits fünfundsiebenzig Jahre; ob ich wohl noch erleben werde, daß der Herr einen Retter sendet, der unser Gefängniß aufthut?

Ostern 1734.

Meines armen Sohnes Glück hat nicht lange gedauert! Gestern früh hat er Frau und Kind begraben. Wenige Stunden nach der Geburt eines toten Knaben ist meine Schwiegertochter sanft entschlafen.

Michael ist trotz seines Schmerzes über den Verlust des geliebten Weibes wunderbar gefaßt. „Was Gott tut, das ist wohlgetan, lieber Vater,“ sagte er leise, als er vom Kirchhofe heimkam. „Ich muß immer daran denken, daß sich dieser Spruch gerade in unserer Familie schon so unzählig oft bewahrheitet hat. Als uns der Herr durch den plötzlichen Tod der guten Mutter betrübt, errettete er durch ihn sie und uns vor noch tausendmal bitterem Leide. Wer weiß, welchem Elend meine Anna entgangen ist!“

Ostern 1738.

Vier Jahre sind vergangen, seit ich zum letzten Male in dieses Buch schrieb. Die Bedrückungen und Quälereien dauern ununterbrochen fort, und unser einziger Trost ist, daß wir, so oft als möglich, in die immer mehr zerfallende Kirche ziehen und dort den Herrn um Hilfe und Beistand anrufen.

Wer weiß aber, wie lange wir das Glück noch werden genießen können! Unser liebes Gotteshaus wird immer baufälliger, und bereits vor Jahresfrist hat der Turm abgetragen werden müssen. Aus den Mauern fallen schon hie und da einzelne Felder heraus, so daß man buchstäblich durch die Wände in die Kirche steigen kann.

Wiederholt haben wir herzlich gebeten, den in diesem Zustande wenig würdigen Tempel des Herrn etwas ausbessern zu dürfen, aber, Gott sei es geklagt, wir sind mit Spott- und Hohnreden abgewiesen worden! „Was braucht ihr eine aparte Kirche?“ hieß es, „kommt nur zu uns, da ist Platz genug!“

Außerdem kam unterm 2. Dezember 1737 von Wien ein geheimes Reskript an den Landeshauptmann des Fürstentums Glogau, Grafen von Rottulinský, wegen der sogenannten Apostaten oder derer, die von der katholischen zur evangelischen Religion übergetreten waren. Es wurde darin unter anderem gesagt, daß, wenn diese Apostaten nicht binnen sechs Wochen zur römischen Kirche zurückkehrten, sie nach Verlust ihres gesamten Vermögens

das Land verlassen müßten oder gefänglich eingezogen würden. Man solle darum mit allem Fleiße nach solchen Apostaten und andern in der lutherischen Religion widerrechtlich erzogenen Personen (Kinder aus gemischter Ehe oder Abkömmlinge von Katholiken im ersten, zweiten und dritten Gliede) forschen und sie schleunigst festnehmen, damit sie geeigneten Ortes wieder zur Umkehr gebracht würden. Dieses Reskript, das nach dem Kaiserl. Befehl ganz geheim gehalten werden sollte, damit keine der verdächtigen Personen etwa vorher flüchten könne, kam natürlich auch nach Schwiebus und wurde hier sogleich mit größter Strenge zur Durchführung gebracht.

Ohne daß wir eine Ahnung von der Sache hatten, begann mit einem Male eine allgemeine Inquisition, die noch viel schlimmer war, als die zu Lebzeiten meiner Beata, und es herrschte allenthalben viel Weinen und Klagen. Mit mir und den Meinen hatte es der Herr diesmal gut gemacht, denn der frühzeitige Tod meiner Schwiegertochter bewahrte sie und meinen Sohn vor großem Elende! Die Kommission hatte nämlich herausgebracht, daß die Mutter meiner Schwiegertochter in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen katholisch getauft worden sei, und infolgedessen beanspruchte sie nun die Töchter der bereits Verstorbenen für die alleinseligmachende Kirche. Die einzige überlebende Schwester meiner Schwiegertochter ist aus diesem Grunde bereits festgenommen und sieht nun einem traurigen Schicksale entgegen.

Östern 1739.

Es wird immer schlimmer! Jetzt werden wir sogar schon gezwungen, sämtliche katholische Festtage mitzufeiern, also daß wir eigentlich keinen Tag mehr ungestört arbeiten können! An jedem, auch dem kleinsten Heiligtage geht der katholische Organist oder Kantor umher und spioniert in den Häusern der Evangelischen, ob sie etwa, sei es auch nur durch die geringste Arbeit, den Tag entweihen. Wehe dem, der bei solch verbotenem Tun überrascht

wird! Der Probst kennt genug Mittel und Wege, den Übeltäter nachdrücklich zu strafen!

Auch sonst kann man jetzt mit Worten und Werken nicht vorsichtig genug sein. Auch die kleinste Unbedachtsamkeit hat die schlimmsten Folgen. Es ist manchmal grade, als ob die Wände Ohren hätten, oder man überall von unsichtbaren Horschern umgeben sei! Als ich neulich dem Pfarrer eindringliche Vorstellungen über solche unchristlichen Hekereien machte, meinte er kalt: „Es würde wahrscheinlich noch besser kommen. Man hätte höheren Ortes unsere Gänge in die brandenburgischen Grenzdörfer zu Taufe, Trauung, Predigt und Kommunion längst mit Mißbilligung bemerkt, und darin die Ursache unserer jahrelangen Widerspenstigkeit zu finden geglaubt. Wenn uns erst die Verbindung mit den auswärtigen Lutheranern abgeschnitten sei, würden wir gewiß bald zu Kreuze kriechen.“

„Nimmermehr!“ rief ich mit starker Stimme, „und wenn Ihr uns in Not und Tod treibt, werdet ihr uns unserem teuren Glauben nicht abspenstig machen! Und dann, ehe es dahin kommen wird, wie Ihr sagt, kann uns längst unser Herr und Gott aus Eurer Hand befreit haben! Ja ich hoffe ganz gewiß, daß die Schule unserer Prüfung bald voll ist, und der Allmächtige sprechen wird: „Bis hierher und nicht weiter!“

Der Probst lachte spöttisch: „Behaltet immerhin Euren Glauben. Ich weiß es besser!“ Sonst hatten mich Drohungen von dieser Seite, wegen ihrer raschen, schlimmen Folgen, stets erschreckt, aber diesmal blieb ich merkwürdig ruhig und getrost. Der Herr kann helfen, er wird helfen, er muß helfen! dachte ich fast heiter in meinem Herzen, und betete dann so freudig und innig um des Allmächtigen Beistand, wie kaum je zuvor.

Es ist merkwürdig, aber ich habe in letzter Zeit immer das Gefühl gehabt, als ob mich der Herr noch die Glaubensfreiheit meiner Gemeinde würde erleben lassen. Ich bin, trotz meiner 82 Jahre, noch rüstiger und kräftiger als mancher Sechziger,

und vermag noch sehr wohl zu lesen und zu schreiben. Wenn jetzt Michael auf meine Bitten, sich wieder zu verheiraten, entgegnet: „Nein, liebster Vater, nicht eher, als bis wir Glaubensfreiheit haben,“ so muß ich immer antworten: „Will's Gott, dann brauchst du nicht mehr allzulange zu warten.“

Weihnachten 1740.

„Großer Gott und Herr! Dir sei Lob und Dank!“ Meine frohe Ahnung scheint schneller, als ich dachte, in Erfüllung zu gehen.

Am 20. Oktober ist Kaiser Karl VI. gestorben und kraft der pragmatischen Sanktion ist ihm seine Tochter Maria Theresia auf dem Throne gefolgt. Als nun König Friedrich II. von Preußen die Nachricht von dem Ableben des letzten männlichen Habsburgers erhielt, stand es bei ihm fest, sich jetzt Schlesiens zu bemächtigen, welches ihm nur widerrechtlich von dem österreichischen Kaiserhause vorenthalten war. Trotzdem er am Fieber schwer krank darniederlag, stand er doch sofort vom Bette auf und gab Befehl zur sofortigen Mobilmachung. Bereits am 13. Dezember 1740 reiste er selber zum Heere ab, das 30 000 Mann stark, an der schlesischen Grenze stand. Ehe er in Schlesien einrückte, erließ er ein Patent an die Einwohner, worinnen er sie seines Königlichen Schutzes versicherte und sie aufforderte, nichts feindseliges zu fürchten‘.

Ach Gott! nein, wir fürchten ihn nicht! Das gesamte evangelische Schlesien freut sich des kommenden Retters aus furchtbarer Bedrückung und Glaubensnot! Wer wollte uns solches verdenken! Die letzten sieben österreichischen Kaiser haben nicht wie Landesväter, sondern wie grausame Feinde an uns gehandelt; wohingegen uns die Hohenzollernfürsten während der kurzen Spanne Zeit, die wir unter ihrem Regimente waren, nur eitel Liebe und Güte erwiesen haben.

Wo man hin hört, herrscht darum unter den verfolgten Protestanten namenlose Freude über die Hoffnung, durch Friedrich II.

endlich Glaubensfreiheit zu erlangen. Dazu halten die preußischen Soldaten überall die trefflichste Zucht, und wo sie hinkommen, ist zwischen ihnen und ihren Wirten das beste Einvernehmen. Der König selber soll ein gar freundliches, leutseliges Wesen haben und schon dadurch alle Herzen gewinnen. Schon sind überall in der Nähe, kaum 2—3 Meilen von uns entfernt, preußische Truppen eingerückt, und wo sie hingekommen sind, haben sie alsbald den geplagten Evangelischen die heißersehnte Glaubensfreiheit verliehen. Hilf, lieber Herr, daß auch uns bald solches Glück zuteil werden mag!

4. Januar 1741.

Heute sind die ersten preußischen Truppen, eine Eskadron Husaren, unter dem Jubel der evangelischen Bevölkerung durch die Stadt geritten. Da sie keinen Aufenthalt hatten, konnten sie im religiösen Leben keinen Wandel schaffen, aber der Rittmeister verhiess uns in der nächsten Zeit sichere Hilfe. Gott gebe, daß diese Verheißung in Erfüllung gehen möge!

Die Stadt ist jetzt natürlichermaßen in zwei Parteien gespalten. Die Protestanten flehen um Sieg und Erfolg für den Preußenkönig, und die Katholiken, insonderheit die Geistlichkeit, bittet für Oesterreich. Den katholischen Einwohnern zwar ist es im Grunde gleichgültig, wer endgültig ihr Herrscher wird, denn sie haben ja die Beruhigung, daß König Friedrich allen seinen Untertanen, ohne Unterschied des Glaubens, den gleichen Schutz, die gleichen Rechte angedeihen läßt. Für uns aber steht das Höchste auf dem Spiele, und darum beten wir Tag und Nacht für den bleibenden Erfolg der preußischen Fahnen.

16. März 1741.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen!

Gott hat unsere heißen Gebete erhört! Heute, als am Donnerstag den 16. März 1741, ist der glückselige Tag, an dem

wir, nach 40 langen Verfolgungsjahren, in unserer lieben Vaterstadt wieder die erste evangelische Predigt hörten! Meine Hand zittert vor Freuden, indem ich dies niederschreibe, und mein Glück über die wiedererlangte Glaubensfreiheit ist so groß, wie ich nimmer gedacht hätte, daß ein Mensch es empfinden könne!

Am 13. März rückte das halbe preußische Kürassierregiment von Gefler in die Stadt, dem am 14. ej. die andere Hälfte folgte. Als bald sandte die evangelische Gemeinde eine Deputation zu dem General von Gefler, bezeugte demselben ihre Begierde nach dem lautern Worte Gottes und bat herzlich, daß der preußische Feldprediger, Gottfried Naue, ihnen auf dem Rathause eine Predigt halten dürfe. Mit Rührung hörte der leutselige Mann von den jahrelangen Leiden seiner Glaubensbrüder und erteilte mit Freuden die erbetene Erlaubnis. Er selber ordnete das Nötige an, und ließ auch auf den umliegenden Dörfern, die gleich uns in Not und Verfolgung geschmachtet hatten, bekannt machen, daß am 16. März in Schwiebus, auf dem Rathause, eine öffentliche evangelische Predigt stattfinden würde.

Mittlerweile aber hatte der katholische Probst, Anton Franz Conrad, Wind von der ganzen Sache bekommen und in seiner grenzenlosen Anmaßung lief er zum General und wollte die Predigt verbieten. Herr von Gefler sah den Unverschämten groß an. „Was? Ihr wollt mir verbieten, daß ich hier evangelisch predigen lasse?“

„Nun, so mag es für die preußische Soldateska meinetwegen erlaubt sein,“ sagte Conrad immer noch ziemlich befehlend.

„Nein, nicht für die preußische Soldateska, sondern für die hiesige evangelische Bürgerschaft, und nicht weil Ihr es erlaubt, sondern weil es mein Befehl ist, soll öffentlich lutherisch gepredigt werden,“ entgegnete der General unwillig und ließ den unberufenen Einmischer stehen. Der jedoch gab sich noch nicht zufrieden und erhob abermals Einwendungen. Da wurde Gefler zornig und

drohte ihm, wenn er sich jetzt nicht beruhigen würde, wolle man ihn an einen sicheren Ort bringen, wo er den armen Evangelischen nicht länger schaden könne. Da schlich der Eiferer kleinlaut davon, und wir bereiteten uns mit Loben und Danken auf die glücklichste Stunde unseres Lebens vor.

Am 16. März 1741, diesem ewig denkwürdigen Tage, versammelte sich auf dem Rathause die schier unzählbare Menge der evangelischen Christen aus Stadt und Land vom adligen Standesherrn an bis zum geringsten Knechte. Als der Trompeter zum drittenmal geblasen hatte, nahm der Gottesdienst seinen Anfang, und Herr M. Raue predigte über 1 Joh. 1, 6 u. 7, von der Kraft des Blutes Jesu Christi, sehr nachdrücklich und erwecklich. Als er laß:

„So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander; und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von allen Sünden,“ begannen viel Buß- und Freudentränen zu fließen, und unsere Herzen waren voll Lob und Dank gegen den treuen Gott.

Besonders wir, die Alten, das kleine Häuflein der übriggebliebenen von denen, die einst 1701 Pastor Livius unter Tränen das Geleit gegeben hatten, konnten nicht genugsam die Güte des Herrn preisen, daß er uns diesen Freudentag noch erleben ließ! Neben mir saß mein Jugendgenosse, der 84jährige Martin Marggraff. Diesem folgten Zacharias Hahnfeld mit seiner Gattin Barbara und seinem Bruder Michael, Frau Maria Bretler, geb. Liebsch, Daniel Zachert, Johann Friedrich Mühlpfordt, Christoph Hoffmann, Friedrich Kärigel u. a., alle im Alter von 70—90 Jahren; wie z. B. Hoffmann, der 89 Jahre bereits gewesen war, ebenso Frau Hedwig Vulpus. Friedrich Rumpel zählte 87, Frau Ursula Hahnfeld 84, Frau Maria Heinke 80 Jahre usw.

Im ganzen waren ungefähr noch 40—50 von denen vorhanden, die Herrn Livius damals das Geleit gegeben hatten,

ungerechnet die, die als Kinder oder ganz junge Leute dem Zuge nachgelaufen waren. Als Herr Raue in der Predigt derer gedachte, die einst mit tausend Tränen von ihrem Seelsorger und der Glaubensfreiheit Abschied genommen hätten und nun nach vierzig Jahren noch diesen frohen Tag erleben dürften, da drückten wir uns gegenseitig die Hände und konnten uns der Freudentränen nicht enthalten.

Zum Schlusse des Gottesdienstes sangen wir dann alle stehend, nach dem Liede noch, unser Trost-, Schutz- und Truglied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Als die herrliche Andacht vorbei war, bedankten wir uns bei dem General von Gekler, und baten ihn, doch auch in Zukunft für unsere Glaubensfreiheit Sorge zu tragen. Da gab er uns gar freundlich die feste Versicherung, daß solches gewißlich geschehen soll, denn König Friedrich würde Schlesien nie wieder an Oesterreich zurückgeben.

Hallelujah! Lob, Preis und Ehr!
 Sei unserm Gott je mehr und mehr
 Und seinem großen Namen.
 Stimmt an mit aller Himmelschar
 Und singet nun und immerdar:
 Mit Freuden: Amen, Amen!
 Klinget, singet: Heilig, Heilig!
 Freilich, freilich! Heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth!

VII.

Im Namen Jesu!

Schwiebus, den 3. April 1741.

Heute früh, mit Sonnenaufgang, ist mein herzlieber Vater, Michael Sckerl, nach fast vollendetem 84. Lebensjahr, sanft und friedlich im Herrn entschlafen. Es war gerade, als ob er nur die heißersehnte Glaubensfreiheit hätte abwarten wollen, ehe er

zu seinen Vätern ging, denn von dem Tage an, der ihm die Erfüllung seines größten Wunsches brachte, nahmen seine bis dahin ungeschwächten Kräfte zusehends ab.

Am Sonntag, den 19. März, konnte er zwar noch der Predigt im Rathause, die der Direktor und Pastor des Waisenhauses zu Züllichau, Herr Steinbart, hielt, beiwohnen, aber als er abends, wie er gewohnt war, solches in das Hausbuch einzutragen wollte, vermochte er es nicht mehr. Am Sonntag Palmarum war er bereits so schwach, daß wir den Herrn Pastor Samuel Hoffmann aus Kalzig, der diesmal in Schwiebus die gottesdienstlichen Handlungen verrichtete, zu uns ins Haus bitten lassen mußten, damit er dem geliebten Greise das heilige Abendmahl reiche. Acht Tage darauf, als heute früh am Ostermontage, ist er mit vollem Bewußtsein und im größten Frieden heimgegangen.

Auch Martin Marggraff, sein Jugend- und Altersgenosse, mit dem zusammen er sich noch so herzlich der ersten evangelischen Predigt freute, hat nicht lange diesen glücklichen Tag überlebt; bereits am 26. März, am Sonntag Palmarum, vertauschte er dieses Samsertal mit dem Himmel. Er war der erste lutherische Christ, der hierorts wieder ordnungsmäßig, durch Herrn Pastor Hoffmann aus Kalzig, mit einer Abtanking und Standrede begraben wurde.

19. April 1741.

Heut, als am 19. April, sind zu unserer großen Freude die Kaiserlichen Adler und Abzeichen von den öffentlichen Gebäuden überall abgenommen und dafür Königl. preußische angebracht worden. Gott sei Dank, nun haben wir die Glaubensfreiheit gesichert! Auch ist bereits die Ordnung wegen der regelmäßigen Gottesdienste getroffen. So lange wir keinen eigentlichen Geistlichen haben, sollen die Pastoren der benachbarten Städte und Dörfer abwechselnd bei uns predigen. Doch kann es vielleicht noch Jahr und Tag dauern, ehe wir imstande sein werden,

Pfarrer und Lehrer zu berufen, denn durch die jahrzehntelange Verfolgung und Bedrückung ist das gesamte Gemeinwesen in größte Unordnung geraten.

Weihnachten 1741.

Gott sei Dank! Nun sind wir ganz und gar preußisch! Am 10. November dieses Jahres ging zu Breslau die allgemeine Hulldigung des Landes vor sich, zu welchem feierlichen Akte auch Schwiebus Deputierte abschicken mußte. Schon im Sommer vorher waren auf Königlichen Befehl zwei evangelische Bürger zu Supernumerarii, und drei andere: Herr August Daniel Hoffmann, Stadt- und Landphysikus, Herr Kaufmann Kallmann, und Herr Accise-Einnehmer Knispel zu Ratmännern gesetzt worden. So kann uns denn Herr Conrad nichts mehr anhaben, und will's Gott, genießen wir und unsere Nachkommen, unter der ruhmreichen Regierung der Preußenkönige, bis ans Ende unserer Tage ungestörte Glaubensfreiheit!

Die Gottesdienste während der Festtage wurden auf dem Rathause gehalten, denn unsere Kirche ist leider so haufällig, daß es gefährlich wäre, sie zu diesem Zwecke zu benutzen. Sie wird auch wahrscheinlich gar nicht mehr zu reparieren sein, und wir werden uns wohl eine neue bauen müssen. Sowie wir mit der Wahl der Geistlichen und Lehrer in Ordnung sind, wollen wir Seine Majestät untertänigst um die nötige Erlaubnis dazu angehen.

Oktober 1742.

Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sich die Stadt unter dem milden und gerechten preußischen Regimente von Tag zu Tag erholt! Viele der ehemals geflüchteten Einwohner sind wieder gekommen, und allenthalben blüht Handel und Gewerbe. Mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit regiert der neue Bürgermeister, Herr Sigismund Horn, die Bürgerschaft, und ein jeder freut sich in Gott seines Lebens und Wirkens.

22. November 1742.

Gingedenk des meinem herzlieben seligen Vater gegebenen Versprechens, daß ich mich, sobald uns Gott der Herr völlige Glaubensfreiheit schenken würde, wieder verehelichen wolle, habe ich mich gestern mit Jungfrau Johanna Elisabeth Hoffmann, dritten Tochter des weiland Herrn Kaspar Hoffmann, Kaufmanns hiersebst, verheiratet. Möge Gott zu diesem Bunde in Gnaden seinen Segen geben!

Wir haben immer noch keinen eigenen Geistlichen. Herr Raue, der uns an jenem 16. März 1741 die erste evangelische Predigt hielt, und den wir gar zu gern nach Schwiebus genommen hätten, ist leider während des Feldzuges verstorben.

2. April 1743.

Heut früh ist der Königliche Bescheid auf unser Bittgejuch eingetroffen. Wir dürfen uns eine neue Kirche bauen, denn die alte ist derartig zerfallen, daß es unmöglich ist, sie noch einmal zu reparieren. Eine Kommission, die neulich auf Königlichen Befehl hier war, und das Gotteshaus gründlich untersuchte, fand es in einem so schlechten Stande, daß seine in nächster Zeit vorzunehmende Abtragung angeordnet wurde.

November 1743.

Endlich hat die evangelische Schwiebuser Gemeinde wieder eine ordnungsmäßige kirchliche Einrichtung, nebst Pfarrer, Kantor, Lehrer und Küster. Am 19. Juni dieses Jahres erhielt Herr Pastor Gerasch (gebürtig von Tschaußdorf bei Grossen) seine Bokation und am 15. Juli die Königliche Konfirmation, worauf er am 6. Oktober durch den Freistädtischen Pastor Primarius, Herrn Becker, feierlich in sein neues Amt eingeführt wurde.

Die Abreißung der alten Kirche hat am 8. Oktober begonnen, und wir hoffen binnen Jahr und Tag den Grundstein zur neuen legen zu können.

23. August 1746.

Die Grundsteinlegung des neuen Gotteshauses hat sich aus verschiedenen Gründen, insonderheit wegen des inzwischen ausgebrochenen, aber Gott sei Dank glücklich zu Ende geführten zweiten schlesischen Krieges etwas verzögert. Erst heute, am 23. August 1746, haben wir in Gottes Namen den ersten Stein in den Grund gesenkt. Herr Bürgermeister Horn, Herr Kallmann und die beiden Kirchenvorsteher, Herr Liebsch jun. und Hübner verrichteten diese Zeremonie, worauf Herr Pastor Gerasch vor der versammelten Gemeinde eine ernste und erweckliche Rede hielt! Nach ihm ließ sich der Herr Bürgermeister hören, und zuletzt sprach der Maurermeister Gerstmeier aus Zielenzig von dem Jerubabel, der den Tempel zu Jerusalem nach der Babylonischen Gefangenschaft wieder erbaute, in gar treffenden Worten. Der alte Grund ist übrigens beibehalten und nur gegen Morgen etwas eingezogen worden.

Weihnachten 1746.

Solches schönes, in Gott vergnügtes Fest wie dies Jahr haben wir lange nicht gefeiert! Der Kirchenbau ist rüstig vorwärts geschritten und soll, sobald das Wetter es gestattet, wieder aufgenommen werden. Ach, wie herrlich wird es doch sein, wenn wir erst wieder in einer eigenen Kirche dem Herrn unsere Anbetung werden darbringen dürfen! Herr Pastor Gerasch läßt es sich inzwischen sehr angelegen sein, die Gemeinde in echt evangelischer Weise zu bedienen, und überall hört man über seine Tätigkeit und Fürsorge Lob und Anerkennung.

Was nun mich und meine Familie anbetrifft, so habe ich täglich Grund, dem Allmächtigen für seinen Segen zu danken. Zwar hat uns das liebe Kreuz keineswegs verschont, wie denn unsere beiden ältesten Kinder, zwei Söhnlein, in frühester Jugend wieder starben. Will's Gott, erhält er uns nun das jüngste Kind, den am 15. Oktober d. J. geborenen Gottfried.

In der Stadt geht es jetzt allenthalben gar fein und ordnungsmäßig zu, und das Schwiebus von heute sieht dem von 1740 gar nicht mehr ähnlich. In fast wunderbarer Weise hat sich der verwüstete, bedrückte und tote Ort unter der friedlich-gerechten Regierung König Friedrichs II. gehoben.

Weihnachten 1747.

Der Rohbau der Kirche ist, Gott sei Lob und Dank dafür, vollendet! Nun, die allgemeine Opferfreudigkeit hat auch nichts zu wünschen übrig gelassen! Ein jeder tat, was in seinen Kräften stand. Wer kein Geld geben konnte, verrichtete Handlangerdienste. Ja, der Eifer an dem lieben Werke war so groß, daß Herren vom Magistrate das Bauholz auf ihren Schultern zum Plage trugen. (Die Kirche ist nämlich wiederum, da wir zu einem massiven Gebäude leider nicht die Mittel hatten, aus Holz und Fachwerk gebaut. Jedoch verspricht sie trotzdem schön und würdig zu werden. Sie ist innen sehr hell, hoch und geräumig und soll achtzehnhundert Sitzplätze erhalten.)

Am 13. September 1747 fing man an, das Werk zu heben, eine Arbeit, die sieben Wochen in Anspruch nahm. Der Knopf mit der Spitze wurde dann am 30. Oktober auf den Turm gesetzt. Ehe jedoch dies geschah, hielten wir auf dem Rathause einen feierlichen Gottesdienst, und zogen dann, unter Abfingung eines Dankliedes nach der Kirche, wo zuletzt mit Posaunen- und Trompetenschall das Tebeum erklang. Zum Schlusse trank der Zimmermann Christian Tonke aus Lagow, ein Mann von 70 Jahren, oben auf dem Rüstbaume, über dem Knopfe stehend, drei Gläser Wein, und nach jedem Trunke warf er ein Glas über seinen Kopf herunter. Zwei dieser Gläser blieben unversehrt. *)

In den Turmknopf waren die Schriften, die in dem alten Knopfe gewesen, nebst einigen neueren Nachrichten, einer Medaille

*) Sie werden noch heut in Schwiebuser Familien aufgehoben. D. B.

vom Dresdener Frieden, ein Siebentkreuzer, ein Silbergrofchen und ein Zweigröfchel hineingelegt worden.

Am Abend dieſes feſtlichen Tages waren etliche gute Freunde, u. a. auch unſer Paſtor, Herr Geraſch und der Organift, Herr Heinrich in meinem Hauſe verſammelt. Wie natürlich ſprachen wir zuerſt mit Dank von den gegenwärtigen, guten Zeiten unter dem großen Preußenkönige, und nachher kam die Rede auch auf die hinter uns liegenden, ſchweren Bedrückungs- und Verfolgungs-jahre unter öſterreichiſcher Herrſchaft. Herr Geraſch, der dergleichen niemals ſelber erlebt hatte, konnte ſich nicht genug wundern, wie doch die Schwiebuſer evangeliſche Gemeinde ſich ohne jede geiſtliche Pflege, Führung und Anleitung die Erkenntnis der Schrift und der Wahrheiten der lutheriſchen Lehre ſo rein, feſt und klar habe erhalten können.

„Nun, das iſt ſehr einfach,“ entgegnete ich darauf. „Nächſt Gottes Gnade und Bewahrung haben das einzig und allein unſere lieben Bücher getan. Da war zuerſt die Quelle alles Glaubens und aller Erkenntnis: die durch Dr. Martin Luther verdeutſchte Bibel. Dann unſer Geſangbuch mit den Kernliedern von Luther, Gerhard, Paul Eber, Frank, Flemming, Herberger, Ninkart uſw., drittens die herrlichen Poſtillen von Johann Arnd, Valerius Herberger, Johannes Quirſfeld, Arnds Paradiesgärtlein, die ‚Bücher vom wahren Chriſtentum‘ u. a. m.“

Dabei holte ich einige der ehrwürdigen Bände hervor und zeigte ſie Herrn Geraſch, der ſie mit Rührung betrachtete und erſt ſagte: „Wahrlich, ein beſſer Erbe konnten euch eure Väter nicht hinterlaſſen!*)

Da die evangeliſche Gemeinde in den ſechs Jahren der preußiſchen Regierung an Seelenzahl außerordentlich zugenommen hat, ſo haben wir ſeit dem 16. Juli 1747 einen zweiten Geiſt-

*) Drei jener Bücher: Valerius Herbergers „Evangelische=Herz=Poſtilla“, Scrivers Seelenſchatz und Joh. Quirſfeld „Evangelischer=Herzens=Schatz“ ſind noch gut erhalten in der Familie vorhanden.

lichen anstellen müssen. Dieser, Herr Samuel Gotthilf Knispel*), ist ein Schwiebuser Stadtkind und meines Freundes Gerichts-Assessors Georg Knispel, hinterlassener jüngster Sohn. Er hatte vier Jahre in Halle dem Studium der Theologie obgelegen und kam nun zur Erholung in seine Vaterstadt, um dann späterhin nach Heiligenbeil in Preußen zu gehen, wo er zum Informator der Söhne des Oberst-Wachtmeisters Herrn von Hülßen ernannt war.

Da wir nun aber eben im Begriff waren, einen zweiten Geistlichen anzustellen, forderten wir den jungen Magister auf, uns eine Probepredigt zu halten. Er tat es und predigte am Sonntag Judica und am Gründonnerstage über die Evangelien sehr erbaulich, kräftig und gläubig. Wir suchten nun beim Königl. Ober-Konsistorium die Erlaubnis zu seiner Wahl nach, und hatten darauf die Freude, daß er bereits am 20. Sonntage nach Trin. durch den Königl. Ober-Konsistorialrat und Pastor Primarium zu Glogau, Herrn Löbin, in sein Amt eingeführt wurde.

30. August 1750.

Nachdem wir vier Jahre lang an unserer neuen Kirche gebaut haben, ist diese heute feierlich eingeweiht und dem Gebrauch übergeben worden! Wahrlich, einen schöneren Festtag haben wir noch nie gefeiert!

Am 14. Sonntage nach Trinitatis, am 30. August 1750, früh acht Uhr, versammelte sich die evangelische Gemeinde, nachdem man dreimal geläutet hatte, auf dem Rathause. Hier stimmte man zuerst den Lobgesang an: „O, daß ich tausend Zungen hätte!“ Dann hielt Herr Pastor Knispel, der ein gar kluger und feiner Mann ist, eine herzbewegliche Abschiedsrede. Darauf schritt die ganze Gemeinde im ordentlichen Zuge, unter dem Geläute aller Glocken und dem Singen des von P. Knispel zu diesem Zwecke gedichteten Liedes: „So gehn wir nun aus diesem Orte,“ nach der neuen Kirche. Voran gingen drei Knaben: Gottlob

*) Der Verfasser der Schwiebuser Chronik.

Liebsch, Christof Daniel Balde und Johann Karl Balde, von denen der erste auf einem weißseidenen Rißen die Kirchenschlüssel trug. Vier andre Knaben in weißen Chorchemden folgten mit den heiligen Geräten. Hierauf kamen die Schule, die Geistlichen, die von Adel, der Magistrat und die Schöppen, denen sich die gesamte Bürgerschaft und Gemeinen anschloß.

Die Kirche eröffnete Herr Pastor Gerasch und verrichtete dann die Einweihungsgebräuche. Nach der Festpredigt wurde das Tedeum laudamus, unter dem Geläute aller Glocken, gesungen. Die nachher gesammelte Kollekte für die Kirche betrug 81 Reichstaler.

Bei dem ordnungsmäßigen Nachmittagsgottesdienste hielt Herr Pastor Knispel über die Epistel Gal. 5, 16—24 gleichfalls eine ergreifende Einweihungsrede. Also endete dieser frohe Tag!

Bei der Einweihung der Friedrichskirche wurde gesungen:

So geh'n wir nun aus diesem Orte,
Wo wir den Herrn bisher verehrt,
Und wo er uns mit seinem Worte
Den Weg des Lebens selbst gelehrt.
Ach, rühmt, was Gott an uns getan,
Und stimmt ein frohes Loblied an!

Wir gehen frei von Angst und Trauern,
Kein traur'ger Zufall treibt uns aus,
Nein, Gott zeigt uns in diesen Mauern
Ein ander und bequemer Haus!
Wo man von Geist und Andacht voll
Ihm dienen und verehren soll!

Dir, großer Gott! gebührt die Ehre,
Du hast der Armen Wunsch erfüllt,
Und ihre Sehnsucht nach der Lehre
Des reinen Worts so wohl gestillt,
Daß Dir allhier nun jedermann
Ganz ungehindert dienen kann!

Doch schenkst Du uns nicht nur die Freude,
Daß man Dir dient in Fried' und Ruh',
Du haust zu unsrer Seelenweide
Uns auch ein neues Haus dazu.
Wer hätte dies in jener Nacht
Der vierzig Jahre wohl gedacht?!

So zieht denn in den neuen Tempel
Mit einem neuen Herzen ein,
Und laßt uns andern ein Exempel
Der Dankbarkeit und Andacht sein!
Das alte sei nun abgetan,
Heut geht ein neues Leben an!

Der Bund ist schon mit Gott geschlossen,
Wir wollen tun, was ihm gefällt,
In seinem Dienste nie verbroffen
Und unbefleckt von dieser Welt!
Ja, unser Herz soll ihm allein
Zur steten Wohnung offen sein!

Du aber wirfst an uns erfüllen,
O, großer Gott ins Himmels Thron!
Was Du nach Deinem heil'gen Willen,
Versprichst in Deinem lieben Sohn!
Daß Du Dein Häuflein nicht vergißt,
Weil es nach Dir genennet ist!

Wir wollen Deinen Ruhm erheben,
So lang ein Odem in uns ist.
Wir wollen Dir die Ehre geben,
Weil Du so groß und herrlich bist!
Bis wir in Deinem Freudenreich
Dich loben, jenen Engeln gleich!

Samuel Gotthilf Knispel.

Von jenen alten Leuten, die seiner Zeit Herrn Pastor Livius
das letzte Geleit gegeben hatten, und von denen mein Vater bei
Gelegenheit der ersten evangelischen Predigt, a. 1741, etliche

namhaft gemacht hatte, waren bei der Einweihung noch zugegen: Michael Hahnfeld; Frau Maria Bretler, 80 Jahre; Daniel Bachert, 84 J.; Martin Liebisch, 83 J.; Frau Anna Poser, 80 J.; Frau Ursula Stengricht, 81 J.; Martin Poser, 80 J.; Frau Elisabeth Hirsforn, 87 J.; Meister Andreas Bär, 94 J.; Frau Barbara Hahnfeld, 84 J.; Frau Anna Maria Redlich, 80 J.; Frau Anna Maria Beer, 83 Jahre. (Christof Hoffmann, der sich schon jahrelang auf die neue Kirche freute, war kurz vor der Einweihung im Alter von 98 Jahren gestorben.) Die Anwesenheit dieser treuen, alten Glaubenszeugen trug natürlich nicht wenig dazu bei, die schöne Feier noch schöner zu machen. Ewig unvergeßlich wird allen Teilnehmern dieser frohe Tag bleiben!

Gloria in excelsis Deo!

Ja, Ehre sei Gott in der Höhe für alles, was er uns bis auf den heutigen Tag Gutes getan hat.

Möge Er auch in Zukunft geben, daß das lautere Evangelium uns und unsern Nachkommen, ungestört durch die römische Kirche, gepredigt werden darf!

Und hiermit will ich meine Aufzeichnungen in diesem Hausbuche schließen, denn der Band, der die 230jährigen Erlebnisse unserer Familie und Vaterstadt in sich birgt, ist gefüllt.

Alles, was ein Menschenleben, auf seiner längeren oder kürzeren Laufbahn, an Freud und Leid, Glück und Schmerz, Ehre und Schmach, treffen kann, ist hier drinnen in schlichten Worten wahrheitsgemäß geschildert. Möge das Studium dieser verschiedenartigen Fügungen und Führungen Gottes Kindern und Enkeln zum Segen gereichen! Amen.

Michael Sderl,
Bürger und Tuchkaufmann zu Schwiebus.
Anno 1750.

U n h a n g.

Schwiebus, Ostern 1779.

Nachdem mein herzlieber Vater, Michael Sckerl, am 9. Februar 1779, im Alter von vierundachtzig Jahren im Herrn entschlafen ist, wurde er drei Tage darauf durch unsern würdigen Pastor Knispel mit einer Standrede und Abdankung begraben. Ich will hier nun an seiner Stelle die Familien- und Stadtgeschichte in aller Kürze ergänzen, denn die Erlebnisse während des siebenjährigen Krieges sind bereits in einem anderen Buche ausführlich niedergeschrieben.

Gott sei Dank, leben wir unter der ruhmreichen Regierung der teuren Preußenkönige noch immer in ungestörter Glaubensfreiheit, und haben nur den einen Wunsch, daß uns der Herr in der Glaubensfreiheit und in der Herrschaft der Hohenzollern bis ans Ende aller Tage behalten möge!

Wie man aus den Anfangszeilen sehen wird, ist Herr Samuel Gotthilf Knispel noch immer unser treuer Geistlicher, während Herr Pastor Gerasch bereits am 12. Februar 1768 starb und unter dem Altare unserer evangelischen Kirche beigesetzt wurde. Sein Nachfolger ist Herr Pastor Wilde.

Was nun mich und meine Familie anbelangt, so will ich zuerst melden, daß ich der jüngste und einzig überlebende von vier Brüdern bin. Doch kostete meine Geburt meiner Mutter, Frau Johanna Elisabeth, geb. Hoffmann, das Leben. Sie starb einen Tag darauf, am 5. Februar 1756, im Alter von kaum zweiunddreißig Jahren. Infolge dieses traurigen Umstandes gab mir mein Vater den Namen: „Benjamin“.

Nachdem ich erwachsen war, verheiratete ich mich am 6. Mai 1778 mit Jungfrau Johanna Luisa Schmidt.

Am 23. März 1779 ist mir der erste Sohn geboren worden, den ich noch am selben Tage zur heiligen Taufe beförderte und ihm die Namen: „Christian Benjamin Gotthilf“ beilegen ließ. Möge auf diesem Kinde allezeit der Segen seiner gläubigen Vordere ruhen!

Benjamin Særl,
Bürger und Tuchkaufmann
zu Schwiebus 1779.

Zum Schlusse theile ich, des Vorbenannten Sohn, Gotthilf Særl, die Abschrift der Todesnachricht des Herrn Pastors Knispel mit. Da dieser würdige, fromme Geistliche sich über fünfzig Jahre lang um die Schwiebuser Gemeinde außerordentlich verdient gemacht hat, ist solches wohl nicht mehr als recht und billig.

„Am 14. November 1800, nachts um zwei Uhr entschlief unser Würdiger Prediger Herr Secunda Pastor Knispel (im Alter von 79 Jahren, 3 Monaten, 3 Wochen) und wurde Montag den 17. dieses Monats in die Evangelischen Kirche getragen, wobey unsere, wie auch die Catholische Glocken gemeinschaftlich geläutet worden und Herr Pastor Primarius Wilde ihm eine leichen Rede auf der Kanzel hielt, Ephraim 13, 7: „Gedenket an Euhre Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Nach der Predigt wurde dann das Lied gesungen: „Schlaf, Edler, sanft!“ Nach diesem wurde er mit einer sehr Zahlreichen Versammlung und vielen Thränen auf den Kirchhof begleitet, wo nach der Beisetzung sein Herr Sohn, der Herr Rektor aus Frehstadt, ihm die letzte, Kindliche Pflicht abstattete, und an seinem Grabe eine Rede hielt über die Worte: Gal. 6, 9: „Lasset uns aber Gutes tun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch Erndten ohne Aufhören.“

Gott schenke ihm eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben, uns aber alle lehre Gott bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir Klug und Selig werden! Amen."

Nachwort: Alles hierin Mitgeteilte ist historisch wahr!

Die Abschriften der zahlreichen Originaldokumente mußten leider aus Raummangel gekürzt oder ganz fortgelassen werden.

D. B.



